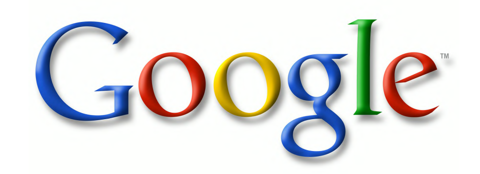
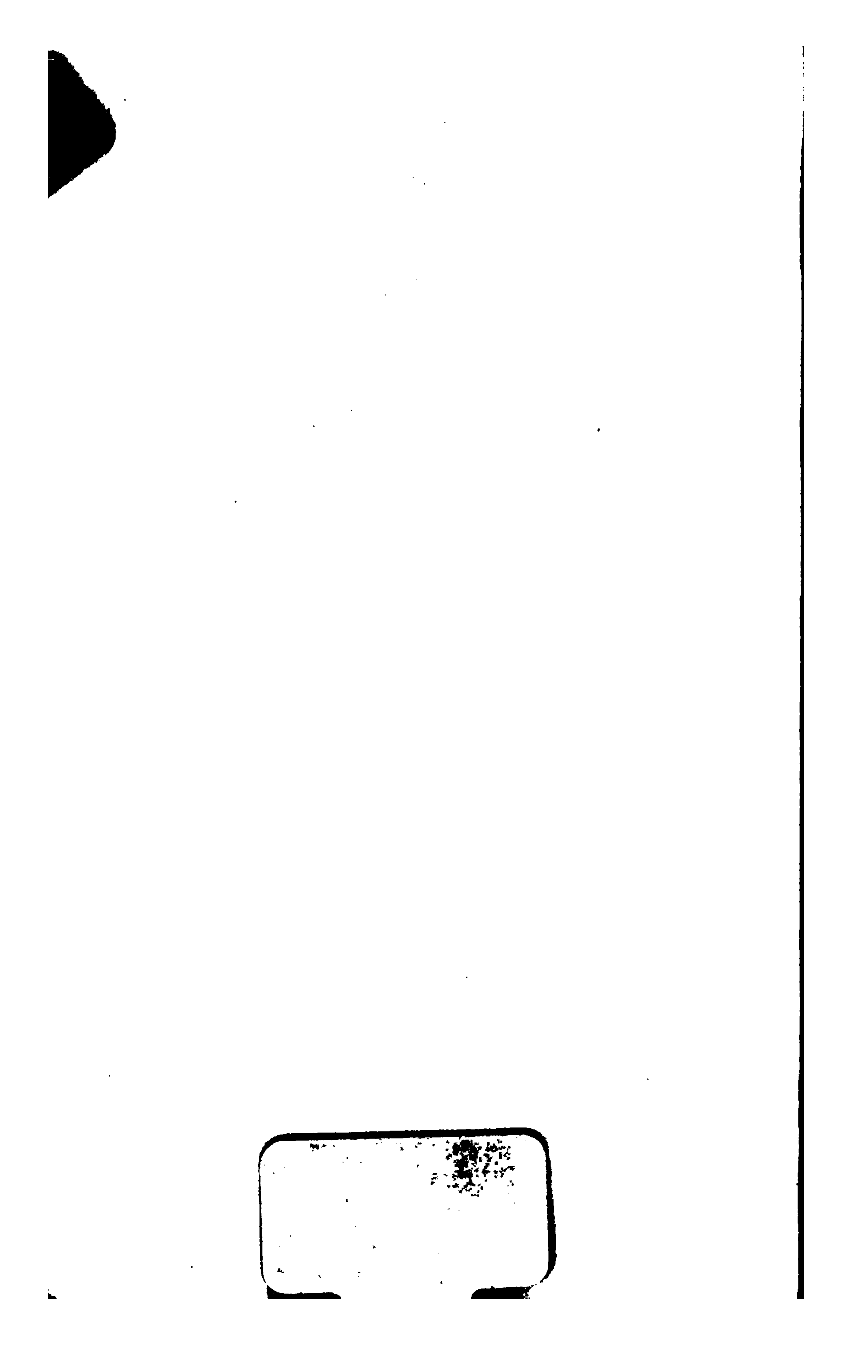
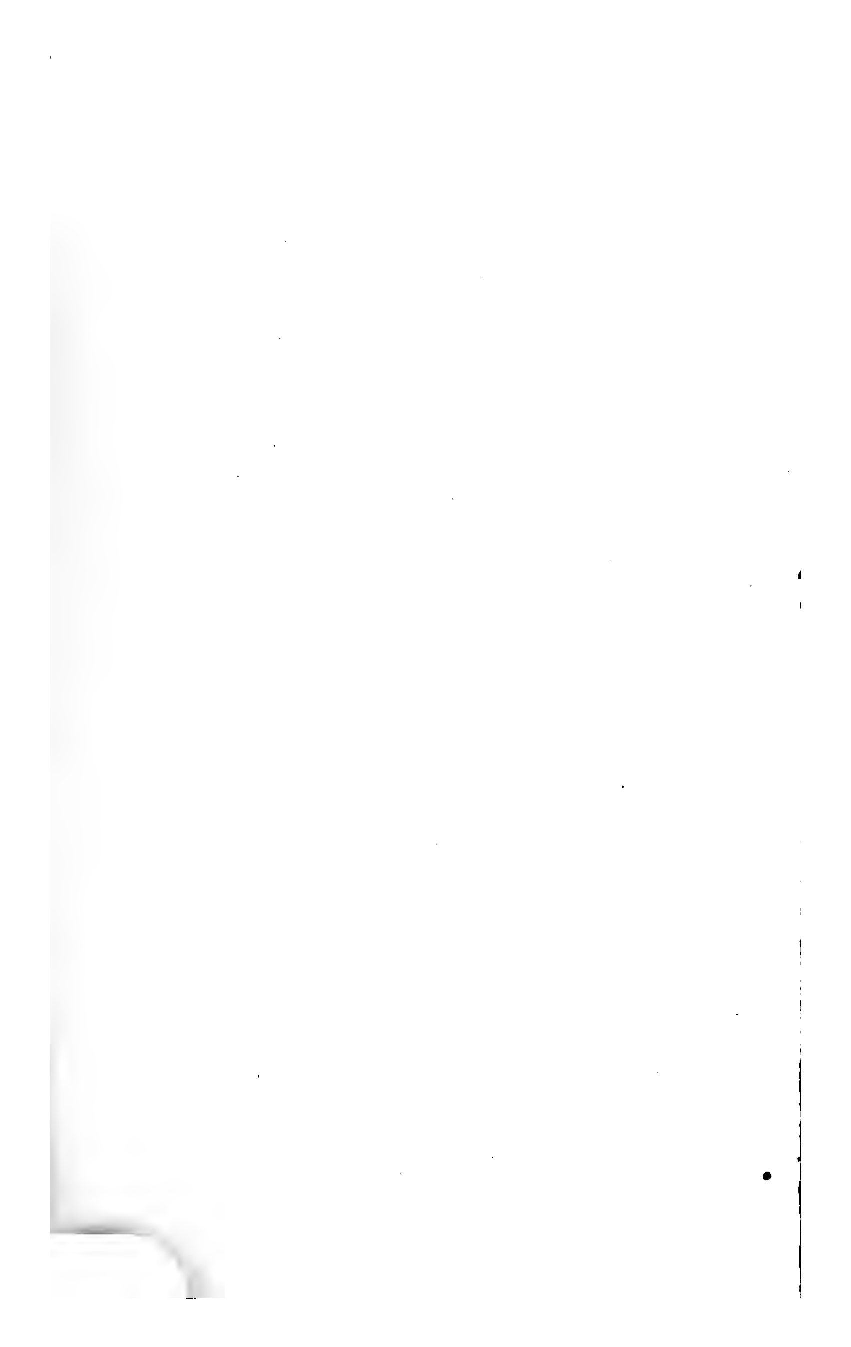






Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. H. Birnbaum, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. B. Denhard, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, R. Habermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuselka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Sechster Band.

Frankfurt am Main.

Verlag von Johann Valentin Meidinger.

1848.

Inhalt des sechsten Bandes.

Johannes Kepler.

Von

Dr. H. Birnbaum.

„Der Tag ist nahe, an dessen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahnes mit Beschämung inne werden wird — und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen wird.“ —

Johannes Kepler.

Johannes Kepler.

Geboren am 27. Dezember 1571 zu Magstadt im Würtembergischen; gestorben am 15. November 1630 zu Regensburg.

In einer von schweren Leiden überwältigten, fieberhaft kranken Zeit, ragt die Gestalt Johann Kepler's bedeutsam hervor. Unermüdet und kühn kämpfte er gegen Irrthum, Aberglauben, Geisteszwang und Gelehrtenprunk an; — sein ganzes Leben verbrauchte er dazu, mit seinem klaren Geisteslichte die Finsterniß zu durchleuchten, ihre Bewohner zu verscheuchen und zu entlarven. Er gehörte zu den wenigen damals lebenden hochherzigen freien Naturen, welche in den religiösen Wirren eifrig Partei nahmen, um zu versöhnen; ihm war eine liebevolle göttliche Duldsamkeit aller Glaubensgenossen das einzig wahre Kennzeichen eines aufrichtigen Christen. Sein geistiger Einfluß hat Wunder gethan in der verständigen Entwicklung aller Naturwissenschaften; durch ihn ist die Astronomie erst zu der Alles überragenden Höhe emporgehoben, in der wir sie jetzt anstaunen. Kepler hat für Jahrhunderte die Bahn gebrochen, befestigt und geebnet. Fassen wir nun die Thaten dieses Genius der Aufklärung und sein ganzes Leben in's Auge!

Kepler wurde (nach seiner eigenen Aussage) im Jahre 1571 am 21. Dezember zu Weil geboren; man hat indessen Ursache die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel zu ziehen, so daß man auch noch Leonberg und

Magstadt als wahrscheinliche Geburtsorte, und den 27. Dezember als Geburtstag aufgefunden haben will.

Heinrich Kepler, der Vater des berühmten Johannes Kepler, war der Sohn des Bürgermeisters Sebald Kepler in der ehemaligen Reichsstadt Weil im Würtembergischen. Er hatte sich mit Katharine Guldermann, eines Wirths Tochter in dem nahe bei Weil gelegenen Dorf Eltingen, verheirathet. Die jungen von Haus aus beide nicht unvermögenden Eheleute wollten eine Schenkwirthschaft pachten und abwarteten zu Eltingen eine passende Gelegenheit. In dieser ungebundenen geschäftsfreien Zeit folgten sie einer freundlichen Einladung nach dem benachbarten Dörfchen Magstadt zu nahen Verwandten, um hier im heiteren Beisammensein das Weihnachtsfest zu feiern. Und gerade auf dieser Besuchsreise, am dritten Weihnachtstage des Jahres 1571, wurde Heinrich's Frau von einem Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Johannes (nach dem Kalendertage der Geburt) empfing.

Kepler's Vater scheint sich schon sehr früh an ein unstetes leichtfertiges Leben gewöhnt zu haben. Obschon von Geburt und Erziehung Protestant, nahm er doch von den Werbern für Herzog Alba's Protestanten vertilgendes Kriegesheer Handgeld und zog in den niederländischen Krieg, als seine Frau von der Geburt ihres Söhnleins noch nicht einmal wieder genesen war. Kaum fühlte sie sich einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, so brachte sie ihr Söhnlein Johann nach Weil in das Haus der Großältern und zog ihrem Gatten nach; sie blieb ihm auch im Kriegsgewühl als Marketenterin zur Seite.

Während dieser Abwesenheit der Aeltern gedieh Johann nur kümmerlich; als er später auch noch von sehr bösartigen Blattern befallen wurde, erwartete man den Tod schon mit Gewißheit. Aber gerade in dieser hoffnungslosen ersten Leidensepoche des Kindes kehrte die Mutter heim, und ihrer Pflege gelang es, dessen Leben zu retten. Doch schien die Blatterseuche nicht ohne starke Verwüstung den Körper des Kleinen verlassen zu wollen.

Sie warf sich auf die rechte Hand und auf die Augen mit so heftiger Entzündung, daß an Rettung dieser Glieder kaum noch zu denken war. Indessen: das Kind genas und behielt das Auge, wodurch für die Nachwelt noch so Großes erschaut, entdeckt und bewahrheitet werden sollte, — es behielt die Hand, womit des Schöpfers himmlische Harmonien aus dem chaotischen Wirrwarr so bewundernswürdig geschickt herausgerechnet, gemessen und gezeichnet worden sind.

Der heimkehrenden Mutter folgte auch der Vater bald wieder nach. Er hatte in Belgien nicht das Glück gefunden, wie es ihm von den trügerischen Werbern und von seiner lebhaften Einbildungskraft vorgespiegelt worden war. Darum entschloß er sich jetzt, friedlich still in seinem Vaterlande zu verbleiben und pachtete dazu die Schenkwirthschaft in Leonberg, einem würtembergischen kleinen Orte, auch in der Nähe von Weil gelegen. Einige Jahre blieb er seinem Vorsatze getreu; dann kam ihn aber auf's Neue seine leidenschaftliche Wanderlust an; er zog 1578 nach Elmendingen in's Badische. Hier war aber der Verkehr noch viel geringer und er siedelte bald wieder nach Leonberg zurück. Johann hatte nun angefangen, die Schule zu besuchen. Es lag in dem zartgebauten, stillen, sanften Knaben ein unwiderstehlicher Reiz zum Lernen und er zeichnete sich vor seinen Mitschülern gar bald als ein sehr befähigter Kopf aus. Weniger zufrieden waren seine Aeltern mit ihm, wenn er von ihnen zum Hüten des Viehes hinausgeschickt wurde, oder zu dieser oder jener kleinen landwirthschaftlichen Arbeit benutzt werden sollte. Sein hervorragendes Talent ward anfänglich blos vom Schulmeister und Pfarrer des Orts bemerkt. Später faßte es der Großvater zu Weil aber viel schärfer in's Auge und bewirkte mit Hülfe seiner Gönner, daß seinem Großsohne eine Freistelle in der Klosterschule zu Hirschau geschenkt ward. Durch die besondere Gnade des Herzogs von Würtemberg durfte er einige Zeit nachher diesen Aufenthalt mit der damals für noch besser gehaltenen Klosterschule zu Maulbronn vertauschen. Auf beiden Anstalten

glänzte er als Muster des Fleißes und des sittlich guten Betragens, gar bald überstrahlte er in Hinsicht des eingesammelten Wissens all' seine Mitschüler; sämmtliche Lehrer bewunderten seinen feinen, überall selbstthätigen Verstand.

Als er das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war er in seiner Schulbildung so weit herangereift, daß er sich um die Aufnahme in das theologische Stift zu Tübingen bewerben konnte. Er bestand die hierzu festgesetzte Prüfung mit großer Auszeichnung, so, daß er unter fünfundzwanzig würdigen Kompetenten der Zweitbeste war.

Kaum hatte er seine theologischen Studien begonnen, als er von Haus eine sehr betrübende Nachricht erhielt. Sein Vater hatte zum zweiten Male Handgeld genommen und war schon nach Oesterreich transportirt, um gegen die Türken zu kämpfen. Am meisten bedauerte er seine unglückliche Mutter, welche von dem aufbrausenden, streitsüchtigen Vater schon so viel hatte erdulden müssen; jetzt, wo sie mit ihren fünf unversorgten Kindern des Mannes Rath und Hülfe noch am allernöthigsten hatte, entzog er sich seiner väterlichen Verpflichtung. Hoffnung zu baldiger Wiederkehr war so gut wie gar nicht zu fassen; auch verbreitete sich bald das Gerücht, daß Heinrich Kepler schon in der ersten Schlacht gegen die Türken gefallen sei. Das war ein zu harter Schlag für die arme Frau. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, von der sie sich nur langsam wieder erholen konnte. Kaum war sie aber der Besserung wieder nahe gekommen, da lief von Tübingen die Trauerkunde ein, daß ihr geliebter Johannes gefährlich erkrankt sei. Der Krankheitsstoff, welcher ihm schon seit längerer Zeit im Körper gesteckt hatte, war plötzlich im Gesichte durch ein Geschwür zum Ausbruch gekommen. Und als sie endlich von dieser Seite beruhigende Nachricht erhielt, so starb eins der kleinen Kinder zu Hause. Das Alles ereignete sich in dem einzigen Jahre 1590. Kepler bezeichnete dies in seinen Briefen als das größte Unglücksjahr seiner Familie.

Auf der Lehranstalt zu Tübingen suchte sich der junge

Kepler nun zu einem tüchtigen protestantischen Geistlichen heranzubilden. Der geistliche Stand hatte für den religiös begeisterten edlen Charakter etwas ungemein Anziehendes. Seine ihm angeborne reiche, aber schüchtern verborgene Phantasie malte ihm das Pfarramt auf dem Lande mit so lieblich friedlichen Farben aus, zeigte ihm in der idyllischen Häuslichkeit, so wie in der kirchlichen Erhabenheit eines pflichtgetreuen, würdigen Seelsorgers das höchste Glück auf Erden. Darum fühlte er sich in seinem theologischen Stifte so froh und glücklich. Er sah sich schon auf dem sicheren Wege zur endlichen Verwirklichung seines längst im Verborgenen genährten heißesten Wunsches.

Der vaterlose Jüngling fand in Stephan Gerlach, dem gemüthvollen und geistreichen Superintendenten des Stiftes den ersten wahrhaft väterlichen Freund. Derselbe war ein vielerfahrener, theoretisch und praktisch durchgebildeter freimüthiger Theologe, auf dessen Wort und Ansicht seine Glaubensgenossen damals ein großes Gewicht legten. Im Dienste der österreichischen Gesandtschaft zu Konstantinopel hatte er die Bekanntschaft mit dem Patriarchen daselbst gemacht und ging seitdem mit dem Plane um, die beiden vom Papste abgefallenen Kirchen zu einem aufrichtig befreundeten einigen Ganzen zu vereinigen. Dies hochwichtige Unternehmen war allerdings gescheitert, aber es lebte in dem Ideengange des würdigen Mannes noch immer fort; er redete davon noch oft mit dem Feuer hoher Begeisterung. Gewaltig wirkte eine solche, aus innerer Ueberzeugung geflossene, mit logischer Schärfe und tiefem religiösem Gemüthe unterstützte Sprache auf Kepler's Geist und Herz ein.

Der Einfluß Gerlach's auf Kepler's geistige Ausbildung war schon sehr groß; dennoch überbot denselben noch die tief im Inneren entzündete Neigung für Astronomie und Mathematik durch den damals weltberühmten deutschen Gelehrten Michael Mästlin. Für Alles, was das ernste, klare, tiefe Denken in Anspruch nahm, hatte unser Kepler ein lebhaftes Interesse. Daher fühlte er sich zu Mästlin's lichtvollen Vorträgen von ganzer Seele hinge-

zogen. Er fühlte in sich die erhebende Wahrheit, daß es ihm möglich sei, diesem tiefsinnigen Denker alle großen Gedanken nachzudenken, daß er mit diesem hervorragenden Geiste an dem reinen Begreifen abstrakter mathematischer Wahrheiten sich bis zum Entzücken erfreuen und erbauen konnte. Mästlin war für Tübingen ein Glanzpunkt der Gelehrsamkeit von europäischem Rufe. Seine Professur für Astronomie hatte er unter der Bedingung angenommen, daß er im Sinne der ptolomäischen Weltordnung lehren wollte, wonach die Erde (der heiligen Schrift gemäß) unbeweglich fest im Mittelpunkte des Weltalls ruhe, und Sonne, Mond und Sterne sich darum bewegten. Das war eine harte Bedingung, welche seiner innersten Ueberzeugung gar nicht anpassen wollte. Er hielt des großen Kopernikus Weltordnung, wonach die Erde als Planet unter den Planeten sich täglich um ihre Axe und jährlich um die ewig feste Sonne bewege, für die einzig wahre. Aber ungeachtet dieser festen Ueberzeugung hütete er sich, öffentlich durch Wort oder Schrift feindlich gegen Ptolomäus aufzutreten. Mit genialer Lehrergewandtheit wußte er nachzuweisen, daß die meisten damals bekannten astronomischen Wahrheiten sich eben so gut aus dem ptolomäischen wie aus dem kopernikanischen Weltsystem erklären ließen. Aber in vertrauten Gesprächen konnte er sein kopernikanisches Glaubensbekenntniß nicht verläugnen, da wußte er alle denkenden Köpfe für sich zu gewinnen. Und so mochte es gekommen sein, daß unser Kepler der neuen Lehre des Kopernikus so recht aus tiefgefühlter Ueberzeugung zugethan ward und für sein ganzes Leben zugethan blieb. — In Italien, wo sich Mästlin zur Erweiterung und Befestigung seiner astronomischen und mathematischen Kenntnisse einige Zeit aufgehalten hatte, war er mit Galilei bekannt geworden. Und es ward später von diesem öffentlich mit Dank anerkannt, wie seine allererste Ueberzeugung für die kopernikanische Weltordnung ein Werk der Beredsamkeit des großen deutschen Mästlin sei. Ursprünglich war Mästlin ein lutherischer Theolog und bekleidete sogar schon das Amt eines Pfarrers zu Back-

nang, ehe er den Ruf zur astronomischen und mathematischen Professur nach Tübingen erhielt. In der Widmung seiner Antrittsschrift — „über die Beobachtung und Erklärung des Kometen von 1577, 1578" — kommen die für die damalige Zeit sehr denkwürdigen Worte vor, „daß er der Astronomie immer einen Vorzug vor der Astrologie gegeben habe und sich kein astrologisches Urtheil anmaße." Dieser Mann war Kepler's Lehrer. In ihm fand Kepler das nachahmungswürdige Vorbild für sein ganzes Leben, einen aufrichtigen, theuern Freund, einen väterlichen Beistand und Rathgeber in Freud' und Leid.

Eine innige Freundschaft verband Kepler'n auch mit dem jungen Johann Valentin Andreä. Beide hatten sich in der Uebereinstimmung ihrer Berufswahl, ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen, Neigungen und Ansichten zusammengefunden. Sie waren einander durch gegenseitige aufrichtige Achtung und Liebe, aber ganz besonders durch ihr gleiches theologisches Glaubensbekenntniß so recht innig an's Herz gewachsen. Sie fühlten sich Beide frei und glücklich in der lutherischen Konfession, duldeten und ehrten daneben aber auch den ehrlich gemeinten Glauben aller anderen Christen. Daher war ihnen die damals so unduldsam kalt in den feurigen Lebenshauch des ursprünglich frei sich entwickelnden Protestantismus hineindrängende „Konkordienformel" ein starker Stein des Anstoßes. In dieser „schwäbisch-sächsischen Konkordienformel" stand mit starren Worten die Verfluchung aller Reformirten, weil sie vom reinen Lutherglauben abgewichen seien und die Einsetzungsworte des Abendmahls anders ausgelegt hätten. Solche Härte mißfiel jedem wahrhaften Christen, ganz besonders aber unsern beiden jungen Freunden.

Am ersten und lautesten erhob Kepler das kräftige Wort dagegen. Er machte seinem Herzen in einem lateinischen Gedichte Luft. Mit religiöser Begeisterung und feinem poetischen Takte sprach er hier frei und unverholen seine innigste Ueberzeugung aus. Die schönste Zierde einer wahrhaft christlichen Religion bestehe in ihrer ewig fried-

lichen Milde, in ihrer hochherzigen Duldsamkeit und aufopfernden Liebe, womit sie alle Fehler und Verirrungen der Nebenmenschen auffasse, beurtheile und trage, daß sie von Haß, Fluch und Verdammniß gar keine Ahnung in sich trage. Die Konkordienformel sei darum eben so unchristlich, wie alle päpstlichen Bannbullen, welche über das Lutherthum geschleudert worden wären. — Später sprach er sich noch freimüthiger und tiefer in's Einzelne hinabsteigend gegen die Männer der Wissenschaft in einer theologischen Zeitschrift aus. Hier bewies er mit mathematischer Folgerichtigkeit und einem Aufwande feinen logischen Scharfsinnes, daß es eine heilige Christenpflicht sei, in der katholischen, lutherischen und reformirten Kirche menschliche Satzungen dem reinen Worte Gottes, der reinen Lehre Christi nicht überzuordnen, sondern sie ganz davon frei zu machen. — In einem denkwürdigen Schreiben an Friedrich von Baden sprach er sich um dieselbe Zeit noch auf andere Weise aus. Der so vielfach und laut beklagte Mangel an Einigkeit in der neuen evangelischen Kirche, das Zerfallen derselben in schwächere kleine Theile, sagte er hier, ist ein sehr zu beklagendes Unglück, aber ein Unglück, welches als unmittelbare Folge aus der Buchstabensklaverei des Formenglaubens, aus der ausschließungssüchtigen Anmaßung parteiischer Glaubensrichter hervorfließt, ist noch beklagenswerther.

So trat Kepler schon in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit freimüthiger Entschiedenheit auf. Sein Freund Andreä stand ihm bei allen diesen Bestrebungen in theilnehmender Berathung treu zur Seite, enthielt sich aber aller öffentlichen Mittheilungen seiner Ansicht. Vielleicht bestimmten ihn hierzu Familienrücksichten; denn gerade sein ehrwürdiger Großvater, der damals weltberühmte gelehrte Professor der Theologie und Kanzler der Universität zu Tübingen, Jakob Andreä, hatte mit ächt lutherischem Eifer die Konkordienformel zuerst entworfen und war bei den wiederholten Gelehrten-Zusammenkünften, wo über Abänderungen und Verbesserungen der Formel umständlich berathen ward, überall der leitende Vorstand ge-

wesen, so daß er das Ganze ziemlich als sein Werk ansehen konnte.

Kepler hatte nun seine Studien vollendet. Er galt für einen jungen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, auch war sein Betragen durchaus frei von Tadel, so daß er die gerechtesten Ansprüche auf eine baldige Anstellung machen konnte. In der damals an evangelischen Geistlichen noch immer sehr armen Zeit würde ihm seine Jugend wenig oder gar kein Hinderniß gewesen sein, sobald er nur übrigens der damals allein regierenden, allein seligmachenden Orthodoxie blind ergeben gewesen wäre. Das war nun aber nicht der Fall, darum nahm sich das streng konkordienformelgläubige Konsistorium vor, Kepler's Muth erst etwas durch Wartenlassen zu brechen.

Unter den edleren Fürsten, welche in ihren Staaten den Anhängern der neuen, durch Luther in's Leben gerufenen Kirche freie Religionsübung gestatteten, zeichnete sich damals Erzherzog Karl von Oesterreich aus. Er folgte hierbei der hochherzigen Ansicht seines älteren Bruders, des würdigen deutschen Kaisers Maximilian's II., von dem ein glaubenseiniges starkes Deutschland zu erwarten stand, wenn ihn der Tod nicht schon so früh hinweggerafft hätte. Der Erzherzog erlaubte es nun, daß der in seinen Erblanden Steyermark, Kärnten und Krain lebende lutherische Adel seine Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern der augsburger Konfession besetzen durfte. So kam es denn, daß die Stände des Herzogthums Steyermark für ihre protestantische Akademie zu Grätz einen tüchtigen jungen Gelehrten der Mathematik und Ethik suchten und sich an den Herzog Ludwig von Schwaben wandten, in dessen Lande eine ausgezeichnete lutherische Universität blühete. Der Herzog ließ sich von seinem geistlichen Ministerium einen passenden Gelehrten in Vorschlag bringen. Da ward Kepler als ein solcher bezeichnet. Der Herzog hatte schon mehrfach von diesem jungen Manne gehört und war erfreut, zu erfahren, daß daraus ein tüchtiger Gelehrter geworden sei. Hinsichtlich der Begriffe der Konkordienformel war der Herzog mit

seinem Konsistorium der Meinung, daß es gerade wünschenswerth sei, wenn ein so rühriger, junger Kopf sich erst einmal in weiter Fremde versuche und Lebensklugheit einsammle. Kepler verließ sehr ungern sein Vaterland; zudem quälten ihn Zweifel, ob er zu der Stelle auch wirklich befähigt sei. Doch wußte sein würdiger Lehrer Mästlin auch diese Bedenklichkeit bald zu besiegen. So nahm er schon im Jahre 1593 die angetragene Stelle in Grätz an und reis'te mit der zuversichtlichen Hoffnung einer recht baldigen Zurückberufung nach dem Orte seiner neuen Bestimmung ab.

Eine höhere Hand bestimmte die Richtung von Kepler's Schicksal. Sie trieb ihn ganz unerwartet, ja sogar gegen Neigung und Willen gerade dahin, wo er am wirksamsten sein konnte. Durch die Uebernahme seines Amtes war er auch zugleich mit verpflichtet zu einer alljährlichen Anfertigung des Steyermärkischen Kalenders. Kalendermacher galten in Kepler's Augen gar wenig und es war ihm anzüglich, in diese verächtliche Klasse von Schriftstellern hineingestoßen zu sein. Er, ein aufgeklärter Protestant, konnte nicht anders, er mußte protestiren gegen den unchristlichen Aberglauben, gegen den astrologischen Irrglauben aller Kalender. Mit diesem Bewußtsein legte er Hand an das Werk. Zum Glück war man ihm bei dieser gewagten Umgestaltung gar nicht entgegen, und es kam ein Kalender zu Stande, wie ihn die reinste Wahrheit mit der sorgfältigsten Berücksichtigung und möglichsten Befriedigung aller damals existirenden politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse nur in die Feder diktiren konnte. Den vorherzusagenden Wechsel der Witterung bestimmte er nach Erfahrungsgrundsätzen, welche dem alljährlichen Mondswechsel und der Stellung der übrigen Planeten zur Erde und zur Sonne mit verständiger Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben war. Ueber das bevorstehende Glück und Unglück, über Freud' und Leid, welches die Völker auf Erden in Haus und Hof, zu Land und zu Wasser, in Krieg und in Frieden zu erleben hätten, ließ er sich nur scherzweise aber in treffenden

Satyren vernehmen: hier war es gerade, wo er mit einer Fülle von prophetischem Pompe die trügerische Astrologie verhöhnen wollte, um sie so allmälig aus dem Kalender entfernen zu können. Uebrigens war diese Reform noch in der Hinsicht wichtig, daß dabei die alte julianische Zeitbestimmung ganz verworfen ward und dafür die gregorianische verbesserte an den Platz gesetzt wurde. Auch hierbei folgte Kepler ganz unparteiisch seiner aufrichtigen Ueberzeugung. Das folgerechte Durchführen der Einschaltung eines Tages nach einem jedesmaligen Zeitraume von vier Jahren, oder das unabänderliche Feststellen der Jahreslänge zu 365¼ Tag, wie der julianische Kalender es wollte, hatte damals die Kalenderzeit von der wirklichen Zeit schon um 10 volle Tage entfernt, und es war vorherzusehen, daß nach einigen tausend Jahren starrer Fortsetzung dieser Einschaltung zuletzt der kalte Januar mitten in die heiße Sommerzeit hineingerückt werde. Deßhalb entschied sich Kepler für die Einführung der verbesserten gregorianischen Kalenderregel. Hiernach waren nicht alle Jahrhunderte, nicht alle Jahrtausende, sondern auch immer nur das je vierte ein Schaltjahrhundert, ein Schaltjahrtausend, wodurch auf ewige Zeiten die Kalenderzeit immer in der Nähe der wirklichen erhalten werden konnte.

Dieser Kalender fand von vielen Seiten eine äußerst günstige Aufnahme. Der Landmann bewunderte die Richtigkeit der prophezeiten Witterungszustände. Es traf der auf 1594 vorhergesagte andauernde strenge Winter und auch der angedeutete Ausbruch von Bauernunruhen in Oesterreich richtig ein. Die Gebildeten aller Stände ergötzten sich daneben an dem treffenden Witze, womit den Mächtigen in Staat und Kirche die Wahrheit gesagt ward. Die Katholiken freueten sich über das unparteiische Urtheil eines lutherischen Theologen in Hinsicht ihres von Papst Gregor XIII. verbesserten neuen Kalenders, und die wissenschaftlich aufgeklärten freisinnigen Protestanten wußten es Kepler Dank, daß er dem Aberglauben so kräftig entgegengearbeitet und überall das versöhnende

vermittelnde Wort der christlichen Duldsamkeit und Liebe aufklärend unter das Volk gebracht habe. Dieser Beifall, welcher sich so ungetheilt in seiner Nähe kund gab, bestimmte ihn, das Werk auch nach seiner Heimath hinüberzuschicken, um sich dadurch wieder in gute Erinnerung zu bringen. Da ward er aber bald sehr unangenehm enttäuscht. Die Aufnahme war hier eine ganz andere, wie er es sich gedacht hatte. Fast die gesammte lutherische Geistlichkeit seines Vaterlandes nahm es ihm übel, daß er der katholischen Kalendersatzung einen Vorzug vor der lutherischen eingeräumt habe, und die Mitglieder des Konsistoriums fühlten sich durch das Bespötteln der orthodoxen Gläubigkeit in dem neuen Kalender stark getroffen. Schon fing man an Kepler'n im Verdachte eines „Kryptocalvinisten," wenn nicht gar eines versteckten Katholiken zu haben. Von seinem würdigen Lehrer und väterlichem Freunde Mästlin erhielt er die erste Kunde über die ungünstige Aufnahme seines Werks in der Heimath. Mästlin lobte Kepler's Streben, der rationalen Astronomie vor der mystischen Astrologie den Ehrenplatz wieder zu erringen und forderte ihn auf zum rüstigen Weiterschreiten auf der so erfolgreich betretenen Bahn. Er freue sich, einen so talentvollen jungen Gelehrten seinen Schüler nennen zu können. Nur sei es vielleicht wünschenswerth gewesen, beide Zeitbestimmungen, sowohl die alte julianische als die neue gregorianische im Kalender aufgenommen zu haben, weil so beiden Parteien gedient wäre. Dieser Beifall Mästlin's vermochte unendlich viel mehr als aller Tadel der empfindlichen Geistlichkeit; selbst die hämischen Verdächtigungen konnten ihn wenig oder gar nicht verletzen, da er sich gerade in dieser Hinsicht durchaus rein und frei fühlte. Er war sich der allertreuesten Anhänglichkeit an seine evangelische Kirche bewußt und konnte Männer wie Haffenreffer, Schellenberg u. m. A. nicht begreifen, wenn sie ihn in Verdacht haben könnten, der katholischen Kirche mehr, als sie es in Wahrheit verdiene, das Wort geredet zu haben, — wenn sie ihn warnen konnten vor dem Umgange mit Je-

suiten, von denen er doch nur Gutes erfahren habe, die sich in der Nähe gar nicht so protestantenfeindlich ausnähmen, wie sie von den protestantischen Lehrstühlen herab verschrieen würden. Ihm schienen die blinden Anhänger und harten Verfechter der schwäbischen Konkordienformel jetzt viel mehr auf der verhaßten Bahn protestantischer Jesuiten zu stehen.

Durch den täglichen Unterricht an der Gelehrtenschule zu Grätz, so wie durch die jährliche Bearbeitung des Kalenders war er genöthigt der Mathematik und Astronomie ernste und andauernde Aufmerksamkeit zu widmen. That er dies nun auch anfangs unter der sichersten Aussicht einer baldigen Erlösung und Wiederzurückführung zu seinem Hauptstudium, der Theologie, so dauerte es doch nicht lange und sein spekulativer Geist fühlte sich mächtig und mächtiger angezogen zu dem tieferen Studium jener erstgenannten Wissenschaften. Mit hoher Begeisterung blickte er in des Schöpfers Welt der Welten. Er bebaute dies weite Feld der erhabensten Wissenschaft zuletzt mit der aufrichtigsten Lust und Liebe zur Sache selbst und hatte bald das Glück Früchte zu erziehen, welche auf ewige Zeiten der höchsten Bewunderung würdig sind.

Schon nach zwei Jahre langem Aufenthalte in Grätz, 1595, trat er mit einer astronomischen Schrift an die Oeffentlichkeit, welche seinen tiefen Scharfsinn und seinen ausdauernden großen Fleiß erkennen ließ. „Prodomus“ ist der kurze Name dieses Werkes. Es sollte ein Vorbote kosmographischer Untersuchungen über die Bahnen himmlischer Körper abgeben, unter der streng durchgeführten Voraussetzung der kopernikanischen Weltorduung. Er stieß bei der Herausgabe dieser Schrift, wie die meisten jungen Gelehrten, auf große Hindernisse. Er konnte keinen Verleger finden. Da entschloß er sich das Manuskript nach Tübingen zu Mästlin zu schicken, um dessen Urtheil zu hören, und durch dessen Verwendung vielleicht auch noch den Abdruck möglich gemacht zu sehen. Mästlin war ganz voll Freude über Kepler's Fortschritte auf der Bahn der neuen kopernikanischen Lehre; und unge-

achtet der heftigsten Abwehr der Orthodoxen zu Tübingen wußte er es durch persönliche Verwendung bei dem Herzoge dahin zu bringen, daß die Schrift durch die Universität veröffentlicht ward. Er gab dem Werke eine Vorrede und des Rätikus Geschichte über Kopernikus Auffindung des Weltsystems, weil Kepler sich darauf bezogen, ohne sie mitgetheilt zu haben. So erschien das Werk 1596 auf 181 Quartseiten, wovon aber nur 83 den Kepler'schen Prodomus ausmachten.

Diese Schrift erregte ungemeines Aufsehen. Die vielen heimlichen Anhänger des Kopernikus waren hoch erfreut, daß sich endlich einmal wieder ein bedeutender Mann gefunden, der Verstand und Muth genug gehabt, öffentlich für dies System zu schreiben. Dagegen erhoben aber alle Geistlichen der katholischen, lutherischen und reformirten Kirche ein lautes Klagegeschrei; sie hielten den Inhalt der Bücher für gottlos, weil er der Bibel, dem „heiligen Worte Gottes," widerspräche. Aber ganz besonders verdarb es Kepler nun mit der hohen Geistlichkeit seines Vaterlandes. Sie hatte den Druck der Schrift zu hintertreiben gesucht, weil darin die Bewegung der Erde gelehrt werde, welches der sogenannten „Offenbarung" geradezu entgegenstände; hatte sich aber dem entschiedenen Befehle des Herzogs fügen müssen. Das war eine empfindliche Demüthigung, welche sie nie verschmerzen konnte. Sie nannte Kepler einen äußerst gefährlichen Religionsspötter, einen Atheisten, vor dessen verführerischer Zunge der treue Glaube nicht fest genug das Ohr verschließen könne.

Das Geschrei der zelotischen Geistlichen überhörte Kepler ganz. Sein Geist war viel zu lebendig mit der Bewundrung der soeben erforschten astronomischen Wahrheit beschäftigt, als daß er Neigung haben konnte, zu dem nüchternen Formelwesen der orthodoxen Theologen herabzusteigen. Alle seine wissenschaftlichen Forschungen hatten ihn auch nicht ein Haar breit von der Anbetung und Verehrung Gottes abgeführt, im Gegentheil erwärmte und durchglühete sein Herz immer höher und höher, je

mehr er in der wahrhaften Erkenntniß der Weltschöpfung weiter und weiter schritt. Es schmerzte ihn nur, daß man eine so wichtige glückliche Entdeckung in Hinsicht der Bewegung der Erde und aller himmlischen Körper, worüber sein ganzes inneres Wesen bis zum Entzücken in Freude erglühete, so kalt und verächtlich zur Seite schieben konnte, — daß man seine friedlich stillen Forschungen so leidenschaftlich feindlich aufgenommen.

Wir wollen nun versuchen, den Hauptinhalt der Schrift mit einigen allgemein verständlichen Worten anzudeuten. Zunächst wird darin mit klaren bündigen Worten die kopernikanische Weltordnung als die allein richtige nachgewiesen und festgestellt. Dann kommt der Hauptinhalt, nämlich der bewunderungswürdige Zusammenhang in den Bewegungssphären der sechs Planeten um die Sonne. Beschreibt man nämlich um die Kugel, in deren Peripherie die Bahn der Erde um die Sonne gelegen ist, ein Dodekaeder — worunter man einen von zwölf identischen egulären Fünfecken zusammengesetzten regulären Körper versteht — und denkt sich durch die Ecken desselben wieder die Peripherie einer Kugel gelegt, so schließt diese letztere die Bahn des Mars in sich. Um die Kugeloberfläche der Marsbahn denkt man sich dann ein Tetraeder — das ist ein von vier gleichen gleichseitigen Dreiecken gebildeter regulärer Körper — beschrieben, durch dessen Ecken wieder eine Kugeloberfläche gelegt worden ist, so führt diese zu der Region der Jupitersbahn. Um die Kugel der Jupitersbahn muß man sich dann einen Würfel gelegt denken und durch dessen Ecken wieder eine Kugeloberfläche, so deutet diese die Region der Saturnusbahn an. Ferner denke man sich in die Kugelperipherie der Erdbahn ein Ikosaeder — ein aus zwanzig gleichen gleichseitigen Dreiecken zusammengesetzter regulärer Körper — konstruirt, und in diesem Körper eine die Seitenflächen berührende Kugeloberfläche, so schließt diese letztere die Region der Venusbahn in sich. Und wenn man endlich noch in die Venusbahnkugel ein Oktaeder — ein aus acht gleichen gleichseitigen Dreiecken zusammengesetzter Körper — hin-

einbeschrieben denkt und in diesen regulären Körper sich wieder eine Kugeloberfläche hineingelegt vorstellt, so kommt man zu der Region des Merkur. Da Kepler nun aus der Geometrie wußte, daß nicht mehr als gerade die gebrauchten fünf regulären Körper denkbar seien, so machte er daraus die Folgerung, daß die Annahme der Erde als Planet ihre Richtigkeit habe, und daß um die Sonne nicht mehr und nicht weniger als sechs Planeten kreisen könnten. Dies merkwürdige Gesetz hatte Kepler durch tiefes Nachdenken, aber noch viel mehr durch unermüdlich fleißiges Probiren herausgegrübelt. Er war unaussprechlich glücklich über diesen Fund. Und als er das Auge auf Gottes Weltall richtete und daran dachte, daß es dem Menschen vergönnt sei, einen begreifenden Blick in die unendlich große Werkstatt des Schöpfers zu thun, da gerieth er in eine mächtig ergreifende religiöse Stimmung. „Vater und Meister der Welten," so rief er aus, „was konnte Dich bewegen, ein armes, kleines, schwaches Erdengeschöpf so zu erheben, daß es als ein Herrscher im Glanze dasteht, — Dir selbst sich nahend in der Kraft seines Erkennens, — denn es denkt Deine Gedanken Dir nach!"

Kepler hatte die große Freude, daß sein Werk von den bedeutendsten Männern von Fach mit lautem Jubel aufgenommen ward. „Ich wünsche mir Glück," schrieb der berühmte Galilei von Italien aus, „in Dir einen Gleichgesinnten in dem Erforschen des Wahren, einen Freund derselben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Obgleich Kopernikus sich einen unsterblichen Ruhm errungen hat, so wird er dennoch von Vielen, denn die Zahl der Unverständigen ist groß, verlästert und verworfen." Selbst Tycho de Brahe, der berühmteste unter den damals lebenden Astronomen Europa's, dieser viel gefeierte, aber auch sehr stolze Gelehrte, hielt es nicht unter seiner Würde, an den bescheidenen Kepler zu schreiben und ihm seine Freude über die wichtige neue Entdeckung auszusprechen. Er lobte Kepler's Scharfsinn

und Fleiß, ermahnte ihn jedoch auch, nicht zu unbedingt nur dem Kopernikus Glauben zu schenken, denn die neue Entdeckung ließe sich auch ganz genau in die von ihm erfundene Weltordnung hineinpassen. Zugleich machte er Kepler aber auf eine große Lücke in dessen astronomischer Bildung aufmerksam, dies sei Mangel an selbstständig angestellter Beobachtung des Himmels. Dazu möchten allerdings wohl die nöthigen Instrumente gefehlt haben, gewiß aber nicht die Lust, und er lud Kepler'n ein, zu ihm nach Kopenhagen zu kommen, um das Versäumte nachholen zu können.

Diese ehrenvolle Einladung erhielt Kepler im Jahr 1597. Hätte er ganz unabhängig nur seiner wissenschaftlichen Neigung folgen können, so möchte er wohl nicht zurückgeblieben sein. Er stand aber schon nicht mehr allein in der Welt, und seine junge Frau wollte von einer so weiten Reise in's Ausland nichts hören.

Kepler war mit ihr schon 1596 bekannt geworden. Sie stammte aus einem reichen altadeligen lutherischen Hause Barbara und war vor der Verbindung mit Kepler schon zwei Mal vermählt, obgleich sie kaum erst das dreiundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Den ersten Mann hatte sie durch den Tod verloren, von dem andern war sie geschieden, weil er sich durch einen leichtsinnigen Lebenslauf ihrer ganz unwürdig bewiesen hatte. Sie hieß Frau Müller von Mühleck und brachte Kepler'n eine Tochter mit. Durch diese Verheirathung glaubte sich Kepler ein sorgenfreies, stillglückliches Haus zu begründen und fand gar bald nichts als Kummer und Unruhe. Er, der Verstoßene aus seiner Heimath, wollte sich durch diese Verbindung wieder ein neues Vaterland erringen, und sah sich doch so bald zu einer neuen traurigen Auswanderung genöthigt. Schon in die ersten süßen Wochen nach der Vermählung drängte sich die kalte Wirklichkeit mit einem Heer von Täuschungen und Entsagungen. Der unglücklichen, so viel geprüften Frau wurde die Mitgabe vorenthalten, ja sogar durch das Gericht streitig gemacht. Dazu kam die ängstliche Sorge um den ruhigen Fortbe-

stand der Glaubensduldung in Steyermark. Die protestantischen Geistlichen waren durch den täglich wachsenden Anhang in ganz Europa, durch den immer mehr gewährten Schutz in Frankreich, England, Schweden, Norwegen und Deutschland übermüthig geworden, sie traten immer lauter und triumphirender auf, suchten das Volk in aufwiegelnden Schmähreden gegen den Papst und sein ganzes Kirchenregiment zu erbittern und zum Uebertritt zu bewegen. Dieser Uebermuth konnte nun in den kaiserlichen Erbstaaten um so ungestrafter sich entwickeln und bis zum Aeußersten ausarten, als Kaiser Rudolph's gänzliches Ungeschick und gänzliche Unlust zum Regieren einen durchaus freien Spielraum gewährte. Gerade um die Zeit, wo Kepler daran dachte, sich zu verheirathen, hatte ein protestantischer Geistlicher es sogar gewagt, in dem katholischen Wien die Kanzel zu besteigen und mit Feuereifer gegen die papistische Kirche zu predigen. Die Jesuiten ließen ein solches Aergerniß nicht ungenutzt vorübergehen. Sie handelten aber klug ganz im Verborgenen, und sie hatten dazu um so mehr Grund, weil sie eben erst den harten Schlag der Verweisung aus ganz Frankreich, England, Portugal, aus den vereinigten Staaten der Niederlande, aus Ungarn und Siebenbürgen erfahren hatten. Zunächst suchten sie Kaiser Rudolph II., ihren so regelrecht gezogenen, einst so hoffnungsvollen, aber jetzt ganz entarteten Schüler, zu bearbeiten. Es gelang ihnen sogar, diesen auf einige Augenblicke aus seinen astrologischen und alchymistischen Träumereien herauszurütteln, damit er ein kaiserliches Edikt erscheinen lassen konnte, welches den Protestanten in Oesterreich die Religionsfreiheit geradezu absprach. Das hielt man aber in Deutschland für einen Bruch des augsburger Religionsfriedens. Man verwünschte den Kaiser mit seinen jesuitischen Räthen und seiner einflüsternden spanischen Verwandtschaft. Die Jesuiten kehrten sich aber nicht an diesen Schrei des Entsetzens, sie waren emsig thätig und man fühlte bald die hemmenden Folgen in der weiteren Entwickelung der protestantischen Kirche der sämmtlichen kaiserlichen Erblande.

In Steiermark wirkten die Jesuiten durch die bigotte Gemahlin des Erzherzogs Karl. Sie mit ihrer ganzen jesuitischen Umgebung versuchte es, dem alten Erzherzoge Mißtrauen gegen das Thun und Treiben der protestantischen Geistlichkeit und ihrer adeligen Beschützer im Lande einzuflößen. Der Plan wollte Anfangs nicht glücken, weil der Fürst nach innerer Ueberzeugung der neuen Lehre gar nicht abgeneigt war; später redeten aber die revolutionären Umtriebe der lutherischen Prediger zu laut, als daß sie unbeachtet bleiben durften. Das Edikt des Kaisers Rudolph verfehlte auch in Steyermark seine Wirkung nicht, obgleich es gerade bei dem wohlwollenden Charakter des Erzherzogs nur wenig festen Fuß fassen konnte. Unglücklicherweise starb aber dieser Beschützer der evangelischen Kirche bald und es gewannen nun die Jesuiten hier ganz offene Hand, denn der Thronerbe Ferdinand war erst zwölf Jahre alt und befand sich schon zu Ingolstadt unter der Leitung und Erziehung der geschicktesten Jesuiten.

Die neue vormundschaftliche Regierung machte von dem listig erschlichenen widerrechtlichen Edikte sogleich energischen Gebrauch. Alle protestantischen Kirchen und Schulen wurden aufgehoben, die Prediger und Lehrer Landes verwiesen. Dieser furchtbaren allem Völkerrechte Hohn sprechenden Staatsmaxime mußte auch Kepler Folge leisten. Er zog mit seinen Schicksalsgefährten zur Gränze Ungarns. Hier und in Kroatien hatte das Volk jenen tyrannischen Druck mit Gewalt abgeschüttelt, es war aufgestanden, hatte alle Jesuiten aus dem Lande getrieben und wollte auch der jesuitischen Anordnung des Kaisers keine Folge mehr leisten. Doch verblieb Kepler nur kurze Zeit in dieser traurigen Verbannung. Er hatte, wie schon oben angedeutet, unter den gelehrten Jesuiten zu Ingolstadt mehrere ausgezeichnete Männer kennen gelernt, welche seinen wissenschaftlichen Werth und seinen friedlichen Sinn gegen alle Religionsparteien kannten. Diese verwendeten sich für ihn und wußten so seine Zurückberufung möglich zu machen.

Kepler kehrte nach Steyermark zurück, genoß hier einige Jahre hindurch seinen Gehalt ohne Amt, und lebte in zurückgezogener Stille wissenschaftlichen Forschungen. Ganz vorzugsweise regte die Optik sein Interesse an; er erforschte, was die Alten davon gewußt und darüber gedacht hatten und kam so zu der Untersuchung der Strahlenbrechung, wovon er die Dioptrik, eine ganze neue Lehre, entwickelte; eine Abhandlung über den Bau des Auges und über das Sehen war eine Anwendung dieser Lehre. Außerdem suchte er die magnetische Anziehung auf bestimmte Gesetze zu bringen. Daneben beschäftigten ihn auch noch mehrere wichtige astronomische Fragen. Das Alles geschah aber in einer sehr unruhig bewegten Zeit. Seine Glaubensgenossen wurden mit immer heftigerer Strenge verfolgt. Die lang ersehnte Aussicht auf eine endliche Wiedereinsetzung in Amt und Würde ging nach und nach ganz verloren. Der Gehalt ward ihm wohl noch ausgezahlt, aber weniger genau wie zu Anfang, und es war auch in dieser Hinsicht das baldige Aufhören zu fürchten, weil die unaufhörlichen Unruhen die Staatskassen erschöpften. In dieser ängstlichen Lage dachte er doch noch viel lebhafter an das Unglück seiner evangelischen Brüder als an seine eigene Noth. Er schrieb seinen Unglücksgefährten einen offenen Brief des Trostes. Das konnten nun die Jesuiten nicht ertragen. Kepler verlor augenblicklich Gehalt und Schutzbrief und erhielt den Befehl, das Land zu verlassen. Seiner Frau Güter mußten binnen vierzehn Tagen verkauft oder verpachtet sein. Es war ein Donnerschlag für die Unglückliche. Sie konnte sich zum Verkauf nicht entschließen, die Hoffnung auf baldige friedlichere Zeiten war noch zu tief in ihren Herzen begründet, und bei der Kürze der Frist war an eine sichere Verpachtung gar nicht zu denken.

In diesem hülflosen Zustande wandte sich Kepler nach seinem Vaterlande mit der Bitte um eine Anstellung daselbst. Man wies ihn aber schnöde ab, man wollte mit dem nur in Noth und Kummer treuen Glaubensbruder nichts mehr zu schaffen haben.

Doch mitten in dieser schweren Sorge um die Zukunft, wo jede Aussicht auf Hülfe vernichtet zu sein schien, schaffte die mächtige Hand des Schicksals wieder Rath und Beistand, und das wieder auf eine Weise, welche für Kepler's astronomische Ausbildung von größter Wichtigkeit war. Tycho de Brahe, der in Dänemark durch Friedrich's II. Gunst zu einer glänzenden, viel beneideten Höhe stolz emporgestiegen war, hatte nach dem Tode seines königlichen Gönners durch die Umtriebe seiner Feinde und Neider sein Amt und sein Vaterland verlassen müssen und war eben nach Prag an Kaiser Rudolph's Hof gerufen worden. Hier kam er im Frühjahr 1599 mit seiner Familie, seinen Schülern und seinen berühmten astronomischen Instrumenten an, hörte von Kepler's unglücklicher Lage und säumte nicht, diesen talentvollen jungen Gelehrten für sich zu gewinnen. Durch einen Brief lud er Kepler ein, zu ihm zu kommen, und dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Tycho, der viel erfahrene lebenskluge Gelehrte, erkannte in Kepler sogleich seinen Mann. Zu einem sehr umfangsreichen astronomischen Tabellenwerke, welches nach Kaiser Rudolph II. den Namen führen sollte, bedurfte er eines recht zuverlässigen, gewandten Rechners, gerade wie Kepler einer war, und es kam nach kurzer Besprechung zwischen beiden Männern ein vorläufig nur auf zwei Jahre festgestelltes Bündniß zu Stande.

Auf der beschwerlichen langen Reise von Grätz nach Prag, die er bis Linz mit seiner Familie zusammen machte, dann aber allein vollendete, hatte Kepler das viertägige Fieber bekommen, welches ihn körperlich und geistig so entsetzlich herunterbrachte, daß er in neun Monaten gar keine anstrengenden Arbeiten unternehmen durfte. In Linz abwartete er nun die Wiederherstellung seiner Gesundheit, so daß er erst im Oktober des Jahres 1600 sein Amt antreten konnte.

Nach so sorgenvollen schweren Prüfungstagen kehrte endlich wieder Ruhe und Glück bei Kepler ein. Er lebte und webte in seinem höhern Wirkungskreise und fühlte

sich von Tycho de Brahe's umfassendem Wissen und Können mächtig angezogen.

Tycho hatte kurz zuvor, ehe er nach Prag gekommen war, seine Weltordnung veröffentlicht. In dieser bewegen sich alle Planeten, mit dem kopernikanischen Systeme übereinstimmend, um die Sonne, diese bewege sich aber selbst noch um die unbewegliche Erde, wie das ptolomäische Weltsystem und ganz besonders die Bibel es lehre. Dieses neu erfundene System ward mit vielem Beifall aufgenommen, besonders von den orthodoxen Geistlichen aller Parteien, und man glaubte von der gediegenen Gelehrsamkeit seines Erfinders schon mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß nun die kopernikanische Weltordnung gar bald ganz der Vergessenheit übergeben werden würde. Da trat Rimarus Ursus auf und nahm dies tychonische System als seine Erfindung in Anspruch. In seiner Astronomie sagte er in der an Landgrafen Moritz von Hessen gerichtete Widmung, daß ein gewisser Rothmann — den er in der Heftigkeit seines hämischen Streites sogar Rotzmann nannte — seine schon im Jahre 1585 aufgefundene und 1586 dem Landgrafen Wilhelm vorgelegte Weltordnung dem Tycho de Brahe mitgetheilt habe, und dieser sei nun frech genug gewesen, 1587 diese Erfindung für die seinige auszugeben. Bei dieser Gelegenheit hatte sich der leidenschaftliche Ursus gegen Tycho de Brahe der gröblichsten Angriffe und Schimpfreden bedient. Das konnte der stolze gelehrte Mann, dem in seiner Uranienburg Herzoge und Könige den Hof gemacht hatten, nicht stillschweigend verschmerzen, und doch war es ihm auch wieder viel zu klein, darüber selbst ein öffentliches Wort zu verlieren. Darum suchte er Kepler für seine Sache zu gewinnen. Der sollte ihm ein Verfechter seiner Ehre werden. Kepler konnte diesen Antrag nicht gut ablehnen, wollte ihn aber auch nicht eher in Ausführung bringen, bis aus den Beobachtungen unzweifelhaft hervorgehe, daß Ursus Unrecht habe. Das System von diesem war nämlich noch wesentlich von dem des Tycho's verschieden; denn bei jenem machte die Erde

noch eine Bewegung, nämlich die tägliche um ihre Axe, bei diesem war sie unbeweglich fest, das Centrum des Weltalls. Und Tycho wollte nun durch genaue Beobachtung nachweisen können, daß die Annahme der Axenbewegung der Erde eine Ungereimtheit sei.

Als nun Kepler nach Prag kam, so traf er Tycho de Brahe mit seinem berühmten Schüler Longomontan gerade sehr eifrig beschäftigt, die Opposition des Mars zur Sonne möglichst scharf zu beobachten, und es ward Kepler's erste Arbeit, nach diesen Beobachtungen den Ort des Planeten genau zu berechnen. Dadurch wollte man den unwiderleglichen Beweis gewinnen, daß die Erde still stehe, daß also Kopernikus und Ursus Behauptung der Bewegung der Erde null und nichtig sei. Aber je mehr und schärfer beobachtet ward, und je vorsichtiger und feiner Kepler rechnete, um so weniger ging ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung. Das war ein Mißgeschick, worüber sich Niemand mehr als unser Kepler freuete. Denn er hing ja noch immer seinem Kopernikus an, wenn ihm auch die Klugheit gebot, seine aufrichtige innere Ueberzeugung eben jetzt nicht laut werden zu lassen. Er wartete ruhig das Ergebniß der Beobachtungen und der darauf gestützten Rechnungen ab. Mit bloßem Wortzweifel wollte er dem Tycho nicht entgegentreten, er scheute dessen Jähzorn. Nur gegen seinen väterlichen Freund Mästlin machte er seinem Herzen Luft. „Tycho," schrieb er, „ist ein Mann, mit dem man nicht leben kann, ohne sich beständig auf die gröbsten Beleidigungen gefaßt zu machen. Jede Beobachtung auf der kaiserlichen Sternwarte ist eine Widerlegung des tychonischen Systems und eine Bestätigung des kopernikanischen. Tycho kann eben so wenig seinen Aerger, wie ich meine Freude hierüber verbergen."

Uebrigens waren beide Männer wie für einander geschaffen; sie machten ein einiges zusammengehöriges Ganze aus. Wenn Tycho durch seine ihm angeborene Heftigkeit sich leicht zum Absprechen, Zorne und Verdammen verleiten ließ, so suchte Kepler mit besonnenem Schweigen

und gelegentlich angedeutetem milderem Urtheil auch Tycho wieder zu besänftigen und oft zum Selbstgeständnisse seiner Uebereilung zu bringen. Wenn Tycho im hochgesteigerten Bewußtsein seiner Wichtigkeit und Größe über die Verdienste aller andern Gelehrten mit triumphirender Geringschätzung aburtheilte, so war ihm Kepler allerdings nicht entgegen, denn er bewunderte des großen Mannes wirkliches Verdienst nach inniger Ueberzeugung, aber er wußte auch hier jedes Mal durch leicht hingeworfene feine Bemerkungen zu bewirken, daß Tycho auch den Leistungen Anderer Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Kepler fühlte, daß er durch Tycho's ausgezeichnetes Talent im Beobachten des Himmels, im Erfinden und Benutzen der hierzu nöthigen Instrumente Gelegenheit bekommen habe, eine große Lücke in seiner astronomischen Ausbildung zu ergänzen. Tycho fühlte in der Nähe Kepler's, daß er ein philosophisches Spekuliren über die wahre astronomische Erfahrung noch so gut wie gar nicht geübt habe, daß Kepler hierin Meister sei. Kepler beneidete Tycho's Ausdauer im Observiren, Tycho schätzte Kepler's Geduld in der Durchführung der verwickeltsten, mühsamsten Rechnungen. Sie legten Beide auf die Astrologie gar keinen Werth, sobald der wissenschaftliche Ernst der Astronomie regierte; ließen aber ihrer Phantasie den freiesten Lauf, wenn es sich blos um poetische Auffassung des Himmels, um astrologische Belustigungen, Prophezeiungen handelte. Auch gab des Kaisers entschiedene Gläubigkeit für die mystische Kunst einzelner Menschen, aus den Sternen des Himmels das Schicksal der Menschen prophezeien zu können, ihnen vielfach Veranlassung, ihren sterndeuterischen Scharfsinn zu üben.

Beide Männer hatten aber auch Frauen und Kinder, welche in der Verträglichkeit, in unparteiischer Achtung und hochherziger gegenseitiger Duldung nicht gerade die Tugenden erkannten, zu deren fleißiger Uebung sie sich stark hingezogen fühlten. Die Familie Tycho de Brahe genoß durch des Vaters hohe Gunst beim Kaiser eine sehr ehrenvolle Auszeichnung am Hof und in dessen Sphäre.

Davon empfand die Familie Kepler gar nichts, obgleich es ihr an Neigung dazu und vermeinter Berechtigung nicht fehlte. Auch sah man — nach der Meinung der Frau Kepler, welche durch die vielen schnell auf einander folgenden harten Schicksale in einen beständig krankhaften reizbaren Zustand verfallen war — über die niedrige Geburt der Frau von Brahe viel leichter hinweg, als sie es gutheißen konnte, und man legte daneben lange nicht Werth genug auf ihre eigene hochadelige Abstammung und auf den nachgewiesenen, wieder aus Licht gezogenen Adel ihres Gemahls. Tycho genoß einen Gehalt von 3000 Thaler, Kepler nur einen von 300. Dadurch lebte jene Familie im Ueberflusse, wo diese sich zu Entbehrungen und Einschränkungen gezwungen sah. — Aus einem so ungleichen Verhältnisse der Vertheilung irdischen Glückes entsprang Neid und Hader unter den Frauen, der anfangs von den Männern gar nicht beachtet wurde, von dem sich aber mit Bestimmtheit voraussehen ließ, daß er für Kepler's Geschick gefährlich werden konnte. Zum Glück entschied die höhere Hand des Schicksals plötzlich zu Kepler's Gunsten.

Am 13. Oktober 1601 erhielt Tycho de Brahe eine Einladung von dem Grafen von Rosenberg zu einer Abendgesellschaft, welche dem zum Besuche anwesenden Herrn von Minkwitz, einem Freunde Tycho's, zu Ehren veranstaltet ward. Bei Tische ging es sehr heiter her. Tycho, der viel beachtete, gelehrte Mann, verstand es vortrefflich, durch seinen geistreichen, witzigen Vortrag eine Gesellschaft in eine lustige Stimmung zu bringen. Er war auch kein Feind des Weins, hütete sich aber sehr, zu viel zu trinken. Ungeachtet dieser Vorsicht fühlte er dennoch, daß ihm an dem genannten Tage das Weintrinken gar übel bekomme. Vor der Tafel hatte er im regen Flusse wissenschaftlicher Unterhaltung vergessen, ein kleines Bedürfniß zu befriedigen. Diese Unterlassungs-Sünde kam ihm erst zum Bewußtsein, als es, ohne auffallend zu sein, nicht mehr möglich war, sie wieder gut zu machen. Und in dieser Hinsicht ward ihm die Fröh-

lichkeit und der Wein gar bald zu viel. So sehr er sich nun auch zu beherrschen suchte, um keine Störung in die frohe Laune der Gäste zu bringen, so mußte er sich zuletzt dennoch entschließen, vom Tische aufzustehen und sich der Gesellschaft zu empfehlen. Zu Hause angekommen, fielen alle angewandten Versuche vergeblich aus, dem furchtbar schmerzhaften, krampfhaften Drange Abhülfe zu verschaffen. Erst nach fünf Tagen qualvollen Wartens ward es möglich. Damit ließ aber der Schmerz noch gar nicht nach, und der Gemüthszustand des unglücklichen Leidenden ward immer mehr und mehr aufgeregt, bis er in herzzerreißende Raserei ausartete. Endlich, am zehnten Tage, ließ der Schmerz nach. Da war aber auch schon keine Rettung mehr. Das war eine schwere Prüfungszeit für Kepler. Er wich nicht von der Seite des furchtbar gepeinigten Mannes, seines Gönners und aufrichtig geliebten Freundes. Seinem tief fühlenden, theilnehmenden Herzen blieb es ein ewig unvergeßlicher Augenblick, wie der leidende Tycho im klaren Bewußtsein des unvermeidlich nahen Todes die Worte hören ließ: „Möchte ich doch nun erschauen können, daß ich nicht vergebens gelebt habe!“ — Tycho's Ende war ruhig und sanft, alle irdischen Verhältnisse noch ein Mal mit lichtem Verstande durchschauend. Er bat Kepler'n, die unter dem hochherzigen Schutze des Kaisers begonnene große Arbeit der Rudolphinischen Tafeln doch ja zu vollenden, und den Kaiser, den unglücklichen, schwachen, aber guten Kaiser Rudolph nicht zu verlassen, ihn vor böser Menschen heimlichen Umtrieben zu schirmen. Der Graf Erich von Brahe, ein naher Verwandter des Sterbenden, welcher damals in Prag als Gesandter des Königs von Polen residirte, war in den letzten Momenten am Sterbebette Tycho's, wodurch dieser nun auch noch die Freude erlebte, daß die langjährige Spannung, wegen seiner nicht standesmäßigen Heirath, aufhörte. So starb der berühmte Mann am 24. Oktober 1601 im noch nicht vollendeten 55. Jahre.

Der Kaiser besetzte diese Stelle ungewöhnlich rasch und schnitt so alle lästige Bewerbung ab. Er wünschte

sich einen geistig hochstehenden Mann, der, wie der eben Verstorbene, sich leicht in seine Wünsche und Ideen hineinfinden konnte. Und da fiel seine Wahl auf Kepler, den er schon mehrfach hatte kennen und schätzen gelernt. Das war ein großes Glück für Kepler, aber es erweckte auch ein ganzes Heer von boshaften Neidern.

Das Patent eines „kaiserlichen Mathematikus" erhielt Kepler schon am zweiten Tage nach Tycho's Tode. Die Gehaltszusicherung ward vorläufig nur halb so hoch bestimmt. Des Kaisers Wille, die ihn umgebenden Männer würdig zu belohnen, war wohl da, aber die Verwirklichung desselben sehr schwer, da alle Staatskassen stets an Erschöpfung litten. Die fortwährenden Türkenkriege und die fast eben so drückenden Friedenskontributionen hatten schon vor Rudolph's Thronbesteigung die Finanzen in Unordnung gebracht. Dazu kamen nun die sehr kostspieligen Liebhabereien an Pferden und Diamanten, an alchymistischen und astrologischen Träumereien des jetzigen Kaisers, welche besonders bei seinem Regierungsantritte ungeheure Summen nöthig gemacht hatten. Daher ward die Auszahlung des Gehalts nicht so streng von regelmäßigen Zeiten, als von dem freien Willen des Kaisers und von der Möglichkeit seiner Zahlmeister abhängig gemacht. Klagte nun schon Tycho über das Unangenehme dieses letzten Punkts, so artete er bei Kepler so über alle Maßen aus, daß der arme Mann förmlich um die ihm zugesicherte Einnahme betteln mußte. Von dieser drückenden Sorge kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß Kepler den 9. März 1603 endlich das Glück hatte, die allererste Gehaltseinnahme zu beziehen. Er bekam immer nur Abschlagssummen, nachdem er Tage lang in der Hofkammer gewartet und vergebens darum gebeten hatte. In wenigen Jahren betrug die Rückstandsschuld mehrere Tausend Gulden.

Dennoch fühlte er sich unaussprechlich glücklich in seinem neuen Wirkungskreise. Die Astronomie war ihm von nun an die Gesammtaufgabe seines ganzen Lebens. Der Kaiser zog sich in eben dem Maße, wie in seinem Reiche

die religiösen Glaubensstreitigkeiten lauter und heftiger wurden, immer mehr und mehr in die geräuschlose Einsamkeit zurück. Das Ruder des Staates und der Kirche gab er ganz von sich in die Hand der ihn umlagernden Jesuiten. Von allen seinen Liebhabereien hing er nur noch der Sterndeuterei an, wozu ihn ganz vorzugsweise Tycho's beredtes Prophetenwort geführt hatte, und die jetzt durch Kepler's geschicktes Benehmen, ganz dem heimlichen Wunsche der Jesuiten gemäß, beständig rege erhalten wurde. Die Astrologie vergötterte der Kaiser mit einer tief im Inneren getragenen heftigen Leidenschaft. Darin lag der Grund, daß Kepler schon in dem ersten Jahre seiner neuen Würde eine interessante Schrift über seine Grundsätze der Astrologie ausarbeitete. Der Astronomie war er aber mit viel tiefer liegendem ernsteren Interesse zugethan, davon haben alle seine späteren Schriften einen unverkennbaren Beweis gegeben. Gerade in Bezug auf das eben genannte Werk schrieb er einem Freund im Vertrauen, daß ihm die Astrologie „die eitelste, aber in seinem kaiserlichen Dienste die unumgänglich nothwendigste Arbeit" sei. In einer späteren Schrift über einen neu entdeckten Fixstern sagt er auch von der Astrologie, „sie ist zwar gar nicht werth, daß man Zeit auf sie verwendet, aber die Leute stehen in dem Wahne, sie gehöre für den Mathematiker."

In seinem grundehrlich gemeinten eifrigen Streben, die Rudolphinischen astronomischen Tafeln der Veröffentlichung näher zu führen, ward er Anfangs stark behindert. Die von Tycho hinterlassene weltberühmte Instrumentensammlung hatte der Kaiser auf Kepler's Vorschlag und Wunsch für 20,000 Rthlr. angekauft. Die Familie konnte aber das Geld nicht bekommen und stand deshalb mit der Herausgabe der Instrumente an. Der Kaiser wollte, daß die genannte Summe von den Ständen bezahlt werde, und die Stände meinten, eine solche Ausgabe betreffe nur des Kaisers Privatkasse. Endlich wurde der Streit dadurch geschlichtet, daß man der Familie einstweilen einige Tausend Thaler bezahlte und den Rest verzinste. Kepler

bekam nun die Instrumente, aber nicht die dazu gehörigen zwanzigjährigen Beobachtungen. Longomontan, ein geschickter und später auch sehr berühmter Schüler des Tycho de Brahe, war in den letzten acht Jahren nicht von der Seite dieses großen Astronomen gewichen und blieb auch noch nach dem Tode seines Lehrers die treu ergebene Stütze der Familie desselben. Er gab den Rath, daß Tycho de Brahe's Wittwe die Handschriften ihres verstorbenen Gemahls ja nicht herausgeben möchte, weil dieselben einen gar nicht käuflichen Schatz der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Astronomie enthielten. Als Kepler dies erfuhr, so erinnerte er die Wittwe an den letzten Willen ihres Mannes und wies zugleich nach, daß, obgleich die Handschriften ein Resultat von mehr als zwanzig Jahre langer fleißiger und wichtiger Beobachtung in sich schlössen, dieselben dennoch gar keinen Werth besäßen, wenn sie nicht durch fortgesetzte Beobachtungen und weitere Verarbeitungen zum Schluß gebracht wären, —daß die Wichtigkeit, welche Longomontan darauf lege, erst nach ihrem Abschluß begründet sei. Zuletzt willigte man ein, aber unter der Bedingung, daß Tengnagel, Schwiegersohn und ebenfalls ein geschickter Schüler Tycho de Brahe's, der Mitherausgeber und Mitbearbeiter der Rudolphinischen Tafeln sein sollte. Alle diese Hindernisse und Verzögerungen entsprangen aus Longomontan's heimlich genährter Mißgunst gegen Kepler. Er hatte sich sehr große Hoffnung gemacht, an Tycho's Stelle zu kommen, doch war die Stelle eher vergeben, ehe er sich nur hatte bewerben können. Später erlaubte er sich auch noch mehrere hämische Angriffe auf Kepler's Befähigung zu dem Amte. Kepler sei ganz unfähig im Sinne Tycho's die Sterne kunstgerecht zu beobachten, er überließe sich viel mehr unnützen Spekulationen als ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten. Solche Urtheile waren zu offenbar eine häßliche Frucht des Neides, als daß Kepler nöthig gehabt hätte viel Gewicht darauf zu legen.

Nun wandte sich Kepler mit voller Kraft der weitern Bearbeitung der Rudolphinischen Tafeln zu. Er wußte

mehrere geschickte Gehülfen für sich zu gewinnen, unter denen sich Tengnagel als ganz vorzüglicher Observator auszeichnete. Kepler selbst war durch seine Kurzsichtigkeit und Schwächlichkeit des Körpers im fleißigen Beobachten der Sterne sehr behindert, obgleich es ihm weder an Geschicklichkeit noch Neigung dazu fehlte. Hatte er doch im Jahre 1604, gerade während einer solchen Beobachtung die große Freude in dem Sternbilde des Schlangenträgers einen ganz neuen Fixstern zu entdecken, der durch sein periodisches stärkeres Sichtbarwerden und wieder Verschwinden so viel Aufsehen unter den Astronomen von Fach gemacht hat. Die Beobachtungen dieses interessanten Sterns gab er dann heraus und meinte zugleich, daß dieser Stern sehr wahrscheinlich ganz derselbe sei, welcher den Weisen des Morgenlandes Christi Geburt verkündet habe, daß man dann aber auch nach streng durchgeführter astronomischer Rechnung der christlichen Zeitepoche noch vier volle Jahre zusetzen müsse. Diese Anfangs blos astronomische Spekulation gab später die Veranlassung zu einem wissenschaftlichen Streit. Man wollte das Geburtsjahr Christi nur um ein, höchstens um zwei Jahre früher annehmen; indeß wußte Kepler mit bewunderungswürdigem Scharfsinne nachzuweisen, daß Jesus schon um fünf Jahre früher geboren sei als unsere Zeitrechnung beginnt. Er forderte die ganze Christenheit auf, das Jahr 1613 mit ihm zugleich 1618 zu benennen. Dieser Vorschlag ward aber nicht so eifrig befolgt als aufgestellt.

Der Spielraum Kepler's in seiner neuen Sphäre als kaiserlicher Astronom ward allmälig immer freier und freier. Longomontan hatte einen ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen angenommen. Tengnagel war einer Gesandtschaft nach England gefolgt und trat bei seiner Zurückkunft als kaiserlicher Rath in andere Staatsdienste, welche ihm zu astronomischen Arbeiten gar keine Zeit ließen. Die Wittwe Tycho de Brahe's hatte ihren Mann nur noch drei Jahre überlebt. So stand also Kepler ganz allein, um für die weitere Bearbeitung der

astronomischen Tafeln zu sorgen, ein Werk, dessen Förderung der Kaiser sehr wünschte, aber wenig durch die That unterstützte. Die geschicktesten Beobachter und Rechner, welche Kepler unter Zustimmung des Kaisers angeworben hatte, mußte er wieder entlassen, weil er sie nicht bezahlen konnte. Ihm selbst fehlte es beständig am Gelde. Sein Gehalt ward so gut wie gar nicht ausbezahlt. Durch die Herausgabe von Ephemeriden und Kalender mußte er für das tägliche Brot sorgen. Die Hinterbliebenen seines Vorgängers hatten jetzt für die dem Staate überlassenen Instrumente nicht blos die Kaufsumme, sondern sogar auch noch 6000 Rthlr. an rückständigen Zinsen zu fordern. Die Finanzen waren in einem sehr zerrütteten Zustande. In dieser höchst bedrängten Zeit traten die Brüder und Verwandten des Kaisers zusammen und wählten, wie es schien, unter Zustimmung des Volkes, den Erzherzog Mathias — nach Rudolph das älteste Familienglied — zum Mitregenten des Reichs.

Mathias stellte sich an die Spitze des in Folge von Religionsverfolgung und Abgabendruck aufgestandenen Volks in Ungarn, Mähren und Oesterreich. Er zeigte große Lust, gegen den Kaiser, seinen Bruder, zu ziehen, ihn vom Thron zu stürzen und sich auf denselben zu erheben. In Böhmen beriefen sich die von den Jesuiten mißhandelten evangelischen Stände gegen den Willen ihres Kaisers zu einem Landtage und machten Miene, den Kaiser als König der Böhmen vom Throne zu stürzen. Der abergläubige, ganz menschenscheue Rudolph erkaufte sich seine Königskrone durch die kaiserliche Unterschrift des welthistorischen „Majestätsbriefes." Das spätere Herbeiziehen fremder Truppen nach Böhmen, womit sich der Kaiser im Stillen gegen seinen feindlichen Bruder Mathias rüsten wollte, sah das Volk als ein verrätherisches Eingreifen in seine Freiheit an, als eine Wortbrüchigkeit hinsichtlich des Majestätsbriefes. Das war die Losung zum Aufstande in Böhmen. Das ganze Volk griff zu den Waffen, schlug die unverschämten Söldlinge auf's

Haupt und vertrieb sie aus dem Lande. Kaiser Rudolph ward gezwungen, als König von Böhmen abzudanken und seinen Bruder Mathias den Thron besteigen zu lassen.

Kaiser Rudolph saß jetzt in einem einsamen dunkeln Zimmer seines Schlosses ohne Räthe, ohne Schutz und Geltung, wie ein Gefangener. Nur dem Titel nach war er noch römischer Kaiser und es fehlte gar nicht viel, so ward ihm auch diese Würde von seinem unnatürlichen Bruder noch genommen. Das war ein gar hartes Schicksal für den unglücklichen Mann, dessen Hauptschuld einzig darin bestand, daß man ihn zum Kaiser gemacht, ohne daß er die Eigenschaften eines Kaisers besaß.

Der Majestätsbrief war eine gewaltige That, welche schnell wie ein elektrisches Feuer durch ganz Deutschland flog und die Gemüther zu ähnlichen Thaten entzündete. Die katholischen Fürsten vereinigten sich zu einem Bunde, womit sie alle von der Mutterkirche abgefallenen Ketzer mit Gewalt zu derselben zurückführen wollten. Die lutherischen Fürsten schlossen ein Gegenbündniß zur Abwehr aller ungerechten Eingriffe in ihre Glaubensfreiheit.

So entspann sich eine Zeit der traurigsten Unruhen in Deutschland, woran gar bald auch die übrigen Staaten Europa's Antheil nehmen mußten. Volksaufstände und Religionskriege, Jesuitenschliche und orthodoxe Unduldsamkeit durchwühlten das Herz von Europa und durchzuckten alle seine Glieder mit Raub, Mord, Unzucht und all dem Furiengefolge einer tyrannischen Volksunterdrückung oder einer zügellosen Volksempörung. Doch mitten in dieser weltumkehrenden heftigen Gährung saß Johannes Kepler still in sich gekehrt in seinem einsamen Studierzimmer und forschte in der lautlosen Ruhe der Nacht den harmonischen Gesetzen der Mechanik des Himmels nach. Die ganze ihn umgebende irdische Erbärmlichkeit zerflog in ein Nichts vor seinem philosophischen Blicke in das All des Schöpfers.

Da erschien plötzlich ein Komet am Himmel (1607). Das Volk, im Aberglauben befangen, fuhr bestürzt zu-

sammen. Das war eine Zornruthe Gottes, der prophetische Fingerzeig von Krieg und Pest, Mißwachs und Viehsterben. Und die geistlichen und fürstlichen Lenker der Parteien benutzten dieses gefürchtete Wahrzeichen wahrlich nicht zur Beschwichtigung der aufgeregten und entzweiten Gemüther, sie fanden darin einen sehr erwünschten Hebel zu einer noch größeren fanatischen Erbitterung zwischen den einander gegenüberstehenden religiös-politischen Parteien.

Auf Kepler wirkte die Himmelserscheinung gleichfalls mächtig ein, aber diese Wirkung hielt sich ganz frei von Aberglauben. Er erfaßte das Ganze rein vom wissenschaftlichen Standpunkte aus und benutzte die schöne Gelegenheit um ein kräftiges Wort gegen den Aberglauben zu reden. In seiner zurückgezogenen emsig forschenden Stille beobachtete er den neuen Gast mit der schärfsten Genauigkeit. Dann theilte er darüber seine Meinung ganz unbefangen mit. Sein fein treffender Witz war bei dieser Gelegenheit scharf und sicher auf den verdummenden Unsinn der Volkslehre gerichtet, welche in dem Erscheinen eines jeden Kometen den Beweis für die arge Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes, für die Nothwendigkeit einer neuen Sündfluth finden wollte. Aus diesem Fleiße Kepler's erwuchs hundert Jahre später dem geistesverwandten Halley die alleinige Möglichkeit einer genauen Bahnberechnung desselben Kometen, welcher denn auch in den Jahren 1759 und 1835 durch das wirkliche Zutreffen der vorausberechneten Wiederkunft einen so glänzenden Beweis abgegeben hat, nicht blos von der durch Kepler's Verdienst errungenen Höhe des astronomischen Wissens, sondern auch von der vollkommenen Richtigkeit seiner, dem Aberglauben kühn entgegen kämpfenden, klaren Ansicht.

Daß ein solcher Eingriff in die religiöse Deutung der Himmelserscheinungen von der Geistlichkeit wieder sehr ungünstig aufgenommen werden mußte, läßt sich leicht denken; indeß bekümmerte sich Kepler wenig mehr um die leicht verletzbare Empfindlichkeit dieser frommen Herren; wußte er doch genugsam aus Erfahrung, daß sie sich zu

Sklaven ihrer Lehr- und Glaubensformen machten und von freier Einsicht in den wahren Gang der Natur nichts wissen wollten. Er war sich eines ganz unbefangenen reinen Eifers für den Fortschritt der rationalen Astronomie bewußt. Sich und seine Nebenmenschen vernünftig aufzuklären und von allem Irrthum und Aberglauben mit mathematischer Schärfe und Konsequenz abzuziehen, das war und blieb seine grundehrliche wahrhaft deutsche Absicht.

Bei der Hauptarbeit Kepler's, bei der Berechnung der Rudolphinischen Tafeln, war er schon seit längerer Zeit mit der genauen Bestimmung der Marsbahn beschäftigt. Die hierzu erforderlichen mühsamen Arbeiten gaben dem regsamen, beständig spekulativen Kopfe Kepler's oft Haltpunkte zum Grübeln. So fiel er einst auf den Gedanken, daß die vielfache Abweichung und große Unregelmäßigkeit, welche in der Bahn des genannten Planeten durch die kopernikanische Annahme eines Kreises liege, vielleicht gerade von der Unrichtigkeit dieser Annahme herrühren könne. Stimmte nun die aus genannten Beobachtungen berechnete Marsbahn nicht mit einem vollkommenen Kreise überein, so konnte doch ihre Kreisförmigkeit gar nicht verkannt werden und es war natürlich, daß Kepler anfing zu probiren, was wohl für ein Resultat herauskäme, wenn die Bahn des Mars eine Ellipse sei, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befände. Da war plötzlich wie mit einem Zauberschlage alle Unregelmäßigkeit, alle Abweichung der aus Beobachtungen berechneten Bahn von der blos angenommenen verschwunden. Alles kam nun zu einem bewundernswürdigen harmonischen Gesetze. Kepler's Freude war unaussprechlich groß. Er traute seinen Augen kaum, als er mit dieser einzigen Annahme auf einmal so viel Licht und Ordnung in das astronomische Dunkel brachte. Aber dies erste Gesetz unsers großen Kepler's sollte nicht lange allein stehen, er fand bald noch ein zweites eben so wichtiges hinzu, daß nämlich die gerade Linie, von der Sonne bis zum Mars gezogen, bei

der Bewegung dieses Planeten immer in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufe.

Das sind die zwei ersten Regeln, welche in der Geschichte der Astronomie Kepler's Andenken unsterblich machen. Dadurch ward der sichere Grundstein gelegt zu der in unseren Tagen so majestätisch dastehenden Sternkunde. Im Jahr 1609 verkündete Kepler seine wichtigen neuen Entdeckungen. Die unruhig bewegte Welt hörte ihn kaum und verstand ihn nicht. Es gab damals zu wenig Gelehrte, welche Wissen und hochherzige Selbstverläugnung besaßen, um einen so Epoche machenden, wissenschaftlichen Fund gehörig würdigen und ausbeuten zu können. In Kepler's Nähe war der unglückliche, von der ganzen Welt verlassene, verrathene und verfolgte Kaiser Rudolph vielleicht der einzige Mann, welcher das Glück desselben fassen und sich selbst aufrichtig glücklich darin fühlen konnte. Enthielten nun schon alle bis dahin bekannt gewordenen Schriften Kepler's eine reiche Fülle von feiner Satyre und von tief gedachten astronomischen Spekulationen, so sprudelte dieses neue Werk über von tiefem Witze und zeigte einen gewaltigen Reichthum an gründlich erforschtem Wissen. Dies Werk über den Mars legte die geniale Größe der Geisteskraft Kepler's so recht offen und klar an den Tag, aber es verläugnete auch den liebenswürdigen Charakterzug der anspruchlosesten Bescheidenheit des großen Mannes nicht. In der Zueignung an den Kaiser redet er von Mars wie von einem Feinde, den die Astronomen lange nicht zu besiegen verstanden hätten. „Aber," sagt er, „der vortreffliche Heerführer Tycho de Brahe — im Dienste des dänischen Königs Friedrich's II. und Christian, zuletzt des deutschen Kaisers Rudolph II. — hat in zwanzigjährigen Nachtwachen alle Kriegslisten dieses Gegners erforscht und aufgezeichnet hinterlassen, wodurch es mir gelang, mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde ihn in seinen Krümmungen zu umgehen." Mars, als er sich von Kepler's muthigem Vordringen immer mehr und mehr in die Enge getrieben sah, habe endlich alle Feindschaft beigelegt und sei nun ein sehr getreuer Unterthan

des Siegers geworden. Uebrigens besitze der alte Kriegsgott noch viele Verwandte am Himmel, den Vater Jupiter, den Großvater Saturn, Schwester und Freundin Venus, Bruder Merkur, welchen er alle in seine Nähe und zu dem Umgange mit Menschen verhelfen möchte. Kepler, der geübte, muthige Sieger, bietet dem Kaiser dazu seine Dienste an und verheißt den siegreichsten Erfolg. „Nur muß ich bitten," sagt er, „den Zahlmeistern zu befehlen, daß sie die eigentliche Seele des Krieges nicht vergessen, daß sie mir neu Geld zum Anwerben des Militärs verschaffen." Der Inhalt des Buches selbst bezieht sich nun hauptsächlich auf das Durchsprechen der vielen versuchten Wege, um die wahren Gesetze der Bewegung des genannten Planeten herauszufinden; daneben bringt er aber auch noch einen reichen Schatz von klar durchdachtem physikalischem Wissen, welches überall mit der Mechanik des Mars zu einem theoretischen Ganzen vereinigt worden ist. Wie viel Fleiß er dabei in Anwendung gebracht hat, geht klar aus folgender Stelle hervor: „Wem das Durchlesen dieser mühevollen Rechnungen Langeweile macht, der mag immerhin Mitleid mit mir haben, der ich sie wenigstens siebenzig Mal wiederholen mußte, während er sie nur einmal zu lesen braucht." Manche von diesen Rechnungen nimmt volle zehn Folioseiten ein.

Im Jahre 1610 erregten die Erfindung des Fernrohrs und die dadurch von Galilei gemachten astronomischen Entdeckungen die Aufmerksamkeit der Gebildeten von ganz Europa. Unser Kepler war sehr begierig, ein so merkwürdiges, viel bewundertes Instrument selbst einmal zur Hand zu haben, um mit eigenen Augen die viel besprochenen Wunder zu schauen. Im April schrieb er, ohne das Fernrohr selbst gesehen zu haben, schon mehrere interessante Gedanken darüber nieder. Er meinte aber mit einigen Stellen aus Porta's natürlicher Magie beweisen zu können, daß das Fernrohr schon im sechszehnten Jahrhundert habe bekannt gewesen sein müssen. In dieser kleinen Schrift rühmte er mit hoher Begeisterung Galilei's große Verdienste um die Naturwissenschaften, wo-

durch er mehrfach, besonders bei den Jesuiten, anstieß, welche meinten, daß in Italien die einsichtsvollsten Männer ganz anders als Kepler über Galilei urtheilten. Galilei antwortete Kepler'n auf die Zusendung dieser literarischen Arbeit sehr freundlich und es entspann sich nun zwischen beiden ganz auf gleichem Standpunkte stehenden Männern ein freundschaftlicher Briefwechsel. Einst schrieb Kepler an Galilei, daß man in Böhmen Galilei's Entdeckungen am Himmel noch sehr in Zweifel ziehe, daß besonders einige von Italien kommende fromme Väter ausgesprengt hätten, wie alle diese Entdeckungen nichts weiter als ein Produkt der lebhaften Phantasie seien. Darauf antwortete Galilei sehr entrüstet, betheuerte, daß er sich auf mehrere glaubwürdige Zeugen, ja selbst auf den Großherzog von Florenz berufen könne, die alle mit ihm die mediceischen Planeten *) zu Pisa gesehen hätten. Der letztere sei darüber so erfreut und so voll Gnade gewesen, daß er ihn wieder in sein Vaterland zurückgerufen habe. „Zu Pisa, Florenz, Venedig und Padua haben Viele die Sache gesehen, sie schwiegen aber und stockten, denn die Meisten wissen weder Jupiter noch Mars als Planeten zu erkennen, kaum den Mond."

Erst im August ward Kepler'n sein lang genährter Lieblingswunsch gewährt. Er erhielt vom Kurfürsten Ernst von Köln ein Fernrohr geliehen. Hiermit schaute er nun sogleich zum Jupiter hinauf, um neben ihm die vier von Galilei entdeckten Monde zu sehen. Er sah wirklich die Trabanten, aber nicht mehr als drei und diese noch sehr mit Regenbogenfarben vermischt. Das trieb ihn an, auf eine Verbesserung und auf eine Theorie dieses Instruments zu sinnen. Und das Resultat dieser gelehrten Forschungen ist die 1611 erschienene, noch jetzt als Meisterwerk bewunderte Dioptrik. Galilei hat das Verdienst, das Fernrohr zusammenzusetzen, zuerst gelehrt zu haben. Unser deutscher Kepler hat aber das Verdienst, die allererste Theorie dieses Instruments aufgestellt zu haben, welche noch heute in ihrer Richtigkeit sehr beachtet wird.

*) Die Trabanten des Jupiters.

In eben diesem Jahre ward Kaiser Rudolph durch den Aufstand der Böhmen und durch das feindliche Eindringen seines Bruders in Prag gezwungen, der Regierung zu entsagen. Er, der friedliebende, aber ewig angefeindete Kaiser, fühlte diesen entehrenden Sturz erschütternd tief. Allerdings lag nun hierin eine große Schmach, ja sogar ein hartes Unglück für den armen Mann, — aber es war eine noch viel größere Schmach, ein noch viel schrecklicheres Unglück für das arme deutsche Volk, daß ein so menschenscheuer, charakterloser Mensch ihm zum Kaiser gegeben worden war, und das in einer Zeit der allergrößesten religiösen und politischen Zerrüttung und Entartung. Des entthronten Kaisers Phlegma, die Hauptursache der meisten seiner Leiden, ward von einer augenblicklich auflodernden, bis dahin noch nie gezeigten Heftigkeit verdrängt. Die Feder, mit der er die Entsagungsakte eben unterzeichnet hatte, zerbiß er in Wuth, riß das Fenster des Schlosses auf und rief über Prag die denkwürdigen Worte: „Undankbare Stadt, für die ich Alles gethan, nun stößest du mich von dir. Gottes Rache komme über dich — und mein Fluch über dich und das Böhmerland!“ — Eine so erschütternde, furchtbare Kränkung wirkte auf den Unglücklichen wie ein heftiges, zehrendes Gift. Er überlebte nur wenige Wochen diesen harten Schlag. Den 10. Januar 1612 legte man schon seinen Leichnam in's Grab. Hier fand er endlich die Ruhe, die einsame, friedliche Stille, nach welcher er auf Erden sein ganzes Leben lang vergebens getrachtet hat.

Die Jesuiten waren auch bei diesem neuen Thronwechsel betheiligt. Sie hatten ganz im Verborgenen mitgewirkt. Mathias war ihr Zögling, und sie versprachen sich viel von seiner entschiedenen Liebe zur katholischen Kirche, von seinem dreisteren Auftreten und seiner gefügigeren Lenksamkeit. Die Böhmen gingen vorsichtig, fast mißtrauisch zu Werke. Sie wählten Mathias nicht eher zu ihrem Könige, als bis er ihren theuer errungenen „Majestätsbrief“ und überhaupt ihre Konstitution feierlichst anerkannt hatte. Aber dennoch wurden sie betrogen,

schändlich betrogen. Sie mußten gar bald die Erfahrung machen, daß ein kaiserliches Wort in der Nähe so frommer Väter, wie sie Mathias zu Staatsräthen gewählt hatte, kein Heiligthum bleibt, — daß Wortbruch, mit Ablaß übersalbt, sogar zu einer christlichen Tugend gestempelt werden kann.

Auf Kepler's Schicksal schien dieser Regierungswechsel keinen ganz ungünstigen Einfluß ausüben zu wollen. Kaiser Mathias — auch, wie sein Bruder, ein abergläubischer Verehrer der Sterndeuterei — nahm unsern berühmten Gelehrten, mit Beibehaltung aller früheren Bedingungen, in seine Dienste nach Linz. Die noch rückständige Gehaltsauszahlung von 4000 Gulden sollte augenblicklich bezahlt werden. Aber auch Kepler ward nur zu bald unangenehm enttäuscht. Sein Gehalt ward von nun an noch viel unregelmäßiger ausgezahlt, so daß in wenigen Jahren die jährlichen Rückstände sich auf 12000 Gulden angesummt hatten.

Kepler's häusliche Verhältnisse waren eigentlich noch nie glücklich gewesen, jetzt zogen sie sich aber zu einem hart drückenden, schweren Leiden zusammen. In Steyermark war Erzherzog Ferdinand schon seit einer Reihe von Jahren zur Regierung gekommen. Dieser von Natur hartherzige und durch jesuitische Dressur bigotte und unduldsame Fürst hatte auf alle Nichtkatholiken einen bitteren, unversöhnlichen Haß geworfen. Er vertrieb mit fanatischer Strenge alle Protestanten aus seinen Landen; er rief Scheiterhaufen, Galgen und Gefängnisse zu Hülfe, wo seinen starren Befehlen entgegengehandelt wurde. Von dieser unnatürlichen Härte war nun auch Kepler's unglückliche Frau stark betroffen. Alle ihre Güter hatte man ihr entrissen, alle ihre Geschwister und Angehörige waren aus dem Lande getrieben und irrten verarmt und hülflos in fremden Ländern umher. Das nagte schrecklich an ihrem feinfühlenden Herzen. Und in diesen schweren Kummer drängten sich noch Sorgen um das tägliche Brod, weil ihrem Gatten der Gehalt nicht ausgezahlt ward. Sie, zart gebaut, im Ueberfluß geboren und erzogen,

konnte solche Stürme nicht ertragen, Kränklichkeit und Schwermuth waren die nächsten Folgen. Und als im Jahr 1607 zu Prag nun gar Revolution ausbrach, als die Passauer Soldaten, welche der Kaiser gegen seinen feindlichen Bruder hatte anwerben lassen, sich durch Plündern ihren rückständigen Sold verschaffen wollten, — da wirkten Schrecken und Angst so mächtig auf den siechen Körper der schwachen Frau, daß sie in epileptische Krämpfe verfiel, welche nach und nach immer mehr und mehr ausarteten, bis sie zuletzt eine Geistesverwirrung bewirkten. Von diesem großen Leiden ward Kepler erst im Jahre 1611 durch den Tod der unglücklichen Gattin befreit. — Doch bei all diesen wild tobenden Stürmen um ihn her blieb Kepler immer geistig kräftig, immer glücklich für die großen Himmelsfreuden, welche er sich in anspruchsloser Stille durch seine geistige Abgeschlossenheit zu verschaffen wußte. Nach diesem philosophischen Seelenfrieden strebte Kepler bei allen Lagen des Lebens, und er hat darin wahrlich Großes erreicht. Die Liebe zur Wissenschaft beherrschte Alles, sie wuchs um so größer, je mehr die Außenwelt auf ihn einstürmte, um ihm Ruhe, Trost und Frieden zu rauben; so wie er seine geliebten Bücher aufschlug, war die ganze Außenwelt vergessen.

Aus dieser ersten, wenig glücklichen Ehe blieben unserm Kepler zwei Kinder, Susanna, eine Tochter von neun Jahren, und Ludwig, ein Sohn von vier Jahren. Mit diesen machte er sich auf den Weg nach Linz. Kaum war er hier aber angekommen, so mußte er schon wieder einen Angriff auf seine innere Ruhe erfahren. Er kam eben von der Bahre seiner Frau und suchte mit gebeugtem Herzen einen himmlischen Trost in dem Gotteshause, an dem Tische des Herrn, — da ward er zurückgewiesen, von dem Geistlichen zurückgewiesen, weil er sich einst geweigert habe, die Konkordienformel zu unterschreiben. Daniel Hirzel stand damals der sehr zahlreichen, rein lutherischen Gemeinde zu Linz vor. Er war, wie Kepler, ein geborener Schwabe, zeigte aber wenig Seelengröße gegen seinen berühmten Landsmann, — er ging in seinem fa-

natischen Eifer so weit, unsern Kepler von der Kanzel herab einen verstockten Ketzer zu heißen und über denselben — die Exkommunikation auszusprechen. Das erweckte in dem so hart und unchristlich verfolgten Mann eine lebhafte Entrüstung. Er schrieb an das Konsistorium zu Stuttgart, klagte über die unberechtigte Anmaßung und den lieblosen Glaubenszwang des Pastors Hirzel und bat um ein mit christlicher Liebe abgefaßtes Gutachten über seine fernere Berechtigung zur lutherischen Kirche in Linz; er machte zugleich darauf aufmerksam, daß er sich durch die exklusive Strenge des genannten Geistlichen am Ende genöthigt sähe, sein erbetenes Abendmahl außerhalb der Stadt zu nehmen, wodurch ein ärgerliches Aufsehen erweckt werde, sowohl unter seinen eigenen Glaubensgenossen, wie unter der übrigen katholischen Bevölkerung der Stadt. Die Antwort auf diese bis zur Demuth bescheidene Klage und Bittschrift trug eine sehr orthodoxe Farbe. Die hochwürdigen religiösen Wächter des lutherischen Glaubens vergaßen sich in ihrem zelotischen Eifer so weit, daß sie unsern Kepler verhöhnten, „als einen in Noth und Todesgefahr treuen Bekenner des lutherischen Glaubens,“ daß sie ihn „einen Wolf in Schafskleidern, einen Maulchristen“ schimpften; alle seine Zweifel und Bedenklichkeiten seien in ihren Augen nichts, als gottlose Spekulationen, womit er schon seit Jahren seinen widerspenstigen Kopf und seine Bücher bis zum Ekel vollgepropft habe; „die Konkordienformel allein sei das wahre Wort Gottes und ein unbedingter blinder Glaube daran der allein richtige Weg zur Seligkeit;“ spottend gaben sie ihm zuletzt noch den Rath, sich lieber nie wieder mit dem Studium und der Auslegung der heiligen Schrift zu befassen, weil ihm hierin Niemand so leicht glauben werde, wie in seinen mathematischen Träumereien. Neben diesem Konsistorialbescheid empfing Kepler noch ein Privatschreiben von seinem akademischen Freunde Andreä, wodurch er über die immer engherziger und starrer sich in sich selbst abschließende Kirche seines Vaterlandes einen sehr betrübenden weiteren Aufschluß erhielt.

„Die neue Theologie“ sagte sein Freund, „ist durch sophistische Untersuchungen und nutzlose Fragen so dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn sie in's Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten.“ — Seinem alten treuesten Freunde, Mästlin, eröffnete Kepler in folgenden Worten sein bekümmertes Herz. „Ich könnte all diesem Kriege ein Ende schaffen, wenn ich, ohne eine Ausnahme zu machen, Alles unterschriebe. Ich vermag aber in Sachen der Religion nicht zu heucheln. Mein Gewissen erlaubt es mir nicht, ihren Haß zu theilen und durch meine Unterschrift mich zu einem verdammenden Richter aufzuwerfen. Denn verdammen kann ich meine Brüder nicht; sie stehen, oder sie fallen, immer sind sie des Herrn und meine Brüder.“ — —

Ein ebenso auffallendes, gehässiges Entgegentreten erfuhr unser Kepler noch in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin er vom Kaiser gesandt war, um für den neuen gregorianischen Kalender das sachverständige Wort zu reden. Zu diesem Zweck hatte er ein sehr geistreiches lateinisches Zwiegespräch geschrieben, welches er den versammelten Reichsständen überreichte und dann mit hochbegeisterter Rede seine Aufgabe zu lösen suchte. Aber vergebens; — seine anwesenden Glaubensbrüder wurden in eben dem Maße kälter und bitterer, in welchem er selbst feuriger und liebevoller für seine Sache sprach. Sie klammerten sich abergläubig immer fester und fester an ihren alten julianischen Kalender, je mehr er die wirklichen Vorzüge des gregorianischen Kalenders mit streng mathematischen Gründen zu bewahrheiten suchte. Sie beargwohnten hinter dem Eifer dieses Mannes eine heimliche Papstliebe, einen jesuitischen Schlich, und gaben einstimmig lieber dem alten heidnischen Kalender den Vorzug, ehe sie sich entschließen konnten, den katholischen neuen gut zu heißen.

Zur Pflege und Erziehung seiner beiden Kinder und zur Erhaltung seiner häuslichen Angelegenheiten hatte sich Kepler schon 1612, gleich bei seiner Ankunft in Linz, entschlossen, ein junges Mädchen in's Haus zu nehmen,

welches ihm durch seinen Freund und Gönner, den Grafen Starhemberg, gerade zu dem genannten Zwecke sehr warm empfohlen worden war. Diese Wahl verdient mit Recht eine sehr glückliche genannt zu werden; sie wirkte ungemein wohlthuend auf den so lange häuslich beunruhigten und bekümmerten Mann. Die Kinder gediehen sichtbar schnell an Seele und Körper und er selbst genoß eine gemüthvolle häusliche Behaglichkeit, wie er sie bis dahin gar noch nicht gekannt hatte. Susanna Reutinger ist der Name dieser Hausgenossin. Sie war eine arme Waise, hatte schon früh ihre Aeltern verloren und war von der Gräfin Starhemberg zu Efferding bei Linz erzogen worden. Der sanfte, fein ausgebildete, geistvolle Charakter dieses jungen Mädchens blieb nicht lange unbeachtet in Kepler's Nähe. Er erkannte die Geistesverwandtschaft und fühlte sich mächtig zu ihr hingezogen; — es dauerte kein Jahr, so waren die edlen Herzen Beider mit ganzer Liebe einander zugethan. Kepler bewarb sich um die Hand der Jungfrau; gern wurde sie seine Braut, und Beide wurden noch vor Ablauf des Jahres 1613 ein glückliches Ehepaar.

Nun erst lernte Kepler das hohe Glück eines in friedlicher Milde und aufrichtiger Herzlichkeit geräuschlos dahingleitenden Familienlebens kennen und hochschätzen, und des Himmels Segen waltete über dem Glück dieser schönen Häuslichkeit, sie ward dem viel geprüften edlen Charakter bis an sein Lebensende ganz ungetrübt erhalten. Auf Kepler's Geist hatte diese Zufriedenheit eine stark belebende Kraft. Die Frau ahnete das Große, welches ihr geliebter Mann im Kopfe trug, was darin zur Reife gebracht werden sollte. Sie nahm Antheil an seiner wissenschaftlichen Freude, auch wenn sie nichts davon begriff. Mit emsiger Sorgfalt räumte sie ihm alles Unangenehme, alles Störende aus der Nähe seiner stillen Studierstube. Sie wußte mit bewundernswürdiger kluger Sparsamkeit und edler Genügsamkeit auch das Ausbleiben des kaiserlichen Gehaltes viel weniger drückend zu machen. Kepler fühlte sich jetzt unaussprechlich glücklich, ja er wies

sogar eine ihm damals angetragene sehr ehrenvolle Professur nach Bologna von sich ab, weil er befürchtete dadurch das Glück seiner gemüthlichen Häuslichkeit zu stören. Auch konnte er sich nicht entschließen, sein Deutschland, sein geliebtes Vaterland zu verlassen. —

Aus dieser segensreichen Periode stammen nun auch Kepler's gediegenste Meisterwerke, — Werke, welche, so lange die Welt besteht, so lange der Sternenhimmel von dem geistigen Auge des Menschen erfaßt und in seiner erhabenen Göttlichkeit mit Bewußtsein bewundert wird, als Sterne erster Größe dastehen werden.

Doch war dies Glück auch mit manchem sorgenvollen Kummer untermischt. So fiel in eben diese Zeit die schreckliche Anklage und Verfolgung seiner unglücklichen Mutter. Das abergläubische, durch Fanatismus aufgereizte und verdummte Volk wollte in Kepler's Mutter eine Hexe erkannt habe.

Kepler's Schwester Margarethe war an den Pfarrer Binder verheirathet und seine alte Mutter stand jetzt ganz allein in der Welt. So lange die eben so verständige als gemüthvolle Tochter ihrer etwas unruhigen, geschwätzigen Mutter schützend zur Seite stehen konnte, so lange ward dieselbe vor dem gefährlichen Umgange mit boshaften Menschen bewahrt. Das war nun plötzlich ganz anders geworden und es hatten sich in kurzer Zeit sehr drohende Gewitterwolken über dem Haupte der unbesonnenen alten Frau zusammengezogen. Margarethe hatte darüber an ihren Bruder Johannes wiederholt geschrieben und sich von ihm Rath ertheilen lassen. —

Die erste Veranlassung, wodurch die alte Frau in den damals so schrecklichen Geruch der Hexerei kam, lag in einem Zank mit einer jähzornigen alten Nachbarin. Diese litt schon seit längerer Zeit an Kopfreißen, und war in ihrer Noth auch zuweilen zur alten Frau Kepler gekommen, um deren Mittel zu gebrauchen, welche bei Jedermann des Ortes in hohem Ansehen standen. Einst mochte die Wirkung dieses Mittels nicht sehr erfolgreich gewesen sein und die Leidende ließ in ihrer gewohnten

Heftigkeit ein offenes Wort des Tadels hören. Das war eine empfindliche Verletzung für die reizbare Frau Kepler. Sie rühmte mit Selbstgefälligkeit ihr Universalmedikament und warf mit Entrüstung die Schuld der nicht anschlagenden Wirkung auf den bekannten schlüpfrigen Lebenslauf der Andern. So reizte die eine der beiden Alten die andere immer mehr und mehr zur Heftigkeit, bis der Streit zuletzt in wahrhaft geifernde Wuth ausartete. Unter furchtbaren Verwünschungen und Drohungen verließ die Gegnerin Kepler's Haus. Sie war es nun, welche ihr ganzes übriges Leben auf nichts Anderes als Rache sann. Ihr Kopfreißen, erzählte sie, rühre einzig und allein von dem Herentrank der alten Kepler her. — Dann ward ausgesagt, daß die Kepler dem alten Schulmeister Beutelspacher, welcher ihr die Briefe von ihrem vornehmen gelehrten Sohne vorzulesen pflegte, einst einen Schluck Wein aus einer beständig hinter dem Ofen stehenden zinnernen Flasche gereicht habe, welcher ihm wie ein Teufelstrank in Leib und Kopf gefahren sei, so daß er bei einem leichten Sprunge über einen Graben das Rückgrat verletzt hätte. — Ein Barbier erzählte, daß er auch schon einmal höllische Leibschmerzen nach einem Trank aus jener Weinflasche habe erdulden müssen. — Auch erinnerte man sich jetzt daran, daß die alte Tante zu Weil, bei der die Kepler in ihrer Jugend als Kind gewesen sei, den Herentod auf dem Scheiterhaufen erduldet habe. — Das Alles griff die feindliche Gegnerin mit leidenschaftlicher Wuth auf. Ihr Sohn war überdies noch ein begünstigter Leibbarbier bei dem Herzoge Achilles und man erzählte sich, daß diese hohe Verbindung es bewirkt habe, wie selbst Dekan Buk, der Pfarrer des Ortes in dem Thun und Treiben der Kepler ein verborgenes Bündniß mit dem Bösen durchschaut habe.

Der Richter des Ortes, Vogt Einhorn, war ein äußerst unwissender, gefühlloser, hämischer Mensch, der bei einem kürzlich vorgekommenen ähnlichen Herenprocesse die angeklagte Unglückliche so unmenschlich hatte foltern lassen, daß ihr der Daumen von der Hand ge-

rissen war. Der alten Frau Kepler wartete jetzt dieselbe Marterqual, ja sogar der furchtbare Feuertod, mit schrecklicher Gewißheit. Denn der elende Richter war, vor Jahren schon einmal von ihr der Bestechlichkeit beschuldigt worden, wogegen er damals nicht laut aufzutreten gewagt hatte. Seit der Zeit lauerte aber der heimtückische Mensch auf Gelegenheit, sich rächen zu können. Die Gelegenheit war nun da, und er blickte mit blutgierigen Augen auf sein Schlachtopfer.

Unter den vielen Zeugen für die Schuld der armen Kepler waren auch einige, welche aus dem Munde des vor Kurzem gestorbenen Heinrich Kepler, des mißrathenen jüngsten Bruders des Astronomen, wiederholt gehört hatten, daß seine Mutter eine „wirkliche alte Hexe" sei, daß sie in ihrer düstern Küche unter Beistand des Teufels Wundertränke und Zaubersalben bereitet habe. Die kleinlichste Rache hatte den Bösewicht zu diesem Ausspruch getrieben. Zerlumpt und voll Ungeziefer war er mit seiner Frau und einem Haufen Kinder aus dem Kriege heimgekehrt und und hatte sehr zudringlich seiner Mutter zur Last fallen wollen, wogegen sie sich ganz natürlich gesträubt hatte.

Der Hexenproceß war eingeleitet. Der Richter war durch die Aussage der Zeugen zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß die alte Keplerin sich der Zauberei, Thränenlosigkeit und Giftmischerei sehr verdächtig gemacht habe und daß er jetzt, seiner ihm anvertrauten heiligen Richterpflicht getreu, mit strengem Ernst darauf bedacht sein müsse, die verstockte Sünderin einzuziehen und zum Geständniß zu bringen.

Doch eben in diesem Augenblicke der größten Gefahr kam rettende Hülfe. Mit einem sehr klaren, den ganzen Unsinn und die plump gesponnene Intrigue freimüthig enthüllende Schreiben hatte sich Johannes Kepler an den Kanzler Fabri in Würtemberg gewandt. Mit tiefgefühlter Wärme bat er diesen Ehrenmann, das drohende furchtbare Schicksal der unschuldigen siebenzigjährigen Mutter abzuwenden, — und seine Bitte blieb nicht ungehört.

Die Untersuchung ward augenblicklich niedergeschlagen. — Damit konnte aber der abergläubische Verdacht nicht aus den Köpfen der Ortsbewohner gebracht werden. Kepler's Mutter galt nun einmal für eine Hexe, man schloß vor ihr Thüre und Fenster, — sah es für ein großes Unglück an, ihr zu begegnen, und verwies sie aus der Kirche. Das vernahm ihr Sohn Johannes mit blutendem Herzen. Er forderte sie auf, zu ihm nach Linz zu kommen. Sie folgte der Einladung, konnte aber nicht lange in der friedvollen Stille aushalten. Der Gedanke war ihr unerträglich, ihre Gegner in dem Wahne lassen zu müssen, als hätte sie sich schuldbewußt von dem Kampfplatze zurückgezogen. Dazu kamen nun auch noch schriftliche Aufforderungen zum Zurückkommen. Ihr Schwiegersohn, der Pfarrer, und ihr Sohn Christoph, Zinngießer zu Weil, hatten sich für sie verbürgt, und von diesen erfuhr sie nun, daß zu befürchten stand, ihr Besitzthum zu verlieren, wenn sie nicht bald zurückkehre. Alle Bitten und Vorstellungen, die alte Frau in Linz zurück zu behalten, blieben fruchtlos. Sie reiste ab; wahrscheinlich heimlich, denn ihr Sohn Johann folgte ihr sogleich nach und suchte sie auf's Neue zum Mitreisen nach Linz zu bewegen. Er mußte aber ohne seine Mutter die Rückreise antreten. Die beruhigende Hoffnung, daß die einflußreichsten Gönner und Freunde seine schwache alte Mutter in Zukunft beschützen würden, nahm er allerdings mit sich hinweg; indeß ruhete dieselbe doch auf einem sehr unzuverlässigen Grunde; er befürchtete, daß die, wie eine Furie tief innerlich erbitterte Klägerin in Verbindung des eben so rachsüchtigen Richters und des abergläubischen fanatischen Geistlichen dennoch einen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung ihres boshaften Planes herausfinden könnten. Und seine Befürchtung war nicht ohne Grund, sie sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Im Jahre 1620, als die Böhmen unter der muthigen Leitung des Grafen von Thurn aufgestanden waren gegen den ihnen unrechtmäßig aufgezwungenen König Ferdinand II., (den schon früher erwähnten Erzherzog

Ferdinand von Steyermark,) welcher als Kaiser durch seinen Haß gegen alle Nichtkatholiken, durch seine unbarmherzigen Verfolgungen derselben das furchtbare Unglück des dreißigjährigen Krieges über das deutsche Volk heraufbeschworen hat, — als sie, auf ihr ehrlich ererbtes freies Wahlrecht sich stützend, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem rechtmäßigen Könige gewählt und alle festen Plätze, so gut es sich in der Eile thun ließ, mit Soldaten besetzt hatten, — als darauf Herzog Maximilian von Baiern an der Spitze seines katholischen Heeres mit 50,000 Mann in Böhmen einbrach, — da ward auch Linz belagert und genommen. Es war am 24. Juli. Gerade diesen Zeitpunkt hielten die Feinde von Kepler's Mutter am geeignetsten für die Ausführung ihres lang genährten Racheplans. Schon am 5. August ward die Alte gefänglich eingezogen, die Anklage eilig wiederholt, — und man stand schon wieder an dem schrecklichen Punkte der Tortur. Da erschien aber plötzlich der Sohn, um ihr auf's Neue ein rettender Engel zu werden. Er hatte die siebenzig Meilen von Linz nach Tübingen in der allergrößten Hast zurückgelegt. Bis Regensburg waren ihm Frau und Kind gefolgt. Linz war genommen, und alle Nichtkatholiken hatten die Flucht ergreifen müssen, um nicht unter der mörderischen Hand der rohen papistischen Söldlinge zu erliegen. Als er seine Familie in der Nähe von Regensburg, in Waldenbach, unter dem Dache seines Schwiegersohnes Ehen — derselbe hatte Kepler's Stieftochter geheirathet — sicher beschirmt wußte, machte er sich augenblicklich auf die „klägliche" Reise zu seiner unglücklichen Mutter. In Würtemberg angekommen, ging er direkt zum Herzoge. Diesem stellte er das ganze Ereigniß mit so beredten, tief zu Herzen dringenden Worten dar, daß derselbe sofort Befehl gab zu einer schnellen, unparteiischen Untersuchung der Sache. Die Folterqual ward so verhütet, indeß verzögerte sich die eigentliche Entscheidung noch um ein volles Jahr. Kepler selbst schreibt in einem seiner Briefe: „Die Sache dauerte bis zum 4. Nov. 1621; da ward meine Mutter durch ein

förmliches Urtheil von der Marter losgesprochen und aus dem Gefängniß gelassen. Ich eilte sogleich nach Linz zurück, und nun ward Klage wider die Gegnerin wegen Beschimpfung und Kosten angestellt; da machte den 22. April 1622 meiner Mutter Tod in ihrem 75. Jahre dem Streit ein Ende." — Kepler's Briefe und Aufsätze aus dieser Periode sind historisch berühmt geworden. Sie enthalten die ersten vernünftigen Angriffe auf den Aberglauben des Volks und seine Lehrer, sie kämpfen mit einem scharfen geistigen Schwerte gegen Hölle, Teufel und Zauberei.

Aber nicht blos von dieser Seite häuften sich Unruhen und Sorgen, welche den behaglichen Frieden aus Kepler's stillem Hause zu vertreiben drohten, es kamen auch noch Volksaufstände, Staatsumwälzungen, religiöse und politische Kämpfe aller Art hinzu, und es stand mehr denn ein Mal seine ganze Existenz auf dem Spiele.

Kaiser Mathias hatte bei der Uebernahme des Staatsruders sogleich erkannt, wie die Finanzen des ganzen Reichs sehr zerrüttet, wie lose und unsicher alle Bande des Volks mit der Regierung zusammenhingen. Er fing an, seinen gethanen Schritt zu bereuen. Sein abgelebter, siecher Körper war zu einem energischen Handeln nicht mehr fähig, und er war es zufrieden, daß die ihn umgebenden Jesuiten das Staatsruder zur Hand nahmen. Das Volk und seine Vertreter erkannten gar bald den beklagenswerthen Stand der Sache. Die Böhmen gerade hatten von diesem Regierungswechsel so Viel gehofft und bekamen nun Nichts. Sie hatten einen indolenten, von Jesuiten verleiteten König absetzen helfen und fanden nun einen körperlich und geistig kranken König wieder, der ihrer Religion abhold und den jesuitischen Bestrebungen zugethan, oder doch wenigstens nicht entgegen war. Die neue jesuitische Regierung ging planmäßig darauf los, des Volkes Rechte und Freiheit zu untergraben und die Abtrünnigen vom Papste so bald als möglich wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen. Kirchen und Schulen, welche in frommer Aufklärung er-

baut, dem protestantischen Christenthume dienen sollte, wurden auf Befehl der obersten Staatsbehörden wieder niedergerissen, entweihet und geschlossen. Da berief das so hart gedrückte und schändlich betrogene Böhmervolk seine Glaubensvertheidiger zusammen, welche nach kurzer Berathung eine Klageschrift beim Kaiser einreichten über das verfassungswidrige Benehmen seiner Statthalter und ihn um baldige gnädige Abhülfe anflehten. Hierauf erhielten sie einen schnöde abfertigenden Bescheid, nicht einmal unmittelbar vom Kaiser, sondern durch die verhaßten Statthalter selbst, und daneben den strengen Befehl, sich augenblicklich wieder aufzulösen. Das war zu viel. Das Feuer der gerechten Sache entzündete alle Gemüther. Graf Mathias von Thurn, der kühne, vielbewährte Liebling des edlen Böhmervolks, welcher einst den weltberühmten Majestätsbrief mit hatte unterschreiben helfen, trat jetzt an die Spitze der Revolution. Im Schlosse zu Prag warf er mit seinem Anhange die jesuitischen Statthalter zum Fenster hinaus. Alles griff zu Wehr und Waffen, und es waren nicht die Böhmen allein, welche das Joch abwarfen, sondern alle protestantischen Länder, Städte und Unterthanen Oesterreichs. Das aufgestandene Volk bemächtigte sich aller kaiserlichen und königlichen Einkünfte und richtete die empörten Ländermassen zu einer freien Republik ein. — In dieser schrecklichen Noth wäre der Kaiser gern zum Nachgeben bereit gewesen, aber seine frommen Räthe hielten ihn auch jetzt noch von dem Selbsthandeln zurück. Milde, meinten sie, wäre nur Oel in's Feuer gegossen, er müsse nun erst recht strenge sein; sähe man es ja gerade jetzt überall in dem protestantischen Treiben von ganz Europa, wie damit nichts Anderes als ein Berauben der Kirchen und Krone, als ein Auflehnen gegen Gesetz und Ordnung, gegen Pflicht und Sitte bezweckt werde. So suchten sie ihm Haß gegen die Protestanten einzuflößen, so suchten sie ihn aufzustacheln zu entschiedener That. Aber der kranke Mathias konnte seinem kranken Throne wenig mehr nützen. All sein Handeln war hinfällige Ohnmacht. Er starb am

20 Mai 1619 und hinterließ noch viel mehr wie sein unglücklicher Bruder Rudolph II. tief verschuldete Länder und empörte Unterthanen.

Wie nun unser armer Kepler in dieser gesetz- und herrenlosen Zeit selbst Noth litt, läßt sich kaum beschreiben. Von seinem kaiserlichen Gehalte bezog er keinen Pfennig und er durfte nicht einmal davon reden. Er wäre in Noth und Kummer verkommen, hätten die vom Kaiser abgefallenen Landstände sich nicht seiner angenommen und ihm Einiges zufließen lassen.

Doch ungeachtet aller dieser wilden Stürme um ihn her, verlor er nie seine innere philosophische Ruhe. Selbst da, wo das tägliche Brot anfing zu fehlen, wo das Leben auf dem Spiele stand, dachte er immer noch mit der größten Seelenruhe an seine astronomischen Spekulationen. Er verfolgte eben jetzt eine bis dahin noch nie betretene, sich mühsam öffnende neue astronomische Bahn. Den beiden im Jahre 1608 aufgefundenen Kepler'schen Regeln der Planetenbewegungen fehlte zu ihrer harmonischen Abrundung noch eine dritte. Wenn man nämlich die vergleichende Aufmersamkeit auf die Umlaufszeiten der Planeten richtet und auf die mittleren Entfernungen derselben von der Sonne, so erkennt man augenblicklich einen gewissen Zusammenhang in beiden Zahlenwerthen. Kepler war nun mit dieser leicht in die Augen fallenden ungefähren Regelmäßigkeit nicht zufrieden, er erstrebte ganz bestimmte, mathematische Gesetzmäßigkeit. Lange mühete er sich vergebens ab; die Aufgabe bezog sich auf sehr verwickelte, Zeit raubende Zahlenversuche. Er suchte nach der ihm zur zweiten Natur gewordenen pythogaräischen Spekulation den Aufschluß in geheimnißvollen Analogien, verweilte wieder einige Zeit bei den regulären geometrischen Figuren, kam dann auf die Zahlenverhältnisse in der Harmonie der Töne, — doch alle diese Bemühungen blieben fruchtlos. Endlich verfiel er auf das Vergleichen der Potenzen der betreffenden Zahlen. So kam er auf die Idee die Quadrate der Umlaufszeit mit den Würfeln ihrer mittleren Entfernungen zu vergleichen,

und erreichte ein Resultat, das seinen Wünschen schon sehr nahe lag, aber dennoch nicht vollkommen befriedigen konnte. Dies war am 8. März 1618. Er versuchte noch andere Wege, welche ihn aber wieder viel weiter vom Ziele abführten. Da nahm er die vorige Arbeit noch einmal zur Hand und fand nun einen Rechenfehler. Emsig machte er sich nun wieder an die Arbeit und hatte jetzt die unbeschreiblich große Freude, seine so lange gehegte Ahnung auf das schönste verwirklicht zu sehen. Das war der ewig denkwürdige 15. Mai des Jahres 1618, wo unser Kepler sein drittes Gesetz in der Mechanik des Himmels entdeckte, daß nämlich die Quadrate der Planeten-Umlaufszeit sich gerade so zu einander verhalten, wie die Würfel der mittleren Entfernungen von der Sonne.

Das war ein bedeutungsvolles Samenkorn der wissenschaftlichen Forschung, welches, allen Verheerungen des Krieges, allen religiösen Aufwühlungen ungeachtet, dennoch einen sichern fruchtbaren Boden gefunden und durch alle nachfolgenden Jahrhunderte hindurch einen unermeßlichen Reichthum an bewunderungswürdigen edlen Früchten getragen hat. Kepler's Freude war groß, sie kam dem Entzücken nahe, als er fand, daß dies aufgefundene sich auch auf die von Galilei entdeckten Nebenplaneten des Jupiters mit dem besten Erfolg anwenden ließ. Und was ihm dabei der allergrößte Triumph war, bestand darin, daß eben aus diesem Gesetze die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne mit mathematischer Sicherheit hervorging. Also hatte er zugleich einen, alle Zweifel vernichtenden Beweis für die Richtigkeit der kopernikanischen Welterscheinung aufgefunden.

Diese vielfachen eben so sinnreichen als mühsamen Untersuchungen, in Verbindung gebracht mit den interessantesten Fragepunkten der Astronomie veröffentlichte er in zwei sehr gediegenen Werken, wovon das eine als „kurzgefaßte Darstellung der kopernikanischen Weltordnung schon 1618 gedruckt ward, — das andere aber erst 1619

als „Harmonie der Welten" das Licht der Welt erblickte.

Von nun an ward Kepler's Name unter den Fachmännern der Astronomie nie anders als mit hoher Bewunderung genannt. Die letzte der beiden vorhin erwähnten Schriften hatte Kepler dem König Jakob I. von England gewidmet, wozu ihn ein ehrenwerthes Gefühl der Dankbarkeit aufforderte. Denn dieser, für alles Wissen und Können der damaligen Zeit begeisterte König hatte an Kepler die Aufforderung ergehen lassen, nach London zu kommen, um hier frei von allen irdischen Sorgen rein nur der Wissenschaft leben zu können. Aus Liebe zu seinem deutschen Vaterlande und in der zuversichtlichsten Hoffnung auf baldige ruhigere und bessere Zeiten, hatte er diesen Ruf abgelehnt. Die Widmung enthielt nun den aufrichtig gefühlten Wunsch, daß in König Jakob I. die lang entbehrte Harmonie der Kirche eben so schön ihre endliche Verwirklichung finden möchte, wie der große Weltenschöpfer unsern Kepler mit dem großen Glück gesegnet habe, die Harmonie des Himmels zu entdecken. „Der Tag ist nahe," sagte er, „an dessen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahns mit Beschämung inne werden und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen wird." Und am Schlusse des Werkes wird er von den erhabenen Gedanken und Empfindungen sogar zu einem feierlichen Dankgebete gestimmt. „Ich danke Dir, mein Schöpfer und mein Herr, daß Du mir diese Freude an Deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke Deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit Deiner Werke den Menschen kundgethan, so weit mein endlicher Geist Deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, das Deiner unwürdig ist, oder nachgedacht haben sollte der eignen Ehre, das vergieb mir gnädiglich."

Gerade um die Zeit, als Kepler mit der Herausgabe seiner „Harmonie der Welten" beschäftigt war, starb Kaiser Mathias und der Thron ward nun von Ferdinand II. eingenommen, von demselben bigotten Katholiken und strenggläubigen Jesuitenzöglinge, welcher sich schon so hart und unduldsam gegen alle Nichtkatholiken in seinem Erzherzogthum Steyer bewiesen hatte. Von einem solchen Kaiser durfte sich Kepler keine frohe Zukunft versprechen. Dasselbe traurige Loos stand nun aber ohne Ausnahme allen Nichtkatholiken bevor, daher hatten die protestantischen Völker in Böhmen, Mähren und Schlesien Kaiser Ferdinand II. geradezu als einen Feind ihrer Religion erklärt, den sie nicht zum Regenten haben wollten. Die Böhmen wählten sich Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige, einen Mann ihres Glaubens; und diesem muthigen edlen Volk schlossen sich alle vom Kaiser abgefallenen evangelischen Unterthanen an. Die Krönung dieses frei vom Volk gewählten Königs ward mit ungemeinem Glanze den 29. November 1619 zu Prag vollzogen. Kurz zuvor hatte sich auch Ferdinand II. in Frankfurt zum Kaiser erwählen und krönen lassen. Davon nahm man aber in Böhmen gar keine Notiz; auch hielt man es für etwas Gleichgiltiges, daß der Kaiser sich noch immer als rechtmäßiger König von Böhmen ansah.

Das triumphirende Glück des neugeschaffenen evangelischen Königreichs dauerte aber nicht lange. Die daraus vertriebenen Jesuiten schrieen laut über die gottlosen Angriffe auf die allein seligmachende päpstliche Kirche. Sie brachten es bald dahin, daß dem frommen, aber unglücklichen Kaiser mit spanischem Gelde und mit baierischen Soldaten wieder aufgeholfen ward. Maximilian von Baiern mit seinem Feldhauptmann Tilly rückte in die abgefallenen kaiserlichen Erblande und schlug die Empörer auf's Haupt. Die evangelische Union ließ Friedrich im Stiche, und das nur aus dem kleinlichen Grunde, daß er — kein Lutheraner, sondern ein Reformirter sei, daß er viel mehr auf die Befesti-

gung und Verbreitung der reformirten als der lutherischen Kirche bedacht gewesen sei. Der König selbst ahnete wenig von der ihm drohenden nahen Gefahr. Er gefiel sich ganz vortreflich auf seinem Throne und liebte nichts mehr als eine üppig besetzte königliche Tafel.

Das Unglück brach jetzt von Baiern aus los. Es fiel eine Stadt nach der andern und überall trieben die rohen Sieger die sogenannten Abtrünnigen der Kirche mit Gewalt wieder in den Schooß des Papstes. Alle bemittelten Glaubensfeste flohen aus dem Lande. Gerade diese Zeit war es, wo Kepler von Linz nach Regensburg flüchtete und von hieraus zur Rettung seiner unglücklichen Mutter nach Würtemberg eilte. Mehr als ein ganzes Jahr blieb der arme Mann in der peinigendsten Ungewißheit über sein künftiges Schicksal. Als Protestant war er seines Dienstes als kaiserlicher Mathematikus entlassen. In seinem Vaterlande wollte man von ihm, dem gefürchteten Wortführer der Konkordienformelfeinde, eben so wenig wissen. Frau und Kind litten Noth und er konnte nicht helfen. Das war wieder eine gar traurige Lage. Alles war dunkel und hoffungslos um ihn her. Aber dennoch verzagte er nicht, sein inneres Licht, sein Gottvertrauen ward um so heller und zuversichtlicher, je mehr die äußere Welt räuberisch darauf losstürmte. Sein Geist ward nicht geschwächt, er sprühete Witzfunken um sich und beleuchtete und belächelte das Unglück. Den guten Glauben auf ein baldiges besseres Geschick verlor er nie. Und auch dies Mal betrog ihn die Hoffnung nicht. In der Nähe des neuen Kaisers arbeiteten seine Freunde und Gönner für seine Zurückberufung. Den 30. Dezember 1621 erhielt er auf's Neue das Patent eines kaiserlichen Mathematikus. Ohne Gehaltsschmälerung trat er wieder in seine Würde ein. Der Kaiser erinnerte sich, daß er bei seinem Regierungsantritt, als Erzherzog von Steyermark, von unserem Kepler eine sehr interessante Abhandlung über eine sich damals ereignende Sonnenfinsterniß zugesandt erhalten, wofür er ihm schon längst eine Gnade zugedacht habe,

die er nun abtragen wollte. Auch schmeichelte es seinem kaiserlichen Stolze, daß die weltberühmten Rudolphinischen Tafeln durch seinen mächtigen Willen allein nur zu Stande kommen konnten. Uebrigens war Ferdinand, wie seine beiden Vorgänger Rudolph und Mathias ein eifriger Anhänger der Sterndeuterei und hatte zu Kepler's Geschicklichkeit in dieser bewunderten Kunst ein großes Vertrauen. Bei Kepler's Ankunft in Linz untersuchten die mißtrauischen Jesuiten alle seine Bücher und Schriften, und er mußte feierlich versprechen, sich nur auf rein mathematische und astronomische Studien beschränken zu wollen. Ueberhaupt sprach man es ihm unverholen aus, daß er es nur als eine außerordentliche kaiserliche Gnade ansehen dürfe, wenn man in dem jetzt streng rechtgläubigen Staate seinen protestantischen Glauben nicht beachten wollte.

Ferdinand II. war durch die jesuitische Erziehung und durch ein von seiner Mutter ererbtes bigottes Gemüth ein unerschütterlicher Anhänger der päpstlichen Kirche, — ein unerbittlich strenger Feind aller Protestanten. Mit dem heiligen Eifer seiner innigsten Ueberzeugung wollte er sein Reich zu einem „rechtgläubigen" machen und er hatte sich zu diesem Zweck in den Jesuiten eines mächtigen Beistandes zu erfreuen. Dieser fanatische Eifer stieß aber in Böhmen auf gewaltige Hindernisse. Bei seiner Wahl zum Könige, welche noch zu Lebzeiten Mathias bewerkstelligt ward, hatte er die im Majestätsbrief enthaltene Konstitution beschworen. Indeß der päpstliche Nunzius wußte jesuitisch weisen Rath, er brachte vom Papste die feierliche Entbindung von diesem Eide. Da machte er sich mit seiner unerschütterlichen Charakterstärke an sein vermeintes frommes Werk. Er zerschnitt den verhaßten Majestätsbrief und gab nun den tyrannischen Befehl, daß Alle, welche in den friedlichen Schooß der alleinseligmachenden Kirche nicht zurückkehren wollten, das Land verlassen sollten. Wie viele Tausend Böhmen zogen nun aus ihrer geliebten Heimath, und wie viel Wohlstand, wie viel Lebensglück zog mit ihnen! — Jeder Widerspruch,

jeder Widerstand ward furchtbar hart bestraft. Dem Rektor der Universität zu Prag ließ der kaiserliche Glaubensrichter die Zunge ausreißen, weil derselbe gewagt hatte, das Wort für den evangelischen Glauben zu nehmen. Einen andern Professor schlug man mit Stockschlägen jämmerlich zu Tode. Und bei allen diesen „christlichen" Verfolgungen standen die Jesuiten dem frommen Kaiser so treulich bei, daß die sämmtlichen Güter der widerspenstigen landesverwiesenen reichen Edelleute aus bloßer Dankbarkeit dem Jesuiten-Orden geschenkt werden mußten. Das arme Böhmen war von nun an auf immer seiner geistigen Freiheit beraubt; die weisen Väter Christi haben hier die Grabesstille des gedankenlosen blinden Glaubens, die finstere Ruhe des lichtscheuen Aberglaubens und die Thatlosigkeit der Dummheit einzuführen gewußt.

Unter einer solchen jesuitischen Glaubensknechtschaft lebte nun unser Kepler, ein Mann des hellesten Lichtes, des entzündlichsten Feuers für die wahrhaft freie, rein christliche Richtung des protestantischen Glaubens! — Er mußte schweigen und dulden, er hatte eine reich belehrende Erfahrung dazu. Des Kaisers mächtiger Hang zum Glauben an das Uebernatürliche suchten die Jesuiten, wo sie nur konnten, zu unterhalten, um so ihr eigenes Thun und Treiben weniger seiner scharfen Prüfung bloß zu stellen. Und dieser Sinn für das Wunderbare konnte durch Niemand anziehender genährt werden, als durch Kepler. Zugleich wußten diese Mönche auch, daß Kepler's Geist jetzt viel zu eifrig in seinen astronomischen Spekulationen vergraben sei, um noch Lust und Muße zu finden, an den religiösen Lebensfragen Theil nehmen zu können, und daß er, im Fall diese wirklich einmal zur Sprache kämen, viel eher geneigt sei, gegen die lutherischen Orthodoxen zu Felde zu ziehen, als gegen die katholische Kirche. Schon damals waren den Jesuiten die beständigen Kämpfe der sogenannten Ketzer untereinander die sichersten Vorboten eines nahen Verfalles des ganzen Protestantismus. Vielleicht hielten sie unsern Kepler auch in dieser Hinsicht für ein gutes Mittel zum Zweck.

In Linz angekommen, machte sich Kepler nun wieder sehr eifrig an die weitere Ausarbeitung der Rudolphinischen Tafeln. Durch die drei aufgefundenen astronomischen Gesetze war die kopernikanische Weltordnung als die allein wahre nachgewiesen. Die tychonische Anlage der Tafeln und seine eigene erste Bearbeitung derselben mußte jetzt aufgegeben und das Ganze von Grund aus neu geschaffen werden. Zum Glück kamen ihm bei dieser gewaltigen Zahlenarbeit die eben in Deutschland bekannt gewordenen Logarithmen sehr zu Hülfe, wodurch er in Zeit von drei Jahren das Werk schon wieder bis zum Drucke gefördert hatte.

Im Oktober 1624 reis'te er nach Wien zum Kaiser, um ihm Anzeige von der endlichen Vollendung der Tafeln zu machen und bei dieser Gelegenheit sich Gehalt und die nöthigen Gelder zum Druck anweisen zu lassen. Er erhielt eine Anweisung von 6000 Gulden. Das war eine gar kleine Summe, sie reichte kaum aus, um den bei den großen Rechnungen benutzten Gehülfen den rückständigen Sold auszahlen und seine eigene Schuld decken zu können. Für den Druck des Werkes blieb noch Nichts übrig. Da mußte sich Kepler 1625 persönlich auf den Weg machen, um in den schwäbischen freien Reichsstädten Kempten und Memmingen die rückständige Kontribution im Auftrage des Kaisers einzutreiben. Eine dritte auf Nürnberg lautende Anweisung wurde nicht anerkannt. Bei dieser Gelegenheit verweilte er einige Zeit in Göppingen, um seiner herabgekommenen Gesundheit durch das Trinken des Sauerbrunnens wieder etwas aufzuhelfen. Dann reis'te er nach Tübingen und verweilte hier unter seinen treuen Freunden Mästlin und Schickard einen ganzen Monat. Das waren ihm recht erfreuliche Ruhetage. In Linz bekam er dann später den noch fehlenden dritten Theil der Druckkosten in einer Anweisung auf die kaiserlichen Einkünfte der Provinz.

So weit war nun Alles recht gut und der Druck hätte beginnen können. Da kam wieder ein schlimmes Hinderniß Dem jesuitisch strengen Religionsgerichte zu Linz fiel es plötzlich einmal wieder ein, in Kepler's Bibliothek

zu bringen und nachzuspüren, ob hier nichts Ketzerisches versteckt liege. Richtig, sie fanden Vieles und säumten nun auch wahrlich nicht mit dem Versiegeln. Doch wurde diese Störung durch des Kaisers Befehl gar bald wieder beseitigt.

Endlich im Jahre 1627 erblickten die lange erwarteten, lange besprochenen astronomischen Tafeln das Licht der Welt. Das Werk ruhete auf einer Grundlage von Tycho de Brahe's zwanzigjähriger Beobachtung und von Kepler's sechsundzwanzigjähriger mühsamer Rechnung und Forschung. Noch jetzt ist es ein Werk, vor dem die Sachverständigen die höchste Achtung haben. Allerdings haben die heutigen Astronomen viel genauere, viel vollständigere Planetentabellen, wonach sie bis auf Theile einer Sekunde genau zu jeder Zeit den Ort und die Lage der Planeten berechnen können, aber zu aller dieser vielgerühmten Genauigkeit sind sie doch rein nur durch die Rudolphinischen Tafeln gekommen.

Mit dem Fertigwerden der Rudolphinischen Tafeln hörte aber auch Kepler's ferneres Verbleiben im kaiserlichen Dienste auf. Wallenstein, der siegreiche Liebling des deutschen Kaisers, der furchtbare Schrecken des protestantischen Deutschlands hatte sich unsern Kepler vom Kaiser ausgebeten. Ferdinand II., wie seine kaiserlichen Vorgänger, ewig in Geldnoth, nahm diese Gelegenheit wahr, sich Kepler'n mit seiner lästigen großen Geldforderung vom Halse schaffen zu können. Wallenstein, der eben gefürstete kühne Mann, hatte sich durch die räuberische Art seiner Kriegführung ein ungeheures Vermögen zusammengerafft. Er konnte mit Leichtigkeit die ihm gestellten Bedingungen erfüllen und Kepler'n den vom Kaiser zugesicherten jährlichen Gehalt und die rückständige Gehaltsforderung von 12,000 Gulden auszahlen, und er ließ es an schriftlicher Zusicherung dazu nicht fehlen. Kepler hatte bei diesem merkwürdigen Handel eine sehr beschränkte passive Stimme. Vom Kaiser empfing er 4000 Gulden und die gnädige Erlaubniß, dem Fürsten von Friedland nach Sagan folgen zu dürfen. Die Verhältnisse in Linz

so wie im ganzen Kaiserstaate hatten einen gar zu unheimlichen, jesuitischen Charakter angenommen, welcher auf Kepler sehr beunruhigend einwirkten, daher nahm er diesen Wechsel seiner Stellung mit Dank an. Er hegte dabei die beste Hoffnung zum Besserwerden. Es schmeichelte seinem Ehrgeize, daß Wallenstein ein so bedeutendes Gewicht auf den Besitz seiner Person gelegt habe, daß er von demselben sogar zum Rektor der Universität Rostock bestimmt worden sei. Doch mußte hierzu erst noch der entworfene Plan glücken, daß nämlich der Kaiser dem Wallenstein das eroberte Herzogthum Mecklenburg zur Tilgung der gewaltigen Schuldensumme verlieh, welche durch Wallenstein's Herbeischaffung einer großen kaiserlichen Kriegsmacht entstanden war.

In Sagan ward Kepler von Wallenstein mit fürstlicher Huld und zuvorkommender Liebenswürdigkeit empfangen. Der gewaltige Sieger der Schlachten, vor dem das ganze protestantische Europa erzitterte, an den so viele Städte und Länder mit Grausen dachten, dieser wüthende, unbarmherzige, stolze Eroberer war dem klaren, klugen Blicke unsers Kepler's gegenüber die Milde, Freundlichkeit und Bescheidenheit selbst. Mit der zuvorkommendsten Artigkeit zeichnete er den großen Astronomen aus, zog denselben täglich zur Tafel, und es dauerte wenige Tage, so lebten Beide miteinander in dem innigsten Verhältniß hervorragender geistiger Verwandtschaft. Beide gefielen einander in der Gewandtheit und Kraft ihres Witzes und Scharfsinns, Beide achteten einander in den ernsten Augenblicken wissenschaftlicher und politischer Untersuchungen, Beide hatten einen hohen Genuß an geistreichen astrologischen Dichtungen. Doch gerade in diesem Punkte mußte sich Kepler hüten, den leidenschaftlichen Wünschen seines großen Gönners zu bereitwillig Gehör zu geben. Durch Vorschützen seines kränklichen Körpers wußte er Wallenstein zu der Annahme noch eines besondern Astrologen, des berühmten Zeno, zu bewegen. Und so übernahm er vorläufig nur die Lösung der rein astronomischen Aufgabe, die Konjunktion des Jupiters und des Saturns auf das

Genaueste zu berechnen. Nach Zeno's Prophetensprache war Wallenstein's Schicksal von dieser Konstellation abhängig. Daneben hatte Kepler noch von seinem Kaiser den Auftrag, die Ephemeriden bis zum Jahre 1637 voraus zu berechnen. Die übrige Zeit benutzte er zur Bearbeitung des Hipparch's.

Die Lage Deutschlands war jetzt eine immer noch traurigere geworden. Ueberall standen feindselige Heere schlagfertig einander gegenüber, überall war der Druck durch die rohen, übermüthigen Soldaten hart und unerträglich geworden. Selbst in dem so lange friedlich stillen Schwabenlande ging jetzt Alles in gesetzloser Unordnung wild und kriegerisch durcheinander. Das bekümmerte Kepler's Vaterherz sehr; denn sein Sohn Ludwig studirte gerade um diese Zeit zu Tübingen Medizin, und seine Tochter Susanna ward im Fräuleinstift zu Pforzheim erzogen. Diese letztere war seit kurzem die verlobte Braut von einem jungen Gelehrten, Bartsch, einem Schüler und geschickten Gehülfen Kepler's zu Linz, der durch die Verwendung Berneker's, Kepler's treuesten Freund, einen ehrenvollen Ruf nach Strasburg als Professor der Mathematik erhalten hatte. Die Braut ward unter dem Schutze von Kepler's Bruder und Schwester und in Begleitung ihres Bruders Ludwig nach Strasburg geführt. Die Vermählung fand hier in Berneker's Hause ohne Beisein der Aeltern statt. Dies geschah am 30. März 1630 und Berneker schrieb an Kepler: „Wie glücklich bin ich, Deine Tochter in meinem Hause zu bewirthen; es ist fast dasselbe, als hätte ich Dich in eigener Person bei mir. Sie ist das würdige Ebenbild eines solchen Vaters; aus ihrem Angesichte wie aus ihrem Gespräche leuchtet Bescheidenheit, Klugheit und Frömmigkeit hervor." Nach der Hochzeit reisete das junge Ehepaar mitten durch das feindliche Lager hindurch nach Sagan, um sich den älterlichen Segen zu ihrer Verbindung zu holen.

Hier in Sagan waren die Verhältnisse nun auch allmälig ganz anders geworden. Wallenstein's Siegesglanz erhielt bei der Belagerung von Stralsund eine em-

pfindliche Demüthigung. Auch war der Kaiser durch die laute Klage über seinen ungerechten, unmenschlichen Oberfeldherrn gezwungen, seine Gunst etwas von Wallenstein zurückzuziehen, besonders als er damit umging, sich deutsche Fürstenfreunde zu verschaffen, welche ihm bei der Wahl seines Sohnes zum römischen Könige behülflich sein konnten. Die Wirkung dieser vielbeachteten Ungunst hatte auch auf Kepler's Stellung einen sehr ungünstigen Einfluß. Kepler hatte Wallenstein schon widerholt um die Auszahlung der zugesicherten 12,000 Gulden gebeten, wozu sich dieser aber immer noch nicht verstehen wollte. Wallenstein hatte dagegen Kepler wiederholt aufgefordert, nach Rostock zu gehen, um dort das Rektorat der Universität zu übernehmen, wozu sich aber Kepler immer noch nicht verstehen konnte, weil er als wohlbestallter kaiserlicher Mathematikus keine Erlaubniß dazu habe. So waren die beiden Männer einander entfremdet und Kepler rüstete sich schon auf eine neue Wanderung in die ungewisse weite Welt. Er war allerdings immer noch kaiserlicher Mathematikus, indessen durfte er sich in der so drückenden, geldarmen Zeit wenig Hoffnung auf eine Einnahme machen, wenn er jetzt ohne weiteres wieder beim Kaiser ankam. Wallenstein hatte ihm nur den kontraktlich bestimmten Jahrgehalt ausbezahlt, die übrige große Forderung aber nicht entrichtet.

Nun hörte Kepler, daß der Kaiser nach Regensburg kommen wollte, um dort einen Reichstag zu halten; da entschloß er sich schnell zu einer Reise nach Regensburg, um hier öffentlich vor Kaiser und Reichsständen seine gerechten Forderungen auszusprechen. Die dringendste Noth zwang zu dieser sehr beschwerlichen Reise. Der Weg war über hundert Meilen lang und die Jahreszeit der rauhe Herbst. Die unsichere Aussicht auf den guten Erfolg dieser Reise und eine schon lange im Körper verspürte Kränklichkeit stimmten die frohe Laune des vielgeprüften Mannes zu einem düsteren Ernst. Von seinem Freunde Bernefer, dem Einzigen, welchem er das Drückende seiner unglücklichen Lage mitgetheilt hatte, erhielt er noch dicht

vor seiner Abreise eine liebevolle Aufforderung zum Hinüberkommen nach Strasburg. Hier in Berneker's geräumigem Hause wollten die beiden Freunde mit ihren Familien ganz ruhig die hoffentlich baldige Wiederkehr des deutschen Friedens abwarten. Der Plan war herzlich gut gemeint; Kepler ergriff ihn auch mit freudigem Eifer, aber die Vorsehung wollte es anders. Den 31. Oktober 1630 am Tage vor der Abreise nach Regensburg schrieb Kepler noch an Freund Berneker: „Ich nehme das Erbieten Deiner Gastfreundschaft mit innigem Dank an. Gott schütze Euch; er erbarme sich über mein unglückliches Vaterland. Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Aussicht auf ein Unterkommen von sich weisen. Ich kann nicht wissen, ob meine Schwester bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg lastet, von dem, was sie als einen Theil meines Vermögens unter ihren Händen hat, meinem Sohne Etwas schicken kann. Sei Du abermals Vater, doch kein allzunachsichtiger. In diesem Augenblicke bin ich auf einer Reise nach Regensburg und Linz, von da wieder zurück nach Sagan. — Bete mit mir inbrünstig für die Kirche und für mich!“ —

Neun Tage später hält der arme Mann seinen stillen Einzug in die viel bewegte laute Stadt Regensburg. In einen schwarzen wollenen Mantel gehüllt, den Hut tief auf die Stirn gedrückt, reitet er mit sorgenvoller ernster Miene unbeachtet durch die von Fremden stark belebten Gassen der alten Reichsstadt. Vor einem kleinen unansehnlichen Hause in einer abgelegenen engen Straße steigt er von seinem ermatteten Rosse. Hier bei dem Methhändler Hildebrandt Bühlt findet er den endlichen Ruhepunkt seiner angreifenden langen Reise. Krank und erschöpft betrat er die Wohnung. Die Aufnahme, welche er hier fand, war freundlich und liebevoll theilnehmend, aber die behägliche sanfte Pflege seiner guten Susanna, ihren herzlichen verständigen Trost mußte er entbehren. Das fühlte er mit einer wehmuthsvollen Rührung. Dazu kamen auch noch viele tieferschütternde Unannehmlichkeiten,

— die trostlose Aussicht, daß seine ganze Reise, alle seine Bemühungen und Hoffnungen fruchtlos bleiben würden. So floß nach und nach immer mehr Gift in seinen siechen Körper, bis es unrettbar den Tod brachte. Das geschah schon am 15. November 1630.

Arm und verlassen, unerkannt und unbeachtet trug man die irdische Hülle dieses großen Deutschen zu Grabe. Aber auch hier auf dem Friedhofe zu Regensburg sollte er noch keine Ruhe finden. Das feindliche erbitterte Treiben seiner christlichen Brüder verfolgte ihn auch noch bis an diesen Punkt. Die verheerende Mord= und Brandfackel des dreißigjährigen Krieges verschonte selbst die Kirchhöfe zu Regensburg nicht. Es wurden die Todten aus den Gräbern gerissen und alle Leichenhügel, alle Denkmäler und Markzeichen mit empörender Wuth umgewühlt und vernichtet. So ging auch das bescheidene Kreuz auf Kepler's Grabhügel mit zu Grunde. Denn als zwei Jahrhunderte später sich mehrere edle Deutsche vereinigten, um diesem durch und durch deutschen Charakter, diesem kerngesunden genialen Manne des Volkes ein Denkmal zu setzen, so blieben alle Nachforschungen fruchtlos, die wahre Ruhestätte desselben aufzufinden. Darum — und noch aus anderen leicht in die Augen springenden Gründen — entschloß man sich der Geburt, und nicht dem Tode dieses unsterblichen Geistes ein ehrendes Denkmal zu setzen. Das ist nun den 27. Dezember 1808, also an seinem 237. Geburtsage, zu Regensburg feierlich geschehen.

Die hinterlassene Familie kam durch diesen so unerwartet schnellen Tod in großes Elend. Die unglückliche Wittwe reiste mit ihren vier Kindern nach Tübingen zu ihrem ältesten Sohne Ludwig, um diesen zu bitten, ein vom Vater hinterlassenes Manuskript herauszugeben. Das Werk war aber noch nicht ganz vollendet und Ludwig schickte es deßhalb erst nach Strasburg zu seinem Schwager Bartsch, damit derselbe als Sachverständiger das Fehlende noch hinzufügen möchte. Dieser war dazu gern bereit, aber es war, als wenn dies Werk eine tödtende

Kunst auf alle seine Bearbeiter ausüben sollte, denn auch Bartsch starb noch vor der Vollendung der Schrift. Während dieser Zeit befand sich Ludwig bei dem Baron von Schwitzendorf auf weiten Reisen. In Padua hatte er sich zum Doktor der Medizin disputirt und kehrte erst im Jahre 1634 zurück. Da machte er sich denn eilig an die von seiner Mutter so sehnlichst gewünschte Herausgabe des Manuskriptes. Das Werk erschien nun in Frankfurt am Main unter dem Titel: „Ein Traum über die Astronomie des Mondes.“ Es wurde dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem eifrigen Freunde und hochherzigen Beschützer der Astronomie gewidmet. Im Eingange des Buches, welches viel scharfsinnig durchgeführten Witz, viel treffende Satyre auf die damalige traurige Zeit enthält, sagt unser Kepler, daß er die erste Idee dazu schon im Jahre 1608 gefaßt habe. Kaiser Rudolf II. lebte mit seinem Bruder Mathias im Streite. Um diese Streitpunkte richtig zu verstehen, so habe er sich viel mit der böhmischen Geschichte beschäftigt. Hierin habe er eines Abends nach abgethaner fleißiger Beobachtung der Sterne noch die Erzählung von der berühmten böhmischen Zauberin Libussa gelesen und sich dann schlafen gelegt. In diesem Schlafe sei ihm nun der Traum über Levanien und dessen Bewohner gekommen. „In meiner Astronomie des Mondes,“ schreibt er an Freund Bernecker, „stehen eben so viele Räthsel als Zeilen; Räthsel, welche nur mit Hülfe der Sternkunde, Naturlehre und Geschichte aufzulösen sind. Aber wie Wenige werden sich der Mühe einer solchen Auflösung unterziehen mögen? Man will bei einem solchen Spielwerke die Stirn nicht zum Nachdenken falten, sondern mit aller Bequemlichkeit sich vergnügen, darum gedenke ich die Auflösungen dem Texte in Form von Noten gleich beizufügen. Campanella hat von den Bewohnern der Sonne geschrieben, warum sollte man dasselbe nicht auch von den Bewohnern des Mondes thun dürfen? Ist das nicht ein artiger Einfall die cyklopischen Sitten unserer Zeit mit lebhaften Farben so zu schildern, als ob es Geschichten und Zustände auf dem Monde

nicht auf der Erde, wären? — Doch was wird diese Vorsicht nützen? Mußten doch Morus so wie Erasmus, jener über sein Utopien, dieser über sein Lob der Narrheit gegen harte Angriffe sich vertheidigen." Diese Worte reichen vollkommen aus, um im Allgemeinen über den Inhalt dieses interessanten Buches Aufschluß zu haben.

Was Kaiser und Stände dem armen Kepler so lange vorenthalten hatten, das ward der noch unglücklicheren Wittwe später wirklich endlich gewährt. Sie erhielt eine Anweisung auf 12,694 Gulden. Zu dieser Höhe hatten sich die Gehaltsrückstände und deren Zinsen allmälig emporgesummt.

Kepler war unglücklich nach dem Maßstabe der Gegenwart, — aber in seiner eignen Zeit beurtheilt war er glücklich, beneidenswerth glücklich vor tausend und abertausend Schicksalsgefährten. Auch das läßt sich nicht bestreiten, daß des großen Mannes wahre Verdienste erst nach seinem Tode richtig erkannt und gewürdigt worden sind, — aber es darf daneben nicht übersehen werden, daß die damalige Zeit zum wahrhaften Erkennen und Genießen dieses genialen Kopfes nicht ruhig, nicht glücklich, nicht aufgeklärt genug war.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Zeiten besser. Damals entzündete sich eine europäische Begeisterung für Kepler's Verdienste um die Mechanik des Himmels. Der edle Dr. Hausch reiste in ganz Deutschland umher, um Subskribenten zu sammeln für die Herausgabe der noch ungedruckten Schriften Kepler's. Er stellte die Aussicht auf zwanzig Foliobände. Von diesen erschien aber nur ein einziger Band 1718, nämlich Kepler's Briefe. Der Herausgeber starb, wie Kepler selbst in Hunger und Kummer. Seine Subskribenten hatten ihn im Stiche gelassen! — Im Jahre 1774 sind diese, von dem unglücklichen Hausch so emsig zusammengesuchten Manuskripte von der Kaiserin Katharina von Rußland angekauft und der Akademie zu Petersburg geschenkt worden! — —

Johann Bernhard Basedow.

Von

C. F. Lauckhard.

An Basedow!

Du säetest mir,
Wie Rousseau Dir;
Und spat und früh
Und früh und spat
Pflegt' ich die Saat,
Und sie gedieh.
Giebt nun darein
Gott Sonnenschein
Und reift die Saat:
So sei sie Dein,
Dort oben Dein;
Wo wildes Schrein
Um Schullatein
Und Ketzerei'n
Und alle Fehd'
Ein Ende hat.

Joachim Heinrich Campe.
(Braunschweiger Journal, August 1790.)

Johann Bernhard Basedow.

Geboren zu Hamburg den 11. September 1723; gestorben zu Magdeburg den 25. Juli 1790.

Basedow, einer der merkwürdigsten Männer des vorigen Jahrhunderts, wurde — wie viele ausgezeichnete Menschen — von seinen Zeitgenossen anfangs verkannt und später vergessen, bis die Nachwelt seine Verdienste ohne Parteilichkeit beurtheilte und dankbar anerkannte. Wenn seine Freunde und blinden Verehrer ihn bis in den Himmel hoben, so wußten die neidischen, intoleranten Gegner oder auch die persönlich beleidigten Feinde des etwas zu derben und heftigen Mannes ihn nicht tief genug herab zu würdigen. Beide Theile mißkannten diesen Vorläufer einer helleren, menschlicheren Zeit für die Schul- und Jugendbildung, der durch seine feurigen Worte und klaren, inhaltreichen Schriften vor 60—70 Jahren ganz Deutschland, ja das ganze gebildete Europa in Aufregung brachte. Was Rousseau in seinem Erziehungsroman „Emil" als Ideal dem Publikum zeigte — zu einer Zeit, wo man sich nach Befreiung sehnte von den allzustarren, finstern Orthodoxen und den ungelenken, nüchternen Schulmännern; — das suchte Basedow kühn und energisch in's Leben über zu setzen. Er wollte das ganze häusliche Leben, die Verhältnisse zwischen Kindern, Aeltern und Lehrern völlig umgestalten — und fand bei dem nach Aufklärung und naturgemäßeren Verhältnissen dürstenden Jahrhundert unerwartet viel Beifall. Basedow

wurde so der Vorläufer einer freisinnigern Ansicht im Christenthum. Er kann indessen keineswegs für die Ausartung dieser Richtung in eine geist- und gemüthlose, ächte handwerksmäßige Theologie verantwortlich gemacht werden. Dafür zeugen seine theologischen Schriften, das Bedürfniß seiner häuslichen Andachten in Dessau und das Gewicht, welches er auf den Religionsunterricht in der Schule legte. Der von den strengen Rechtgläubigen verfolgte und geächtete Mann wurde bei seinem Reformationswerk der Erziehung von Königen und Fürsten unterstützt und als ein „Wohlthäter der Menschheit“ gepriesen. Diesen Namen verdient er allerdings. Wir dürfen ihn aber insbesondere als Vater nnd Wiederhersteller der bessern Jugenderziehung, wegen seines Einflusses auf Vaterland und Zeitgenossen mit vollem Recht einen Mann des Volks nennen. Leider ging das angefangene Werk durch die Ungeduld und das ungestüme Wesen des Erbauers selbst vor seiner Vollendung wieder zu Grunde. Er war nur berufen, das Alte, unbrauchbar Gewordene einzureißen und zum Neubau den Grund zu legen, auch das Material in Fülle herbei zu schaffen. Zum Ausbau aber fehlten ihm, der kluge, kühle, geduldige Sinn und die stillschaffende Beharrlichkeit des erfahrenen Meisters.

Wer ihm bei Lebzeiten diesen Vorwurf gemacht hätte, dem würde er — aus innigster Ueberzeugung — auf's heftigste widersprochen haben, denn er traute sich Manches zu, was er keineswegs besaß. Und dennoch schrieb er, am Ende der Vorrede zum Elementarwerk, das so hoch gepriesen wurde, wie in der Vorahnung, daß er jetzt auf der Höhe seines Ruhmes und am Wendepunkt seines Glückes angekommen sei, die auf ihn selber so gut passenden, prophetischen Worte: „Gott spricht oftmals, aus unerforschlichen Ursachen einem Sterblichen und Kurzsichtigen der in der besten Absicht die mühsamsten Unternehmungen fortsetzt, das allmächtige Urtheil: Nur so weit und nicht weiter sollst du kommen; zu dem Uebrigen habe ich mir andere Zeiten und

Werkzeuge von Ewigkeit erwählet!" Auch Basedow sollte nur so weit und nicht weiter kommen.

Johann Bernhard Basedow's Leben bietet sechs von einander sehr verschiedene Abschnitte dar; nämlich für's erste die Zeit seiner Erziehung und Ausbildung zu Hamburg und Leipzig, die ihm wenig wahre Freuden gab; dann zweitens sein Hauslehrerleben zu Borghorst, wo er, nach eignem Geständniß, die vier glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte. Drittens seine Thätigkeit an der Ritterakademie zu Soröe, als Professor der Moral und Philosophie. Viertens sein Schriftstellerleben und Martyrerthum zu Altona. Fünftens seine Ruhm- und Glanzjahre an der großen Erziehungsanstalt in Dessau, und sechstens endlich die letzten Lebensjahre, da er zusehen mußte, wie seine großartigen Unternehmungen in Trümmer gingen.

Basedow's Vater war ein braver und rechtschaffener Mann, der aber in seinem ganzen Wesen etwas auffallend Hartes und Finsteres hatte. Er war Perückenmacher in Hamburg. Seine erste Frau, die Mutter des Johann Bernhard, litt von Zeit zu Zeit an Geistesverwirrung, welche zuweilen in vollständige Tobsucht ausartete. In einem Anfall solcher Art ist sie auch gestorben. Ihr Mann soll diese schrecklichen Zustände durch seine harte und rauhe Weise, wenn nicht verursacht, doch befördert und mehr als einmal hervorgerufen haben.

Der junge Basedow war für das Handwerk des Vaters bestimmt und mußte denn als zwölfjähriger Knabe mit einem langen hölzernen Kasten in den Straßen herum laufen, um Perücken abzuholen oder wegzutragen. Bei dieser Beschäftigung fand der ungemein lebhafte und muthwillige Knabe Gelegenheit genug, sich bei den untern Volksklassen durch allerlei muthwillige Streiche, Unarten und Neckereien bekannt und beliebt zu machen. Das Necken und die Leute in Verlegenheit bringen, war auch noch in späteren Jahren eine seiner Lieblingsneigungen, die ihm, wenn auch die Lacher allezeit auf seiner Seite waren, weil er bei Scherz und Spott die ernsthafteste

und unbefangenste Miene von der Welt zu machen wußte, doch manchen unversöhnlichen Feind zuzog. Hatte er nun auch damals, als „vollendeter Gassenjunge," wie er sich selber nannte, das große und kleine Straßenpublikum für sich; sagten auch die Leute, daß in dem Knaben etwas mehr als ein Perückenmacher steckte; so wurden seine tollen Streiche, über welche bei dem Vater täglich Klagen einliefen, zu Hause desto übler aufgenommen. Da regnete es Schimpfwörter, Faustschläge und Fußtritte auf den jungen Humoristen, der diese Behandlung für die ärgste Ungerechtigkeit von der Welt hielt. So kam es denn, daß er, auswärts gelobt und bewundert, zu Hause unterdrückt und mißhandelt, früh zu einer gewissen Selbstständigkeit heranreifte, in Folge davon er im vierzehnten oder fünfzehnten Jahr aus dem älterlichen Hause entfloh und bei einem Landphysikus im Holsteinischen, in der Nähe von Hamburg, Bedienter wurde. Sein Herr, ein kluger und rechtschaffener Mann, dem die Anstelligkeit, Aufmerksamkeit und das muntere Wesen des jungen Lakaien gefiel, hielt ihn mehr als seinen Sohn, denn als Diener; so daß sich Basedow in seinem neuen Stand, der fast ein Jahr dauerte, sehr glücklich fühlte. Auf dringende, ernstliche Vorstellungen seines Vaters kehrte er indeß wieder nach Hamburg zurück, wo er die unteren Klassen der Johannisschule besuchte. Es war natürlich, daß der schon zum Jüngling gereifte Basedow, welcher jetzt wie ein kleiner Schulknabe behandelt wurde, hier noch weniger gut that, als einst unter der Aufsicht des Vaters. Der geistlose Unterricht, der fast in lauter Auswendiglernen bestand, gewährte seinem Geist zu wenig Nahrung und Beschäftigung; der Schulzwang und die Tyrannei der Lehrer reizte und langweilte ihn; es gab wieder Klagen, Strafen und Züchtigungen genug. Man schalt ihn, da er hin und wieder Schwächen an seinen Lehrern bemerkt und entdeckt hatte, einen naseweisen, boshaften Schuljungen. Daß er selber hierdurch träg werden und zurückkommen mußte, war natürlich. Wie viel verschulden takt-

lose, pedantische Lehrer an talentvollen Schülern, deren Geist sie nicht hinlänglich zu beschäftigen verstehen, oder bei denen sie sich nicht in Achtung zu erhalten wissen. In den oberen Klassen ging es besser, und als der junge Basedow das Gymnasium, zu dem er aus der Johannisschule übergetreten war, verließ, äußerten mehrere Lehrer, welche ihn besonders liebgewonnen hatten, daß dieser Jüngling einmal „einer der gemeinnützigsten und denkendsten Männer werden würde." Einer seiner Lehrer, Richey, der eine poetische Anlage in ihm entdeckt hatte, munterte ihn zur Poesie auf. So kam es, daß Basedow noch als Gymnasiast ein historisches Gedicht von hundert Strophen drucken ließ, und auch durch Verfertigung von Gelegenheitsgedichten für Hochzeiten, Kindtaufen, und andern Familienfeierlichkeiten, nach denen in damaligen Zeiten in Hamburg, der Mode der Zeit gemäß, fortwährend starke Nachfrage war, ein hübsches Stück Geld verdiente. Eine andere Erwerbsquelle für ihn war das Ertheilen von Privatstunden. Obwohl er nun selber keinen großen Vorrath von Kenntnissen besaß, so half ihm doch sein Talent fort. Er lernte selbst beim Unterrichten und galt für ein Wunder von Gelehrsamkeit. „Es war nicht schwer," sagt er selber von sich, „als Einäugiger unter den Blinden König zu sein." Dafür, daß er seine faulen und unwissenden Mitschülern die Schulaufgaben machte, bezahlten diese für ihn bei Lustbarkeiten und Ausschweifungen, wozu eine Stadt wie Hamburg tausendfache Gelegenheit bot. Hierdurch sowie überhaupt durch langjährigen Umgang mit rohen, frivolen jungen Leuten, denen er durch seine heitere Laune immer ein angenehmer Gesellschafter war, gewann er eine Vorliebe zum unordentlichen Leben und zu einer gewissen derben Ungebundenheit, welche ihn später in guter Gesellschaft mehr als einmal in Ungelegenheiten brachte.

Nach dem Wunsche seines Vaters sollte Basedow Prediger werden. Mit diesem Vorsatze bezog er auch in seinem 21. Lebensjahr (1744) die Universität Leipzig. Hier blieb er zwei Jahre. Er hörte im ersten halben

Jahr des Professors Crusius Vorlesungen über Philosophie und Theologie mit großem Fleiß. Aber nach dieser Zeit ward ihm der Gang der Vorlesungen zu langsam. Er las Tag und Nacht mit unbeschreiblicher Wißbegierde alles was er über die Philosophie des Crusius bekommen konnte, verschlang mit wahrem Heißhunger alle damals erscheinenden Briefe für und wider das Christenthum. Die Kollegien besuchte er wenig; desto eifriger arbeitete er eben zu Hause. Er wollte selbstständig und sein eigner Führer sein. Für seinen Unterhalt hatte er in Leipzig durch einige reiche Hamburger Gönner das Nothwendige. Da er aber ein schlechter Haushalter war, so lebte er zeitweise in großer Dürftigkeit. So hatte er einst eine Weile bei den angestrengtesten Arbeiten nur dreimal die Woche etwas Warmes zu essen. Zwei Dinge waren es, die, nach seinen eignen Geständnissen, während des Leipziger Aufenthalts, hauptsächlich Basedow in Gedanken lagen: er wollte einmal ein großer und berühmter Mann werden; — und: vor allem wünschte er die Welt zu durchreisen und fremde Völker zu sehen.

Den ersten Wunsch hat ihm das Schicksal erfüllt, nur daß sein Ehrgeiz nach persönlicher Auszeichnung in das edlere Streben: die Menschen glücklich zu machen „überging und seine ganze Seele erfüllte.“ Der zweite Wunsch ist ihm nur theilweise gewährt worden: aber die Unruhe und der Wandertrieb sind ihm geblieben bis an sein Lebensende.

Nachdem er von Leipzig abgezogen, lebte er drei Jahre lang als Kandidat zurückgezogen in Hamburg. Man weiß nichts von ihm aus dieser Zeit. Wahrscheinlich verdiente er sich seinen Unterhalt durch Privat-Unterricht.

Mit dem Jahr 1749 beginnt der zweite Lebensabschnitt für Basedow — sein Aufenthalt auf Borghorst, im Holsteinischen, in dem Hause des Geheimrath von Quaalen. Dieser durch seinen Rang und seine edle Gesinnungen ausgezeichnete Mann hatte den jungen Basedow als Lehrer und Erzieher seines Söhnchens zu sich berufen. Basedow verlebte hier, wie er selber sagt, die vier glücklichsten Jahre seines Lebens. Er genoß die Achtung und das volle Vertrauen des Hrn. von Quaalen,

erwarb sich die Liebe seines Zöglings und lebte mit Eifer, gewissenhafter Treue und wahrer Begeisterung seinem schönen Beruf. Viele Beurtheiler Basedow's sind der Ansicht, daß er als Erzieher in Borghorst am meisten ausgezeichnet werden müßte, und daß, wäre er auf dem eingeschlagenen Wege fortgeschritten er ungleich mehr Ruhm und Verdienste um das Erziehungswesen sich erworben hätte. Dem sei, wie ihm wolle, beneidenswerth war die Stellung und Aufgabe des jungen Basedow auf dem Schlosse des Herrn von Quaalen in allen Fällen; ein Loos wie es den Hofmeistern in manchen Häusern gar selten geboten wird. Ein junger Mann in der ersten Blüthe seiner Manneskraft, zu Bewußtsein seiner geistigen Selbstständigkeit erwacht an dem todten, trägen Wust und Kram des Wissens damaliger Zeit, an dem kleinlichen, engherzigen Formenwesen, an dem er sich — das Bessere selber schaffend — wahrhaft stärkte und erhob: ein solches Talent mit dem redlichsten Willen und dem kühnsten Muthe auch sogleich auf das günstigste Feld seiner Wirksamkeit versetzt, und aufgefordert, vor einem wahrhaft gebildeten, hoch gestellten, einsichtsvollen Gönner, an einem gut begabten Kinde seine pädagogischen Reform-Ideen zu entfalten und seinen Drang nach dem Wahren und Bessern zu genügen! Welch eine Aufgabe! Basedow kam mit seiner Berufung nach Borghorst in die glückliche Lage eines reichbegabten Künstlers, der lange Zeit für seine innern Anschauungen und nach Gestaltung drängenden Ideen, plötzlich, wie durch höhre Eingebung, einen passenden Stoff entdeckte und sich nun, da er endlich den Gegenstand gefunden, daran er seinen Künstler- und Dichterberuf offenbaren kann, mit einemmal sich in die seligste Thätigkeit versetzt sieht. Ohne Zweifel hat Basedow's Wirksamkeit auf Borghorst seinem ganzen späteren Thun und Leben die Richtung und den ersten Anstoß gegeben.

Es ist von großem Interesse, den künftigeu Reformator des Erziehungswesens in seiner ersten thätigkeitsfrohen Wirksamkeit geschäftig zu sehen. Mit sicherem Takt schlug er — dem hergebrachten langweiligen Schlendrian entgegen

— in allen Unterrichtsbüchern den natürlichsten, kürzesten und geradesten Weg ein. Er ließ sich in kindlicher Weise zu seinem Zögling herab und spielte mit ihm — was ein gepuderter und behaarzopfter Informator damaliger Zeit für tief unter seiner Würde gehalten hätte. Aber er wußte, daß er auf diesem Wege allein nicht blos das Vertrauen und die Neigung seines Zöglings auf die sicherste Weise erlangen würde, sondern daß man die Kinder in den ersten Jahren auf diese Art am leichtesten beobachten und beurtheilen und am besten erziehen und unterrichten kann. Wenn er seinen Schüler in einem Kinderwagen zog oder ziehen ließ so machte er ihn auf die Räder und Bewegung in angemessener Weise aufmerksam, sprach vom Kreis und den Linien darin, soweit dieß ein Kind verstehen kann. Die mathematischen Figuren, die man unsrer Jugend auf die Tafel zeichnet, wo sie dieselben kaum verstehen und wenig intressant finden, zeigte er da, wo sie angewandt vorkommen: die Rauten und Vielecke an den Fenstern, die Rechtecke an Thüren, Stühlen, Tischen und überhaupt an großen und kleinen Gegenständen im Haus und Hof; die krumliegenden Figuren fanden sich im Garten im Feld u. s. w. die vier Rechnungsarten machte er seinem Schüler dadurch sehr bequem und behaltbar anschaulich, daß er eine Anzahl sichtbarer und greifbarer Dinge, als Erbsen und Waizenkörner, in leicht übersehbare, regelmäßige Reihen legte und nun vermehren und vermindern ließ. Die Lehre von den Brüchen wurde durch Zerschneiden eines Apfels in Halbe, Drittel, Viertel u. s. w. klar gemacht. Das Lesen lehrte Basedow auf eine sehr schnelle Weise. (In späterer Zeit z. B. in Magdeburg in sechs Wochen.) Beim Unterricht in der Geographie und Geschichte fing er immer mit dem G a n z e n an und ging dann zu den größeren Theilen, über, die er als anschauliche Gemälde und Bilder vorführte, ohne auf viel Namen und Zahlen großes Gewicht zu legen. Er begann gern von der nächsten Umgebung, namentlich, in der Geographie, damit, daß er den Schüler sich zuerst genau orientiren ließ. — Beim Unterricht in den fremden Sprachen lehrte

er die Abänderungen der Haupt- und Zeitwörter durch den Gebrauch gleichsam unvermerkt; nicht gleich von vorn herein nach vollständigen Tabellen, wie es jetzt noch vielfach geschieht, wo denn das Kind für die vielen fremden Dinge gar kein Interesse hat. Er begann früh Bücher in der fremden Sprache zu lesen und lehrte z. B. das Latein gern dadurch, daß er die sichtbaren Gegenstände der Umgebung lateinisch benannte und öfter ganz gewöhnliche, oft wiederkehrende Gedanken in lateinischer Sprache ausdrückte.

Man sieht hieraus, daß Basedow einen sehr guten und einfachen, leicht zum Ziele führenden Weg für seinen Unterricht gefunden hatte, einen Weg, auf den man neuerdings, nach mancherlei Abirrungen, vielfach wieder zurückgekommen ist. Er erwarb sich durch seine neue Unterrichtsmethode nicht allein die volle Zufriedenheit des Herrn von Quaalen, sondern erregte auch in der ganzen Umgegend Aufsehen damit. Als er 1752 auf der Universität Kiel Magister ward, veröffentlichte er eine Abhandlung über seine neue Unterrichtsart.

Mit dem Jahr 1753 beginnt für Basedow der dritte Abschnitt seiner Lebensgeschichte. In dieser Zeit, also in seinem 30. Lebensjahr, erhielt er auf Empfehlung seines vielvermögenden Gönners das erste öffentliche Amt: er wurde Professor der Moral und der schönen Wissenschaften auf der dänischen Ritterakademie zu Soröe, einer kleinen Stadt auf der Insel Seeland. Hier verheirathete er sich mit einer jungen Französin, der ehemaligen Gouvernante in dem Hause des Hrn. von Quaalen, mit welcher er schon in Borghorst verlobt gewesen war. Diese Ehe dauerte nur wenige Jahre und wurde durch den Tod der Frau aufgelöst. Sie soll nicht glücklich gewesen sein. Basedow war seinem ganzen Wesen nach für die häuslichen Freuden und das Glück der Familie nicht geschaffen. Er bekannte dieses öfters selbst mit dem häufig mißverstandenen Zusatz: „daß er das Publikum geheirathet habe.“ Seine Studien, seine Schriftstellerei, seine Ideen über die Beglückung des Menschen-

geschlechts durch eine bessere Jugenderziehung — das war es — wofür sein Geist lebte und glühte und Tag und Nacht in rastloser Thätigkeit war. Im Kreise seiner Freunde und Geistesverwandten war er lustig und ausgelassen bis zu den äußersten Gränzen; die stillen, schöneren Freuden im Kreise der Seinen kannte und suchte er nicht. Er sonderte sich oft längere Zeit, ohne daß es ihn ein Opfer kostete, von seiner Familie völlig ab, um ungestörter arbeiten zu können. Wie dieser Mann in einer Zeit, wo alle Köpfe eine Farbe und alle Zöpfe eine Physiognomie an sich trugen, durch seine eckige Originalität und kräftige Natürlichkeit dem steifen gezierten, vorsichtigen und langweiligen Herkommen ein Anstoß und Aergerniß sein mußte, läßt sich denken. Was insbesondere auffiel und den gelehrten Standesgenossen höchst bizarr und unvernünftig vorkam, das war seine Art zu studieren und zu arbeiten, worüber er schon in Soröe getadelt wurde. Er hatte für diesen seinen neuen Wirkungskreis, wo er mit dem redlichsten Willen das Richtigste zu leisten strebte, noch viele Lücken seines Wissens, die aus früheren Zeiten der Nachlässigkeit und des Leichtsinns herrührten, auszufüllen und sich mit Vielem jetzt erst bekannt zu machen, woran er früher wenig oder gar nicht gedacht hatte. Er mußte daher, um der Empfehlung des Hrn. von Quaalen Ehre zu machen und das Vertrauen der dänischen Regierung zu rechtfertigen, ungewöhnlich viel arbeiten. Hierbei verfuhr er nun gegen alle Regeln des damaligen Herkommens. Statt sich seine Zeit sorgfältig einzutheilen und die Arbeit mit der Erholung, die geistige Anstrengung mit heilsamer Körperbewegung abwechseln zu lassen, versäumte er, sobald er einmal über einen wichtigen Gegenstand des Wissens gerathen war, Essen, Erholung und Schlaf über der Arbeit. Er arbeitete, er mochte nun studiren oder schreiben, immer nur an einer Sache, und ruhte nicht, bis er sie zu Ende gebracht. Dabei lag er am liebsten zu Bette und hatte die Bücher oder das Schreibzeug auf einem kleinen Brette vor sich. Tag und Nacht war ihm dabei gleich.

Er arbeitete, bis er müde war; dann ruhte er eine kleine Weile, um bald wieder fortzufahren. Seine ganze Nahrung bestand in solchen Zeiten aus Wein und Brod oder auch aus Kaffee, den er mit Milch vermischt — „um das zeitraubende Einschenken in die Tasse zu vermeiden“ — aus einem großen Topfe trank. Wenn er lateinische Grammatiken oder Lesebücher schrieb, so redete er Tage, Wochen lang mit seiner ganzen Umgebung nicht anders, als in lateinischer Sprache. In spätern Jahren diktirte er oft mehreren Schreibern ganze Nächte durch; dabei lag oder saß er mit dampfender Pfeife — er war ein starker Raucher — im Bett und schlief nur in kurzen Zwischenpausen. In früheren Zeiten, da er das Meiste noch selber schrieb, kam es zuweilen vor, daß er sich, mit seinen Schreibereien im Hause herumwandernd, unvermerkt in anderer Leute Zimmer verirrte, sich hier festsetzte und, ohne sich stören zu lassen, mit Fleiß und Eifer schrieb und arbeitete. Beim Eintauchen hatte er dann die Gewohnheit, nicht nur über Roth tief in's Tintenfaß zu fahren, sondern auch jedesmal die Feder vor sich hin auszuspritzen auf Tische, Stühle, Bücher, oder wo es gerade hinkam. Als er in dieser Weise eines Tages das funkelneue Klavier seines Hauslehrers Meier über und über mit Tinte besudelt hatte, äußerte ihm dieser darob unverholen seinen Unwillen. Aber Basedow antwortete mit der größten Unbefangenheit: „es wundere ihn, daß ein so junger und rascher Mann sich über solche Kleinigkeiten nicht wegsetzen könnte, daß er für seine Person, über alle solche Lappalien weit weg wäre und gar nicht Zeit hätte, auf solche unbedeutende Anomalieen Rücksicht zu nehmen.“

Meier, — einer seiner Lebensbeschreiber, — ein pünktlicher und gewissenhafter Mensch, der indeß um eines Basedow's Größe auszumessen mit seinem Zopf wahrlich eine zu kurze Elle hatte, knüpft an jene kleine Anekdote etliche sehr ernsthafte, moralische Betrachtungen. Es wäre gewiß sehr interessant und belehrend, wenn man von jedem bedeutenden Menschen, dessen Lebensentwickelung sich

in bestimmt ausgeprägten Zeitabschnitten vollendete, eine Anzahl gut gemalter oder gezeichneter Bilder hätte und zwar für jede Lebensepoche ein besonderes Porträt. Man würde in den, von kundiger Meisterhand gezeichneten Zügen die Physionomie der ganzen Zeit lesen, welche diese Männer repräsentiren, indem sie aus dem geistigen Gesammtleben der Zeit hervorgingen, oder bestimmend auf dasselbe einwirkten. Man würde aber auch in der Reihenfolge der Porträte die verschiedenen geistigen Einflüsse wahrnehmen können, die bald bleibender, bald vorübergehender Natur, bald schroff und selbstisch sich behauptend, bald gemildert und abgerundet mit den übrigen zusammenfließend, eine Persönlichkeit gestaltet und einen Charakter vollendet haben.

Wenn wir in dieser Weise für Basedow's sechs verschiedene Lebensepochen die entsprechenden Bildnisse hätten, so würde uns das erste den lustigen Hamburger Straßenjungen und talentvollen Gymnasiasten darstellen, aus dessen offenen vielversprechenden Zügen sich neben dem Erfreulichen und Ansprechenden gewiß auch einige Spuren der Rohheit und des häuslichen Druckes bemerkbar machen müßten.

Auf dem zweiten Porträt sähen wir den glücklichen Hauslehrer und Bräutigam. Das Bild eines jungen Mannes, aus dessen Augen eine Welt von Träumen und Plänen blickt, in dessen befriedigten Zügen die Spuren einer heitern, fleißigen, ungetrübten Thätigkeit liegen.

Das dritte Bild wäre schon weniger rein und unbefangen. Es zeigen sich bereits Spuren von Kämpfen und die ersten Anlagen zu der unseligen Geistes- und Körperkrankheit, die Basedow's Leben vergiftete, zur Hypochondrie, wiewohl über dem Ganzen das kühne, siegreiche Bewußtsein des Beifalls der Welt, wie ein glänzender Sonnenschein liegt.

Auf dem vierten Bilde sehen wir nichts als Kampf und Gährung, Zerrissenheit und Reue, den inneren Gram und das tiefe Leid ob des widerrechtlichen Siegs der Beschränktheit über die gesunde Vernunft und den redlichen Willen.

Das fünfte Bild zeigt uns dieselben Zustände, nur gedämpft und niedergehalten durch ein mächtiges Gegengewicht: durch das kühne, stolze Bewußtsein: ich arbeite, von allen Gebildeten in ganz Deutschland, in halb Europa gekannt und unterstützt, am Glücke der Menschheit.

Das sechste Bild — vielleicht das schönste von allen stellt uns Basedow als Greis vor: milder, ruhiger, wenn auch immer noch vom edelsten Feuer des Geistes durchglüht. Die schroffen Ecken sind abgeschliffen, es hat sich mit den getäuschten allzuhohen Hoffnungen alles harmonischer gegliedert und ausgeglichen. Basedow ist kurz vor seinem Tode wieder dahin zurückgekehrt, womit er auf Borghorst so glücklich angefangen hatte: er ist zu Magdeburg aus Liebe zur Kindheit der Lehrer der Kleinen geworden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu Basedow's Wirken auf der Ritterakademie zu Soroe zurück.

Sein erstes Auftreten — er hielt Vorlesungen über Moral — machte ungemein viel Aufsehen. So klar, lebendig, originell hatte man noch keinen Lehrer auf dem Katheder gehabt. Er war so ganz und gar anders als die Uebrigen, so anregend, so feurig und interessant, daß die Zuhörer, welche ihm in Menge zuströmten, die jungen Adeligen nebst ihren Hofmeistern, ihn nicht genug rühmen konnten. Dieser Beifall hatte seinen Grund nicht blos im Reiz der Neuheit, sondern er dauerte viele Jahre lang und nahm mit der Zeit immer mehr zu. Leider brachte das allgemeine Lob für Basedow bittere Früchte. Nach Verlauf mehrerer Jahre trug ihm der dänische Hof in einem besondern Befehl auf, auch theologische Vorlesungen zu halten. Er that es und sprach, wie er denn ein gerader, offener Mann war, über gewisse Punkte der Kirchenlehre, über welche Andere vorsichtig hinweggingen, seine Meinung unverholen aus.

Diese Punkte betrafen aber keine wichtigen Kirchenlehren, sondern Nebendinge, auf die man im Grunde wenig Gewicht legte. Basedow war damals noch, im Sinne seiner Zeit, rechtgläubig. Er ist erst durch die

Spürnasen seiner Gegner und die ungerechten Anklagen seiner Feinde zum Widerspruche gereizt und zum sogenannten „Ketzer" oder „Irrgläubigen" gemacht worden.

Natürlich war der Brodneid der gelehrten Handwerker aus seiner Umgebung die wahre Ursache zu seinen Anklagen. Die Dänen ertrugen es schwer, daß ein geborner Deutscher, ein Hamburger, klüger sein und mehr Beifall bei ihrer Jugend finden sollte, als sie, die Eingebornen. Da legte man sich denn auf die Lauer und fand bald, was man gerne finden wollte: man roch gefährliche Irrthümer und witterte Ketzereien. Der gute Basedow hatte einmal bei einer Spazierfahrt, wo er den Kutscher machen wollte — wie er denn alles zu verstehen glaubte — und unbarmherzig auf die muthigen Pferde lospeitschte, einen Wagen umgeworfen: das machte man zum Gegenstand einer Anklage bei Hof. Diese und ähnliche Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten ertrug er am Ende auch nicht mehr mit ruhigem Blute: er ward kühner und entschiedener in seinen Behauptungen und ließ hin und wieder vom Katheder herab einen Seitenhieb auf irgend einen lächerlichen Kollegen fallen. Das mehrte die Zahl der Beschuldigungen und reizte die Feinde, so, daß man am Ende — der Aufseher der Akademie an der Spitze — eine schriftliche Anklage gegen Basedow an die Regierung brachte. Diese beschuldigte ihn hauptsächlich, „daß er die jungen Leute zur Ketzerei verführe; daß sein Privatleben unordentlich und anstößig wäre und er dasjenige am wenigsten ausübte, was er in seinen moralischen Vorlesungen so deutlich lehrte; daß er diesem allen zufolge kein gut Exempel gäbe, indem er z. B. selber rauh, grob und ungesittet wäre, da er doch gesittete Leute bilden wollte und sollte."

Lauter Uebertreibungen und boshafte Verleumdungen — wie ein Zeitgenosse und Gegner Basedow's ausdrücklich sagt.

Durch Verwendung seiner Freunde in Kopenhagen, und durch den Schutz des berühmten Staatsministers, Grafen von Bernstorf, der ein besonderer Gönner

Basedow's war, wurde der verklagte Professor mit Belassung seines Ranges und Titels und ohne Schmälerung seines Gehaltes von 800 Thalern, als Lehrer an das Gymnasium nach Altona versetzt (1761).

Mit dem Aufenthalt in Altona beginnt eine neue, die vierte Epoche im Leben Basedow's. Noch in der letzten Zeit seiner Thätigkeit zu Soroe hatte er sich wieder verheirathet und zwar mit der Tochter eines dänischen Predigers. Diese Frau war durch äußere Körperschönheit und innere Geistes- und Herzensvorzüge gleich ausgezeichnet. Sie liebte ihren Mann, mit dem sie über 30 Jahre mehr Unglück als Glück zu tragen hatte, auf's zärtlichste und vertheidigte ihn standhaft gegen alle Anklagen, obgleich auch sie in mancher Hinsicht sich über ihn zu beklagen hatte. Ihre Mutter lebte bei ihr und zog mit nach Altona; diese war eine sehr verständige und in jeder Rücksicht vortreffliche Frau, welche ihrem Schwiegersohn manche ernste Vorstellung machte und manchen beherzigenswerthen Rath gab. Basedow behandelte sie immer mit großer Hochachtung.

Der von Soroe versetzte, oder richtiger durch seine Feinde und Neider vertriebene Professor, fand zwar an seinem neuen Aufenthaltsort viel weniger Arbeit aber auch fast gar keine Freunde. Auf der Ritterakademie hatte man ihn geliebt und bewundert: in Altona wurde er verlacht und verspottet, von Lehrern und Schülern. Man hatte schon mit schlimmen Vorurtheilen seiner Ankunft entgegen gesehen. Alles war zum Voraus gegen ihn eingenommen. Ein dienstfertiger Kollege von der strengorthodoxen Partei hatte ihm diesen Empfang bereitet und durch Uebertreibungen und Verleumdungen das Bild des redlichen Wahrheitsfreundes zur Karrikatur verzerrt. In Soroe hatte Basedow an manchen Tagen acht Stunden Unterricht zu geben; in Altona nur drei Stunden die ganze Woche. Später wurde er auch von diesen entbunden und er konnte seine ganze Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit widmen. Ein so feuriger Geist, wie Basedow, konnte nicht rasten und müßig bleiben.

Als er durch unmittelbare Mittheilung, im Lehrerberuf, nicht mehr wirken konnte, wurde er Schriftsteller. Es erschienen von dieser Zeit an eine ziemliche Anzahl Bücher von ihm, und zwar so schnell hinter einander, daß man seinen Fleiß nicht genug bewundern konnte. Indeß war vieles in den Theilen vorgearbeitet und durfte nur zusammengetragen werden; manches war blos entworfen und wartete auf eine glückliche Stimmung zur Ausarbeitung. Er benutzte in Altona Entwürfe und Skizzen, die schon in Leipzig und Borghorst gemacht worden waren. Fast alle damals erscheinenden Bücher Basedow's betrafen die christliche Religion und waren gegen die starre Orthodoxie jener Zeit gerichtet. Es waren die ersten freisinnigen Schriften über die, seit jener Zeit vielfach gereinigten und gemilderten, Glaubensansichten, welche in Deutschland erschienen sind. Basedow hatte die redliche Absicht dabei, das Christenthum von fremden und unbiblischen Zusätzen reinigen zu helfen und es dadurch gegen die Einwürfe der Zweifler sicher zu stellen. Sein reiner Endzweck gab ihm den Muth, sich den Gefahren der Verfolgung auszusetzen, vor welcher ihn seine Freunde oft genug warnten, und die auch nicht ausblieb.

Die Intoleranten erhuben bald ein gräßliches Zetergeschrei. Die Hamburger Pastoren Göze (der durch seine Händel mit Lessing bekannt gewordene literarische Fechter) Winkler und Zimmermann donnerten von den Kanzeln und schimpften in Streitschriften gegen ihn. Der Magister Ziegra zog ihn in mehreren Schriften vor dem Publikum zur Verantwortung. Man nannte seine Ansichten heidnisch und gottlos, griff seinen Charakter an und erklärte ihn für einen Feind des Christenthums und abscheulichen Verführer. Der Hamburger Magistrat warnte öffentlich vor seinen Schriften und drohte den Lehrern, welche sie benutzen würden, mit Landesverweisung. In Hamburg durfte nichts mehr von Basedow gedruckt werden und in Lübeck durfte kein Buchhändler bei 50 Rthlr. Strafe ein Basedowi-

sches Buch im Laden haben. Das Volk wurde gegen ihn aufgeregt und sprach schon davon, daß man den gottlosen Ketzer steinigen müsse, also, daß er sich eine Zeitlang gar nicht öffentlich sehen lassen durfte. Der Hamburger Pastor Alberti kam blos dadurch, daß er mit Basedow in Verbindung und Briefwechsel stand, in so üblen Ruf, daß ihn kein Geistlicher mehr bei sich kommuniciren lassen wollte. Basedow selbst wurde mit seiner ganzen Familie von den lutherischen Geistlichen in Hamburg und der Umgegend vom Genusse des Abendmahls völlig ausgeschlossen und also in den Bann gethan!

Basedow hätte sich gerne durch klare, ruhige Einreden vor dem Publikum gerechtfertigt: aber seine Schriften durften nicht gedruckt und verkauft werden; nur die Anklagen seiner Feinde sollte man lesen. Auf Ziegra's Beschuldigungen antwortete er, ohne seinen Namen zu nennen, in einer Schrift, die er „der ehrliche Schuster" betitelte. Hierüber wurde das ganze Schusterhandwerk Altona's rebellisch; zwölf Meister — von seinen Feinden aufgehetzt — rückten ihm in's Haus und verlangten unter Drohungen Genugthuung für die beleidigte Zunft. Basedow suchte sie dadurch zur Ruhe zu bringen, daß er 100 Thlr. an das Waisenhaus zu bezahlen versprach, wenn sie einen Bescheid von einer Universität brächten, welcher anerkenne, daß er ihr Gewerbe beschimpft habe. Da Niemand mehr seine Schriften verlegen und drucken wollte, so mußte er auf eigene Kosten hier und da in einzelnen Druckereien die verschiedenen Bogen fertigen lassen und sie hernach zusammen ordnen. Trotz dem war er viele Jahre in dieser Weise unausgesetzt thätig und gab mehrere Bücher heraus, die er aber, da er an Augenschwäche litt, fast alle diktiren mußte. Nimmt man noch hinzu, daß er, neben fortwährender Kränklichkeit, noch die Klagen und Vorwürfe der Seinen über seinen Irrglauben und über die großen Kosten für den Bücherdruck beständig anzuhören hatte, und daß jenes längst im Keime lauernde Seelenübel, die furchtbarste Hypochondrie — ein Vermächtniß der Mutter — mit all' seinen Qualen über ihn her-

einbrach und ihn mit den Schrecknissen des Gefängnisses und des Hungertodes ängstigte und zuweilen an den Rand der Verzweiflung brachte; so muß man sich wundern, wie Basedow einer späteren, fruchtbareren Wirksamkeit erhalten werden konnte. Ohne seine Freunde in Kopenhagen, besonders den edlen Bernstorf und den Hofprediger Cramer, wäre Basedow, als Märtyrer für die Wahrheit, der Intoleranz damals wahrlich zum Opfer gefallen. Zum Glück aber fällt in diese Zeit der große Wendepunkt in seinem Leben, wo er sich ganz den Erziehungswissenschaften hingab. Basedow ließ ab von den theologischen Händeln und wandte sich mit ganzer Seele dem verbesserten Unterricht und der Jugenderziehung zu. Seine eigene fehlerhafte Erziehung im älterlichen Hause, der Anblick des alten, lahmen Schlendrians in den meisten (höheren und niederen) Schulanstalten und endlich vor Allem seine glückliche Wirksamkeit als Hauslehrer zu Borghorst veranlaßten ihn zu einem höchst merkwürdigen Werk, welches für ihn selber und die ganze Jugenderziehung von den bedeutsamsten Folgen war. Dieses war die Herausgabe seines Elementarwerkes (früher in der ersten Auflage Elementarbuch genannt), eine Arbeit, die sechs Jahre lang seinen Fleiß und seine Thätigkeit in Anspruch nahm. In diesem Buch sollte alles für einen jungen Menschen Wissenswürdige, vom frühesten Kindesalter bis in's 16. oder 18. Jahr, stufenweise geordnet, durch eine faßliche, interessante Darstellung angenehm und durch gute Kupferstiche anschaulich gemacht, enthalten sein. Das Buch war 4 Bände stark und enthielt 100, von dem berühmten Chodowiecki, oder unter dessen Leitung, gestochene Kupfertafeln. Der Preis eines Exemplars betrug 12 Reichsthaler.

Die großen Kosten, welche dieses Unternehmen verursachte, deckte Basedow durch eine Subskription eigenthümlicher Art. Er wandte sich in einer besonderen Schrift und gedruckten Aufforderungen an die Könige, Fürsten und alle Begüterten und für eine bessere Erziehung Begeisterten des Jahrhunderts. Er verlangte vom Publikum nur einen Vorschuß von 5000 Reichsthalern für sein Un-

ternehmen und erhielt im Verlauf weniger Jahre 15,000 Reichsthaler. Die Kaiserin von Rußland gab allein 1000, der König von Dänemark 900 Reichsthaler. Der edle Fürst Franz von Dessau rief Basedow in sein Land und setzte ihm eine Pension von 1100 Reichsthaler aus. Der dänische Hof erlaubte ihm, diesen Ruf anzunehmen, und ließ ihm seinen Gehalt von 800 Thalern.

Man sollte denken, Basedow hätte unter solchen Umständen großen Gewinn mit seinem Buche — das allgemein gelobt und gepriesen wurde — machen können. Allein er versichert, daß ein Drittel der eingegangenen 15,000 Thaler für außerordentliche Ausgaben, Reisen und Mitarbeiter, und mehr als die zwei anderen Drittheile auf Kupfer, Papier und Druck — auch auf die Uebersetzungen in mehrere Sprachen — daraufgegangen wäre. Zwar war, nach Befriedigung der Pränumeranten, die starke Auflage sein Eigenthum. Aber da er sich von seinen Verkäufern an den verschiedenen Orten gar keine ordentlichen Rechnungen ablegen und viele Exemplare an kinderreiche Familien verschenken ließ, so hatte er bei weitem den Gewinn nicht von seinem Unternehmen, den er hätte haben müssen.

Es ist gewiß nicht uninteressant, den Unterrichtsstoff zu überblicken, welcher in dem Elementarwerk geboten ward. Wir geben eine Uebersicht des Inhalts nach einer eben herausgekommenen neuen Bearbeitung jenes merkwürdigen Buches, dem seiner Zeit die ganze gebildete Welt ihre Theilnahme schenkte und das auch für unsere Zeit (besonders in der dem Fortschritte der Wissenschaften angemessenen Bearbeitung — Stuttgart. Verlagsbüreau 1847 —) alle Beachtung verdient.

Das erste Buch enthält Instruktion für Kindererzieher oder über den unterrichtenden Umgang mit noch ganz kleinen Kindern, sowie über den Gebrauch des Elementarwerks überhaupt. (6 Kapitel.) Das zweite Buch faßt den Menschen als lebendes Wesen auf und enthält die Lehre vom ersten Ursprung aller übrigen späteren Bildung und Wissenschaft, nämlich der Selbstkenntniß. (6 Kapitel.) Das dritte Buch handelt von der Denklehre oder vom ge-

setzmäßigen Gebrauch unserer ursprünglichen geistigen Fähigkeiten zum Denken. (7 Kapitel.) Das vierte Buch umfaßt die allgemeine Religionslehre; elementarische Grundlage für jeden späteren konfessionellen Religionsunterricht. (22 Kapitel.) Das fünfte Buch enthält die allgemeine Sittenlehre; die Lehre von den menschlichen Pflichten und Tugenden' im privaten und öffentlichen Leben. (10 Kapitel.) Das sechste Buch schildert den Lebensberuf; handelt über die Verschiedenheit der Stände und Berufsgeschäfte der Menschen, und gibt eine Wanderung zur Orientirung über das gesammte praktische oder geschäftliche Leben in der menschlichen Gesellschaft. (20 Kapitel.) Das siebente Buch enthält eine elementarische Unterweisung in den verschiedenen historischen und geographischen Wissenschaften. (8. Kapitel.). Das achte Buch die Elemente der Naturgeschichte und Technologie. (9. Kapitel.) Das neunte Buch endlich die Naturkunde oder die Anfangsgründe der physikalischen Erdbeschreibung. (9. Kapitel.)

Wenn Basedow durch sein Elementarwerk sich viele Freunde und Bewunderer erwarb, so konnten die Gegner und Neider, deren sich besonders viele unter den gelehrten Schulmännern fanden, den großen Beifall, der ihm zu Theil wurde, nicht ruhig mit ansehen. Daß Basedow, nach seiner Art, zuweilen allzu derb mit ihnen verfuhr, auch bei Besprechung der Schulbarbarei manchmal in's Uebertreiben gerieth, daß sein Latein nicht immer elegant genug war, und daß er, die gepriesene Gründlichkeit für einige Zeit auf Seite setzend, für das Nützliche und Praktische sorgend, hin und wieder an die Oberflächlichkeit anstreifte — — das Alles läßt sich nicht in Abrede stellen. Aber, daß er im Ganzen vollkommen Recht hatte, und daß seine Reformbestrebungen das wahre, dringende Bedürfniß der Zeit waren, dafür zeugte der freudige Beifall des allgemeinen Zeit-Bewußtseins, welches sich so entschieden für Basedow aussprach, daß es „eine Zeitlang fast für Hochverrath wider die Menschheit angesehn wurde, über seine Erziehungsgrundsätze ein tadelndes

Urtheil auszusprechen." Solche Zeugnisse sprechen klar und bestimmt. In Basedow selbst war die Wahrheit und Richtigkeit seiner Reformvorschläge so lebendig geworden, daß er jeden Widerspruch als eine Ehrenkränkung und eine persönliche Beleidigung betrachtete. So schickte er Schlözer'n, der ihn getadelt hatte, eine Herausforderung auf Pistolen und wollte sich mit ihm „auf den Mantel schießen," worüber der fromme Lavater einen freundlich tadelnden und abmahnenden Brief an ihn richtete.

Basedow war jetzt ganz Schulmann und Erzieher geworden. Er lebte für nichts mehr als für die Beglückung des Menschengeschlechts und eine moralische Umgestaltung und Wiedergeburt der Welt durch eine bessere und vernünftigere Erziehung der Jugend. Sein Elementarwerk war der erste Schritt zu seinem großen Plan. Der zweite hing ganz eng damit zusammen. Er wollte nämlich nicht blos schreiben und lehren, wie man die Menschen besser erziehen und unterrichten müsse, sondern er wollte es auch zeigen und selber Lehrer und Schüler nach der neuen Methode bilden und heranziehen. Zu diesem Ende machte er den Vorschlag, irgendwo eine große Musteranstalt der Erziehung nach seinen Grundsätzen zu errichten. Dort sollten Lehrer und Lehrerinnen für die künftigen verbesserten Schulen gebildet und Kinder erzogen und unterrichtet werden. Auch hatte er im Sinn, eine Erziehungsanstalt für ärmere Kinder damit zu verbinden, welche später in den Häusern reicher Leute als Bediente verwendet werden könnten, und denen man, wenn es nöthig wäre, auch zuweilen die Aufsicht über die Kinder anvertrauen könnte, ohne sie den Gefahren preiszugeben, denen sie bei den gewöhnlichen Dienstboten ausgesetzt sind. Zur Realisirung dieser Vorschläge bot der Fürst von Dessau, der ihm die vorhin erwähnte Pension zuwies, freundlich die Hand und wir sind damit zur fünften Lebensepoche Basedow's gekommen, zu seinem Aufenthalt und seiner Wirksamkeit in Dessau, wo sein Glücksstern,

der mit dem Elementarwerk den höchsten Stand erreicht hatte, anfing sich dem Untergange zuzuneigen.

Auf einer Reise nach Frankfurt a. M., Ems (wo er Goethe's Bekanntschaft machte), an mehrere deutsche Höfe, auch zum Fürsten von Neuwied, fanden seine Vorschläge und Erziehungspläne vielfachen Anklang und Beifall. So kam es denn, daß er in Frankfurt a. M. an seinem 51. Geburtstag (den 11. Sept. 1774) den Entschluß faßte, seinen langgehegten Plan zur Anlegung der Erziehungsanstalt ohne Aufschub in's Werk zu setzen. Er nannte das Institut Philanthropinum, d h. Erziehungsanstalt der Menschenliebe, und wählte Dessau als den Ort aus, wo es angelegt werden sollte. Da aber für diese Musteranstalt nach dem entworfenen Plan eine gute Anzahl tüchtiger Lehrer gewonnen werden mußte, auch in seinem Institut unter andern eine Niederlage der besten und vollkommensten Maschinen, Instrumente und Modelle zur Ansicht aller Lehrer und Erzieher für ganz Deutschland gesammelt werden sollte, so war wieder Geld, viel Geld nothwendig. Er wendete sich abermals an die Begüterten und Hochgestellten des gebildeten Publikums — allein die Beiträge blieben aus oder kamen doch nur sehr spärlich. Er verlangte 30,000 Thaler; aber es ging wenig ein. Er opferte für das Philanthropin 3000 Thaler von seinem eigenen Vermögen, die ihm erst nach mehreren Jahren zurückbezahlt werden konnten.

In Professor Wolke hatte Basedow einen geschickten Lehrer gewonnen. Dieser machte den Versuch, Basedow's Töchterchen Emilie nach der neuen Lehrart zu unterrichten. Der Versuch gelang so gut, daß die fünfjährige Emilie Basedow und ein anderer sechsjähriger Knabe auf einer öffentlichen Prüfung zu Leipzig als wahre Wunder der Erziehungs- und Unterrichts-Kunst angestaunt wurden. Daß solche Experimente der Treibhausgärtnerei gar nicht in Basedow's Plänen lagen, geht schon aus seinem derben, biederen, alles Gekünstelte, Unnatürliche verabscheuenden Charakter hervor. Er nahm

sein Kind später aus dem Philanthropin und äußerte, es werde schwer halten, bis es Alles, was es nicht hätte lernen sollen oder zu früh gelernt, wieder verlernt hätte. Uebrigens erregten damals solche Examina die Aufmerksamkeit des Publikums. Im Jahr 1774 hatte Basedow das Philanthropin mit einer feierlichen Rede eröffnet. Im Jahr 1776 wurde ein öffentliches, mehrere Tage dauerndes Examen gehalten. Es hatten sich viele Pädagogen und angesehene Geistliche, auch Abgesandte deutscher Fürsten, dabei eingefunden; der Fürst und die Fürstin von Dessau waren ebenfalls zugegen. Basedow eröffnete die Feierlichkeit mit einer vortrefflichen Rede. Die Prüfung fand den größten Beifall, besonders die Gewissensübungen und Religionsvorträge, die Basedow selber hielt und mit Gesangproduktionen abwechseln ließ.

In Folge der günstigeren Urtheile über die Leistungen des Philantropins, zählte die Anstalt im Jahr 1777 50 Zöglinge und es waren bis dahin 10,000 Thaler Beiträge eingegangen; auch hatte der Fürst von Dessau, dessen ältester Sohn täglich zwei Stunden am Unterricht in der Anstalt Theil nahm, 12000 Thaler, innerhalb sechs Jahren, zur Unterstützung der guten Sache auszuzahlen befohlen.

Allein bei alledem gedieh das Institut schlecht: Basedow war durch die Lauheit des Publikums, wie er es nannte, verdrießlich und muthlos geworden. Er war durch seinen Eigensinn und sein herbes, auffahrendes Wesen nicht zum Direktor geeignet. Hierzu kam seine wieder mit aller Macht erwachende Hypochondrie, die ihn nicht selten an die Gränzen des Irrsinns brachte. Er überwarf sich mit Wolke, gegen den er mißtrauisch und wirklich neidisch wurde, und mit Campe, der nach ihm auf seinen Wunsch die Direktion übernommen hatte. Der unglückliche Mann sah seine menschenfreundlichen Absichten und seine großartigen Pläne, die er mit der ganzen Kraft seines feuerigen Geistes umfaßte, an dem Kaltsinn und der Theilnahmlosigkeit des — wie er glaubte —

undankbaren Publikums scheitern, scheitern in dem Augenblick, da sie angefangen hatten zur schönsten Wirklichkeit zu werden. Welchen Schmerz ihm dies bereiten mußte, kann man ermessen, wenn man sich die Eigenthümlichkeiten seines ganzen Wesens mit Lebhaftigkeit vorstellt. Er suchte Zerstreuung in rauschenden Vergnügungen und beim Wein. Da kam es denn zuweilen in und außer dem Hause zu Auftritten und Scenen, die reiche Quellen der Reue und der Unzufriedenheit mit sich selber für ihn wurden und die uns mit dem tiefsten Mitleid erfüllen für eine ursprünglich edle Natur und einen reichbegabten Geist, der an seinen mißlungenen Lebensplänen zu Grunde gehen sollte. Ein Wortstreit Basedow's mit dem Magister Reich, einem seiner literarischen Gegner, endete mit einem Faustkampf und einer Prügelei in einem Weinhause, wodurch beide Männer sich in den Augen des Publikums tief herabwürdigten. Natürlich verlor das Philanthropin durch dergleichen an Ansehen und Theilnahme immer mehr. Basedow nahm zuletzt gar keinen Antheil mehr am Philanthropin; er blieb für den Rest seines Lebens nur ein naher und aufmerksamer Zuschauer der Anstalt, die er noch in späteren Jahren für das beste Erziehungshaus erklärte, das er kennen gelernt habe.

Die letzten zehn Jahre, 1780—90, können wir als die sechste Epoche seines vielbewegten Lebens ansehen. In dieser Zeit war Basedow älter und etwas ruhiger geworden. Er widmete seine Zeit hauptsächlich schriftstellerischen Arbeiten und war bald in Dessau, bald in Magdeburg, bald in Leipzig oder Halle. Rührend ist es ferner zu sehen, wie der sechzigjährige Greis in seiner rastlosen Thätigkeit wieder zum Unterricht kleiner, fünf- und sechsjähriger Kinder sich herabließ. Er lehrte jedes Jahr einige Monate, täglich drei bis vier Stunden, die Kinder in der Schule der Madame Kalitzki zu Magdeburg lesen. Er hatte nämlich eine leichtere und schnellere Methode für den Leseunterricht ausgedacht, und brachte wirklich, wie Juncker und Zerrenner, als Augenzeugen (die auch seine Methode nachahmten) berichten, die

Kleinen in sechs Wochen dahin, daß sie fertig und richtig lesen konnten. Die Mittel, die er theilweise dazu anwandte, den Kindern diesen trockenen Unterrichtszweig interessanter zu machen, sind oft erwähnt und viel getadelt worden. Basedow ließ nämlich am Schluß des Unterrichts jeden Tag einen großen Korb voll, auf seine Kosten gebackener, Wecke hereinbringen, welche die Form der deutschen Buchstaben hatten. Diese Buchstaben, welche auf einer Tafel auseinandergelegt oder davor aufgehängt wurden, mußten dann die Kinder erkennen und ehe sie dieselben verspeis'ten, beim Namen nennen. Da gab es denn Spaß und Kurzweil genug, besonders da die Kinder am liebsten nach den großen griffen, nach dem m, ch und sch — und Basedow ihnen über dem Abbeißen und der allmäligen Verwandlung des einen in den andern beständig zurief: was ist's nun? und was jetzt? wo denn aus dem m ein n, aus dem b und h ein l wurde u. s. w.

Daß durch eine ungeschickte Nachahmung dieser Methode oder gar durch eine allgemeine Einführung derselben in die Schulen große Mißgriffe gemacht werden können, ist keine Frage. Aber daß neben der Lautirquälerei unserer neuen Lehrer, welche mit diesem Unterricht auf die geistloseste Weise sechsjährige Kinder oft wahrhaft mißhandeln, jener heitere Einfall Basedow's, den Magen als sechsten Sinn der Kleinen mit in's Interesse zu ziehen, ein glücklicher genannt werden muß, ist auch keine Frage.

Im Jahr 1790 kam Basedow, dessen Gattin zwei Jahre vorher gestorben war, mit seinem 17jährigen Sohn, auf dessen Erziehung er viel Sorgfalt verwendete, nach Magdeburg, wo er fortan zu wohnen gedachte und wo sein alter Freund, der Konsistorialrath Funck, zur weiteren Ausbildung des jungen Basedow mitzuwirken zugesagt hatte.

Basedow kam den 20. Juli gesund in Magdeburg an. Er wollte den 26. noch auf einige Tage nach Halle, Leipzig und Dessau reisen. Als er aber den 24. Abends von seinem Freunde Funck in seine nahe gelegene Wohnung zurückkehrte, überfiel ihn ein heftiger Schwindel.

Den andern Morgen fühlte er sich wohler und setzte sich an den Schreibtisch. Eine Stunde darauf aber mußte er sich wegen starken Blutverlustes zu Bette legen. Er fühlte seinen Tod nahen und diktirte noch einige Bestimmungen zu seinem bereits früher gemachten Testament. Hierauf sprach er noch mit seinem Hauswirth kräftig und voll Gefühl über den Tod. Um 1 Uhr ließ er seinen Sohn rufen und bezeugte ihm, daß er bei seinen Grundsätzen in der Religion getrost sterben könne, und daß sie auch jetzt die Probe hielten. Seine letzten Worte waren: „ich will zum Besten meiner Mitmenschen secirt sein.“ — Um 2 Uhr entschlief er sanft, kurz vor dem Eintritt seines 67. Lebensjahres. Er starb an einem Blutsturz.

Es ist nicht uninteressant, sich die äußere und innere Persönlichkeit eines Mannes, dessen Lebensgang wir mit Theilnahme verfolgten, nach den Angaben seiner Zeitgenossen, vor Augen zu führen. Basedow war von mittlerer Größe und untersetztem Körperbau. Seine Gesichtsbildung war regelmäßig: seine Züge auf den ersten Anblick ernst. Die kleinen, schwarzen, scharfen, tief im Kopfe unter struppigen Brauen liegenden Augen gaben, neben der heftigen, rauhen Stimme, den schnellen, scharfen Aeußerungen und einem gewissen höhnischen Lachen dem Manne etwas Abstoßendes und Zurückschreckendes. Allein die Güte und das Wohlwollende seines Blickes und die natürliche, ungekünstelte Heiterkeit und Lachlustigkeit, die sich einem genaueren Beobachter nicht lange verbergen konnten, erweckten bald das Vertrauen und die Liebe eines Jeden. Besonders wußte er durch sein freundliches und einnehmendes Wesen die Kinder auf eine wunderbare Weise zu gewinnen und an sich zu fesseln. Er war ein geborner Erzieher und Kinderfreund. Er besaß die große Kunst, den Kleinen das Lernen und in die Schule Gehen zur Freude zu machen. Seine ganz vorzügliche Gabe, Kindern das, was sie lernen sollten, verständlich und angenehm zu machen, that das Vorzüglichste hierbei. Er hatte unendlich viele Mittel und kleine Handgriffe, die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln und fest zu halten.

Unter anderm gewöhnte er sie, beständig nach seinem Mund zu sehen und besaß dann eine unnachahmliche Geschicklichkeit, jeden Umstand, jede gewöhnliche Sache, jede Wahrheit durch eingestreute kleine Geschichtchen oder interessante Bilder, die ihm wie von selbst kamen, unterhaltend und anschaulich zu machen. Alle seine Lehrerkünste kamen darin zusammen, daß er immer eine heitere Laune und ein freundliches Gesicht mit in die Schule brachte, daß er zu den Kindern herabzusteigen wußte, ohne kindisch zu werden und seine Achtung einzubüßen.

Basedow war ein scharfsinniger Beobachter; dabei aber von reizbarem Gemüth und lebhafter Einbildungskraft. Er war unerschöpflich in Plänen und Unternehmungen, um die Ausführung bekümmerte er sich jedoch in der Regel wenig. In der Arbeit war er unermüdlich. Sein starker Körper ließ ihn die größten, anhaltendsten Anstrengungen ohne sichtbaren Nachtheil ertragen. „Ich muß für Sieben arbeiten," sagte er oft, wenn ihn seine Freunde aufforderten, sich mehr Ruhe und Erholung zu gönnen. Die thätige Menschenliebe ward die herrschende Neigung seiner Seele, die Haupttriebfeder aller seiner Arbeiten und Aufopferungen. Er gab gern und reichlich von dem Seinigen, wo es auf die Beförderung gemeinnütziger Vorschläge ankam. Als er einst einen sehr armen Pfarrer kennen lernte, der sich zu einem ganz neuen Versuch mit der Bienenzucht 200 Thlr. wünschte, um ganz glücklich zu sein, so schickte ihm Basedow sofort 300 mit der Post, so wenig er sie auch damals entbehren konnte.

Was er einmal für wahr erkannt hatte, das bekannte er offen und frei, und wenn das Bekenntniß ihm noch so viel Gefahren und Nachtheile zu bringen drohte. Bei seiner Offenheit wurden die Aeußerungen über seinen eigenen Werth zuweilen etwas anmaßend; doch gab er auch mehr als einmal den Beweis, daß er mit Schärfe und Bescheidenheit über sich selbst zu urtheilen verstand. Dies geschah namentlich, als er die Direktion des Philantropins an

Campe übergab und dabei eine Vergleichung zwischen sich und diesem verdienstvollen Pädagogen anstellte.

Er war auffallend in seinen äußeren Handlungen und Gewohnheiten, zuweilen mit Absicht, um Aufsehen zu erregen. Er hatte viel Anlagen zur Freundschaft; aber wenige seiner Freunde vermochten, ihm die Fehler seines Temperaments und seiner Erziehung auf die Dauer zu gute zu halten.

Das Feuer und die Heftigkeit seiner Natur gaben ihm die Stärke, sein ganzes Leben hindurch so viel zu arbeiten und auszuführen, als nur wenig Menschen vermocht hätten. Aber eben diese Heftigkeit, ohne die er so Großes nicht gethan und so viele Schwierigkeiten nicht besiegt hätte, war auch die Quelle vieler seiner Fehler und Leiden. Sie war es, die ihn so manches eilfertig beschließen und unternehmen ließ; sie verleitete ihn in der Freude zu ausschweifender Lustigkeit und in der Traurigkeit zu jenem tiefen Gram der Schwermuth, in dem er sich kaum zu fassen wußte.

Als Gesellschafter und im Umgang war Basedow unvergleichlich. Wenn er redete — und er sprach äußerst wahr und schön, — so war alles Ohr. Man ward fortgerissen von der Gewalt seiner Rede und der natürlichen Anmuth seines Vortrags. Er war gern heiter im Kreise der Freunde und guten Bekannten; eine besondere Liebhaberei war es dann von ihm, über lächerliche Begebenheiten, komische Scenen oder eine im Gespräch sich ergebende Aufgabe sofort eine feierliche, ernsthafte Rede zu halten. Wie sehr er zum Lachen geneigt war, wurde früher schon angegeben; doch war er's auch wohl zufrieden und lachte herzlich mit, wenn Einer, schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. Sein Humor und seine ungezwungene Weise verschafften ihm den zu seiner Zeit von Freunden und Feinden oft wiederholten Namen: der tolle Basedow.

Er liebte ein Glas Wein und trank, als das Philanthropin nicht in Gang kommen wollte, dann und wann mehr, als nöthig war. Als die Professoren Feder und Meiners ihn einst besuchten, fragte er, ob sie auch den Vordersatz wüßten zu der Schlußfolge: ergo bibamus! Dabei schlug er aber Meiners mit so derber Freundschaftsversicherung auf die Schulter, daß dieser sich nachher öfters hierüber beklagte. Wenn er in Gesellschaften, wo er nicht Alle kannte, im Begriff stand, eine pikante Anekdote zu erzählen, oder ein kurzes Urtheil zu fällen, so hielt er oft plötzlich inne und sprach: er gedenke jetzt von Diesem oder Jenem etwas zu sagen, ob nicht etwa ein Herr Vetter oder eine Frau Base, oder sonst ein Verwandter oder Freund der Person in der Gesellschaft sei.

Zu seinen äußeren Gewohnheiten gehörte, daß er jeden Morgen den Kopf in ein Gefäß mit kaltem Wasser tauchte. Durch dieses Mittel wehrte er auch oft bei seinen nächtlichen Studien den Schlaf ab. Sein Bett konnten ihm Wenige rechtmachen; denn es konnte nie hart genug sein. Er versicherte einmal, daß er nur eine eigentlich angenehme Körperempfindung kenne: in einem recht harten Bett ungestört denken und liegend studiren zu können. Ein großer Genuß war ihm das Tabakrauchen. Er rauchte viel und nach der Versicherung Goethe's (der übrigens überhaupt ein Feind des Tabaks war) eine schlechte Sorte, die er mit einem häßlich dunstenden Schwamm anzuzünden pflegte.

Basedow schrieb im Jahr 1780 von sich selber:

„Ich sollte auf ungebahnten Wegen Wahrheit und Glückseligkeit für die Menschen suchen; ich war der Reihe nach: Lutheraner, Zweifler, Naturalist, Wiederbekehrter zum Christenthum, ein Ketzer, ein innerlich geplagter Grübler; ein äußerlich geplagter und entweder gehaßter oder verlassener Schriftsteller; ein Versäumer der häuslichen Glückseligkeit; ein achtbarerer Mann in der unverstellten Theorie, als in der herzlich gewünschten Praxis;

ein eben daher noch mehr mit mir selbst, als mit der Welt unzufriedener Mann, mit dem man eben deßwegen oft allenthalben unzufrieden gewesen ist; eine bisher zum Genusse der Religion ungeschickte Seele, weil jeder Anlaß sie zum Untersuchen reizte und die Empfindung schwächte; ein Mensch und ein Christ, wie nur wenige sind und auch nur wenige sein müssen."

Ferdinand von Schill.

Von

R. Hadermann.

Ihn sandte kein König, kein Kaiser aus;
Ihn sandte die Freiheit, das Vaterland aus.

Arndt.

Ferdinand von Schill.

Geboren 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien; gefallen in Stralsund am 31. Mai 1809.

---

1. Schill vor Kolberg.

Mit Riesenschritten war der deutsche Reichskörper, schon seit dem westphälischen Frieden eine Leiche, im Beginne dieses Jahrhunderts seiner Auflösung entgegengeeilt. Ach, er war nicht nach muthigem Kampfe rühmlich gefallen; er war schimpflich aus der Reihe der europäischen Staaten verschwunden, unter denen er einst eine so ehrfurchtgebietende Stellung eingenommen hatte; schimpflich, wie weiland das alte römische Kaiserreich, von welchem er den Namen geborgt. Wie ein Licht war er ausgegangen, dem das Oel fehlt. Das Oel der Staaten ist aber das gesunde Volksbewußtsein; dieses allein erzeuget die Flamme der Volkseinigkeit und Volkskraft, welche die Lichtfunken der Vaterlandsliebe und des Opfermuthes aussprüht. Wo diese Flamme lodert, da sind die Hallen des Staates auf festen Felsen gegründet; da lasset Völkerwanderungen daherbrausen, und sie werden sie nicht erschüttern; da lasset Ruhmessucht und Beutegierde fremder Eroberer an ihre Pforten klopfen, und sie werden erschreckt von ihnen zurückweichen oder zerschellen an ihnen und verzehrt werden von den Gluten reiner Begeisterung. Wo waren diese Genien des Staatslebens hingekommen unter den Deutschen der drei letzten Jahr-

hunderte? Sie hatten in unserem Volke eigentlich noch nie eine länger dauernde Herrschaft errungen; nur selten und bald den Staub wieder von den Füssen schüttelnd, hatten sie in dem Herzen Europa's ihren Wohnsitz aufgeschlagen und dieses Herz, von welchem Licht und Wärme auf alle Glieder ausstrahlet, selbst erleuchtet und erwärmet. Meist war es in dieser Beziehung dunkel in ihm, sehr dunkel und sehr kalt. In keinem andern Staate Europa's war von inneren und äußeren Gewalten so angelegentlich gearbeitet worden, sie zu verscheuchen und zu ersticken. Denn Deutschland sollte ja ein Treibhaus für Fürstenmäntel und Königskronen werden; eine Restaurationsanstalt für mittelalterliche Begriffe und Formen; ein Schlachtfeld, auf welchem die europäischen Mächte nach Belieben ihre Streitigkeiten ausfechten und sich für erlittenen Schaden bezahlt machen konnten; eine Soldatenpflanzschule endlich, aus welcher Soldaten entliehen und erhandelt werden konnten. Der Begriff des Volkes mußte in einem solchen Staate gleichbedeutend mit dem des Unterthans erhalten werden; das Bewußtsein des Volkes durfte sich in ihm nie über die Schranken des Unterthanenverstandes erheben; ein anderes Bewußtsein durfte nicht zur Reife gedeihen. Das deutsche Volk war gelehrig und bildungsfähig. Es hatte die Bildungsstufen, welche man es durchlaufen lassen wollte, alle glücklich erstiegen und machte seinen Lehrmeistern Ehre: es war zum vollkommenen Unterthan, zum Schergen jeder Gewaltthat herangereift. Daß es dadurch selber jeder Gewaltthat preisgegeben war, die man an ihm zu verüben für gut hielt; daß diese Thatsache mit blutigem Griffel auf jedem Blatte seiner Geschichte eingegraben war, das verträumten die kommenden Geschlechter jedesmal wieder in ihrer zum Sprüchworte gewordenen Treue und Gemüthlichkeit. Ein Tropfen Oel, schwimmt die Gegenwart in dem Geschichtmeere der Vergangenheit. Millionen Erfahrungen dringen, eben so vielen Wassertropfen vergleichbar, von allen Seiten auf sie ein: aber sie nimmt keinen einzigen an; sie wird nicht naß davon.

Doch wer gegen die Lehren der Vergangenheit taub ist, der büßet in dem Unglücke der Gegenwart. Als sich dieses unorganische Staatenkonglomerat, das sich deutsches, oder heiliges römisches Reich nannte, seinem westlichen Nachbarn entgegenstellte, welcher die Fesseln des Feudalwesens in Stücke geschlagen hatte und in der Morgenröthe seiner Trikolore daherfuhr; als es sich bewußtlos der Sturmfluth eines erwachten Volksbewußtseins entgegenwarf, um mit dem Blute seiner Unterthanen die zerbrochene Krone der Lilienkönige kitten zu helfen: da war sein Verhängniß erfüllt; da brach es selber in Scherben, und Kriegesknechte theilten sich in seinen zerfetzten Mantel. Das Volk litt und trauerte; es büßte mit Blut und Vermögen den Uebermuth und die Fehler seiner Fürsten: diese aber waren meist wohlgemuth und spielten an dem Rande des gähnenden Abgrundes kindisch sorglos mit neuen Würden, mit Scepter und Kronen. Sie betrachteten einander mißtrauisch und mißgünstig, und einer suchte sich auf Kosten des Anderen zu heben und zu vergrößern; sie buhlten fast alle um die Gunst des mächtigen Emporkömmlings, der zwei Jahrzehnte beinahe ihre Gottesgeisel war. Sie küßten niederträchtig seinen eisernen Scepter, liehen ihm ihre Unterthanen zum Dahinschlachten und wurden belohnt dafür mit Königskrönchen und Länderfetzchen, welche den Mächtigeren entrissen waren. Die größeren deutschen Fürsten tragen die größere Schuld. Der Friede zu Campo Formio und der Rastatter Kongreß hatte das Vertrauen der kleineren Fürsten zu dem Reichsoberhaupte erschüttert: und als der deutsche Kaiser mit seiner Hausmacht Oesterreich in Italien und Deutschland blutig rang, stand Preußen beobachtend von Ferne und hatte zuerst einen Separatfrieden mit dem gefährlichen Reichsfeinde geschlossen. Als Oesterreich die Arme ermüdet sinken ließ; als die deutsche Kaiserkrone niedergelegt war, und der französische Kaiseradler sein Protektorat über die Fürsten des Rheinbundes aufgerichtet und seine Klauen in die Herzen ihrer Unterthanen eingeschlagen hatte: da erst

erhob sich Preußen zum Kampfe. In der Schlacht von Jena-Auerstädt (14. Okt. 1806) zerrann der Traum seiner Ruhmesgröße, der auf den Lorbeern des siebenjährigen Krieges geträumt wurde. Ueberfallen, getrennt, in besinnungslose Flucht zersplittert und vernichtet war an diesem Einen Schlachttage die zweite Hauptmacht Deutschlands, auf welcher die Augen aller Vaterlandsfreunde hoffnungsfroh geruht hatten. Die Prüfungsnacht, welche über unser Volk hereingebrochen war, wurde finsterer und schwärzer und sollte noch lange dauern. Aber einzelne Sterne begannen in ihr zu schimmern; einzelne Erscheinungen verkündeten, daß die Volkeskraft noch gesund und ungebrochen war; daß nur die Gewissenlosigkeit und der Verrath der Führer die Schmach verschuldet hatten. Die Kraft des Volkes hatte man noch nicht angewendet, noch nicht gehörig anzuwenden verstanden, noch nicht anwenden wollen: und doch ruhete in ihr das einzige Rettungsmittel gegen den großen Weltenstürmer, der auf ihren Flügeln von Siegen zu Siegen eilte.

Am Tage der Schlacht von Auerstädt, als der Feldherr der Preußen, der alte Braunschweig, bereits tödtlich verwundet gefallen, als die Schlacht bereits entschieden und das preußische Heer aufgelöst war; focht ein einzelner preußischer Dragoneroffizier auf einer entlegenen Feldwacht noch einen verzweifelten Kampf. Er war verlassen von den Seinen und von feindlichen Reitern umringt. Sie forderten ihn auf, sich zu ergeben: aber der Jammer über die unerwartete, schreckliche Niederlage dieses einzigen Tages zerriß seine muthige Seele, und er wollte aus dem allgemeinen Schiffbruche nicht sein armes Leben retten. Er kämpfte fort und verwundete mehrere seiner Gegner. Erbitterter dringen diese auf ihn ein, und dicht zielen die Hiebe nach seinem Kopfe. Eine kurze Zeit noch schützte ihn sein guter Hut: bald aber war dieser heruntergehauen, und augenblicklich raubten ihm mehrere gefährliche Kopfwunden die Besinnung. Ein gewaltiger Säbelhieb gleitet von seinem Haupte nieder

und trifft sein gutes Pferd, daß der Reiter nicht mehr im Zügel halten kann. Ein gewaltiger Satz des Thieres entrückt ihn den Säbelklingen der Franzosen; es trägt ihn weit weg von dem Kampfplatze; mit Blute überströmt und leblos sinkt der Reiter herunter. Dieser blutige Reiter war einer der Sterne, welche in unserer tiefen Volksnacht aufgehen sollten; es war der Lieutenant Ferdinand von Schill.

Ferdinand von Schill war der jüngste von vier Brüdern und im Jahr 1773 auf einem Gute seines Vaters, Sothof, in Oberschlesien geboren.

Der Vater stammte aus einem edlen ungarischen Geschlechte und diente schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen in den Heeren Maria Theresia's. In der Schlacht von Hohenfriedberg (1745) focht er in dem tapferen Husarenregimente Esterhazy und sah seinen Bruder einen ehrenvollen Soldatentod sterben. Später trat er in sächsische Dienste und stand im Jahre 1756 als Rittmeister in dem Lager bei Pirna, wo die sächsischen Truppen von den Preußen eingeschlossen und gefangen genommen wurden. Er verschmähete es, der preußischen Fahne zu folgen, und sammelte eine Anzahl sächsischer Soldaten, welche man in das preußische Heer untergesteckt hatte, und welche bei jeder günstigen Gelegenheit ihre Regimenter zu Hunderten wieder verließen, zu einem Freikorps, mit welchem er in der Umgegend von Erfurt verschiedene bedeutende Unternehmungen ausführte. Von Frankreich bezog er den Sold für seine Truppen und führte diesen kleinen Krieg bis zum Hubertsburger Frieden (1763) fort. Er hatte sich als geschickter und glücklicher Parteigänger einen Ruf erworben. Fünfzehn Jahre später, bei dem Ausbruche des baierischen Erbfolgekriegs (1778), suchte ihn daher der Feldmarschall Laudon für den österreichischen Dienst wiederzugewinnen. Aber auch von preußischer Seite bewarb man sich um ihn, und er trat nun in preußischen Dienst. Er übernahm den Auftrag, ein Korps leichter Reiterei zu errichten; doch der Teschener Friede (1779) setzte seiner Thätig-

keit ein rasches Ziel. König Friedrich II. versetzte ihn indeß als Obristlieutenant in das braune Husarenregiment und war im Begriff, ihn zum Obristen und Inhaber des gelben Husarenregiments zu ernennen, als er 1786 starb. Von Friedrich Wilhelm II. in der Beförderung übergangen, nahm der alte Schill seinen Abschied und zog sich auf sein kleines Gut in Oberschlesien zurück. Beim Ausbruche des Krieges gegen Napoleon im Jahre 1806 erwachte hier in dem 78jährigen Greise der alte Soldatengeist und er sammelte eine Menge von Förstern und Jägern in seiner Gegend, um aus ihnen ein Freikorps zu errichten. Der Graf von Hoym aber, der dirigirende Minister der Provinz, untersagte ihm das Unternehmen. Zwei Jahre später machte sich der alte Krieger auf die Reise nach Pommern, um sich an dem Anblicke seines Sohnes und dessen jugendlichem Ruhme zu erfreuen.

Wenig ist über die frühere Jugendgeschichte dieses edlen Mannes bekannt geworden; nichts, was auf den Entwicklungsgang seiner Geistesbildung ein Licht wirft. Er hat eine kurze Zeit eine Schule in Breslau besucht und ist als 16jähriger Jüngling in dasselbe Husarenregiment als Standartenjunker eingetreten, in welchem sein Vater früher gedient hatte. Seine drei ältern Brüder hatten dieselbe Laufbahn betreten. Der General Graf von Kalkreuth war ein Freund seines Vaters. Als ihm der Jüngling gelegentlich vorgestellt wurde, fand er Gefallen an ihm, glaubte ungewöhnliche Anlagen in ihm zu entdecken, und erbot sich, ihn unter sein eigenes Dragonerregiment (damals Anspach-Baireuth), welches zu Pasewalk in Vorpommern garnisonirte, aufzunehmen und väterlich für ihn besorgt zu sein. Der zweite Theil des Versprechens blieb indessen unerfüllt. Der Graf von Kalkreuth bekümmerte sich um seinen Schützling sehr wenig, vielleicht, weil er von seiner Meinung in Betreff seiner Fähigkeiten zurückgekommen war. Denn der junge Schill zeigte keine von den Eigenschaften, die man an Soldaten in Friedenszeiten oft hochschätzt. Die Pedanterie des Garnison- und Kamaschendienstes war ihm zuwider. Er

zeigte gar kein Geschick dazu und häufige Vorwürfe seiner Vorgesetzten waren die natürlichen Folgen. Auch das leichtfertige Leben seiner Kameraden floh er. Er war still, bescheiden und verschlossen, in der Regel nachdenkend und einer innern Welt von Ideen hingegeben; Entwürfe und Pläne für eine ferne Zukunft beschäftigten seinen rastlos thätigen und praktischen Geist, Träume zukünftiger Lorbeeren vielleicht seine Phantasie. So lebte er in der Soldatenwelt des entschwundenen Jahrhunderts, welche in Preußen damals noch in voller Blüthe stand, ein nicht erkannter Keim der Zukunft, von seinen Vorgesetzten und seinen Kameraden fast mißachtet. „Wer hätte das gedacht! Wie hat aus dem Manne noch etwas werden können, der nicht einmal einen Zug zu führen verstand," rief ein Offizier der alten Schule aus, der ihm früher nahe gestanden hatte, als Schill's Name von Munde zu Munde ging. In der alten Schule hätte er es freilich zu nichts gebracht: denn der Ausbruch des Krieges fand ihn nach einer 17jährigen Dienstzeit noch als Unterlieutenant, aber als Mann auf dem Schlachtfelde, wie wir oben schon erzählt haben.

Zwei Unteroffiziere seines Regimentes fanden den Schwerverwundeten, der kaum noch Zeichen des Lebens in sich trug. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde fort und verbanden ihm nothdürftig seine Wunden. In Cölleda nahm sich der Lieutenant von Tümpling seiner an und brachte ihn nach Weißensee. Das Leben war in ihm fast gänzlich erloschen, und man war im Begriff, ihn aufzugeben. Da bemerkte ihn zufällig der Chirurgus Fremming, der ihn kannte. Seinen Bemühungen gelang es, das Bewußsein in ihm wiederzuerwecken. Mit den größten Anstrengungen brachte man ihn weiter nach Nordhausen; er konnte wegen der Schmerzen der Kopfwunden das Fahren nicht vertragen und sich doch kaum auf dem Pferde erhalten. Hier nahm ihn ein Arzt in sein Haus auf und pflegte ihn auf's Beste.

Aber die Sieger naheten, und der arme Verwundete schleppte sich mühsam weiter in der allgemeinen Richtung

des wilden Rückzuges, nach Magdeburg. Hier hatten Schrecken und Rathlosigkeit alle Gemüther ergriffen; alle Straßen waren mit Wagen, Pferden und Menschen angefüllt; das wildeste Getümmel wogte in ihnen. Schill konnte sich kaum noch in dem Sattel erhalten, kaum einige Worte hervorbringen. Da nahm sich ein geborner Franzose, der Sprachlehrer Berr, des Hülflosen an, führte ihn in seine Wohnung und pflegte ihn in Verbindung mit seiner Frau auf das Sorgfältigste.

Beide drangen in ihn, bis zu seiner völligen Genesung bei ihnen zu bleiben. Aber Schill's kräftiger Geist war nur mit dem Geschick des Vaterlandes beschäftiget und kannte nur eine Pflicht, die Pflicht des Soldaten; nur einen Trieb, dem verhaßten Feinde zu enteilen und seinen Arm dem Vaterlande zu erhalten. „Schaffen Sie mir Gewißheit darüber, ob man Magdeburg zu halten gedenkt oder nicht," sprach er zu seinem Wirthe. Dieser ging aus und brachte die Nachricht zurück, daß man bereits von der Uebergabe der Festung spreche. Da konnte nichts mehr den Braven halten. Er eilte fort und suchte das Vaterland, für das er wieder bluten wollte; er suchte es weiter und weiter und sah es hinter seinen geflügelten Schritten immer weiter in Stücke brechen. Gefoltert von Körper- und Seelenleiden, schleppte er sich in immer mühseligerer Flucht über Stettin bis Kolberg. Hier mußte er bleiben: denn das Wundfieber schüttelte seine Glieder; er konnte nicht mehr weiter. Aber auch hier fand er in dem Hause eines Bürgers, des Senators Westphal, liebreiche Aufnahme, Pflege und tüchtige ärztliche Hülfe. Seine Kopfwunden besserten sich; er gewann einige Ruhe und mit ihr die Geistesfreiheit, die Begebenheiten besonnen zu überblicken, und zu überlegen, was zu thun sei. Er hatte einen Schauplatz erreicht, wo sich Thaten vorbereiteten; wo Männer noth thaten, und wo sich auf engem Raume die entgegengesetztesten Elemente zu gemeinschaftlichem Handeln zusammendrängen sollten.

Der Krieg gegen einen Napoleon war von Seiten Preußens so unvorbereitet unternommen worden,

fast alle Festungen des Landes auf's Aeußerste vernachlässigt waren. Sie waren weder gehörig armirt, noch verproviantirt. Dazu waren in den vorangegangenen langen Friedensjahren ihre Kommandantenstellen meist nur als Versorgungsanstalten für invalide Stabsoffiziere aller Grade benutzt worden und ausgedienten Greisen anvertraut. Hierdurch erklärt sich wenigstens theilweise die unerhörte Erscheinung, daß eine verlorene Schlacht einen ganzen Staat, der bisher stolz auf seinen Kriegesruhm gewesen war, fast ohne allen weiteren Widerstand dem Sieger in die Arme warf. Fast alle Festungen Preußens, und unter ihnen Plätze, an welche sich während des ganzen 7jährigen Krieges kein Feind gewagt hatte, öffneten den Franzosen ohne Kanonenschuß ihre Thore. Magdeburg und Stettin waren so gefallen, und Kolberg drohete ein gleiches Loos. Doch vereinigten sich hier Umstände, welche es vor der allgemeinen Schmach bewahrten und zum Lichtpunkte einer schönen Erinnerung für das ganze deutsche Vaterland erhoben.

Kolberg war nur eine Festung zweiten Rangs, aber fest besonders durch seine Lage und wichtig bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegsereignisse. Es konnte für die mit Preußen verbündeten Seemächte ein Landungspunkt werden und ein Stützpunkt für Unternehmungen, welche von hieraus in die Seite und in den Rücken des Feindes, der gegen die Weichsel vorrückte, unternommen werden konnten. Während des 7jährigen Krieges war es dreimal von russischen Truppen belagert worden, in den Jahren 1758, 1760, und 1761. Es hatte jedesmal unter einem tapfern Kommandanten, von Heyden, einen entschlossenen und glücklichen Widerstand geleistet und war zuletzt nicht der Waffengewalt, sondern dem Hunger erlegen, denn die Russen schlossen es auch von der Seeseite ein. König Friedrich II. hatte die Wichtigkeit des Platzes erkannt und nach dem Hubertsburger Frieden bedeutende Summen verwendet, seine Festungswerke zu erweitern. Die neuen Werke wurden später zwar als unzweckmäßig und ungenügend getadelt und man behauptete, daß Kolberg, wel-

ches nicht ganz 6000 Einwohner zählte, viel zu klein sei, um als Festung bedeutend zu werden, da es nie eine beträchtliche Garnison zu fassen vermöge. Die Belagerung durch die Franzosen erwies jedoch das Gegentheil; sie erwies, daß die kleine Festung, von der Seeseite sicher, gehörig verproviantirt, und von der Landseite durch tüchtige Werke geschützt, wirklich uneinnehmbar war. Aber sie befand sich in demselben erbärmlichen Vertheidigungszustande, wie die preußischen Plätze alle. Seit langer Zeit schon war für die Unterhaltung der Festungswerke gar nichts geschehen: Wall und Gräben waren verfallen, von Pallisaden keine Spur mehr vorhanden. Nur drei Kanonen standen auf Lavetten, um Lärmschüsse thun zu können, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Die übrigen alle lagen auf dem Boden und waren vom Grase hoch überwachsen; ihre Lavetten moderten in den Zeughäusern. Die Besatzung war unvollständig und bestand aus beinahe unbrauchbarer Mannschaft, denn die tüchtige hatte man in's Feld rücken lassen; die Offiziere waren unwissende, aus den Feldregimentern ausgemerzte oder verlebte Menschen; an Artilleristen fehlte es beinahe gänzlich. Der Kommandant war ein alter geistesstumpfer, aber von Militärhochmuth strozzender Mann, der Obrist von Loucadou. Er hatte in dem baierischen Erbfolgekriege einmal ein Blockhaus glücklich gegen die Oesterreicher vertheidigt und sich dadurch den Ruf eines tüchtigen Offiziers erworben. Später hatte er keine Gelegenheit mehr gefunden, weder diesen Ruf zu rechtfertigen, noch ihn zu verlieren. Dabei war er ängstlich pünktlich im kleinen Dienste und hing schwärmerisch an der alten militärischen Form. Was für einen Begriff er von seinen Pflichten als Festungskommandant hatte, geht aus der Aeußerung hervor, die er bei jeder Gelegenheit vorbrachte, wo man ihn zu Maßregeln aufforderte, das Andringen des nahen Feindes gegen die Festung aufzuhalten und zu erschweren. „Er sei auf Wall und Mauern angewiesen“, sprach er da, „und diese werde er zu vertheidigen wissen; zu weiteren

Unternehmungen habe er keine Befehle; was außerhalb der Festung vorgehe, kümmere ihn nicht.“ Charakteristisch für den alten Herrn war, daß wenn Dienstgeschäfte mit ihm verhandelt wurden, häufig seine Köchin oder Haushälterin zugegen war und auch ein Wort mitsprach. Was in der Festung Militär hieß, theilte die gränzenlose Sorglosigkeit und Unthätigkeit des Kommandanten. In drei Tagmärschen konnten die Franzosen von Stettin aus vor Kolberg stehen: aber, was außerhalb der Festung vorging oder vorgehen konnte, ging ihn ja seiner Meinung nach nichts an.

Das war der Militärgeist der alten Kamaschen- und Zopfzeit, wie er auf das Bürgerthum verachtend und höhnisch herab sah. Und doch zeigte sich dieses Bürgerthum in Kolberg kräftig und gesund, damals schon bereit, für das mißhandelte Vaterland alles zu wagen und zu opfern. Wenn man diesen Geist, der mehr oder weniger allgemein war, zu benutzen verstanden hätte, wenn man die rechten Männer an die Spitze gestellt, und ihren Rath und ihre Mahnungen nicht überhört hätte; die Schmach des Tilsiter Friedens wäre vermieden worden und aller Jammer, der in seinem Gefolge über Deutschland hereinbrach.

Die Kolberger Bürgerschaft war kampfeslustiger, als ihre Besatzung. Sie hatte überdies ein Recht und eine Verpflichtung, sich um die Vertheidigung ihrer Stadt zu bekümmern. Von ältester Zeit her hatte man sie zum Schutze ihrer Wälle gesetzlich berufen. Es hatte vormals jeder Bürger seinen Bürgereid mit Ober- und Untergewehr schwören müssen: er mußte schwören, daß diese Waffen ihm eigen gehörten, und daß er sie zur Vertheidigung der Festung gebrauchen wolle; daß er Gut und Blut für sie hinzugeben bereit sei. Die Bürgerschaft war in fünf Kompagnien vertheilt und stand unter einem Bürgermajor. Der Festungskommandant hatte sie in den früheren Belagerungen nach seinem Ermessen angewendet und wesentlichen Nutzen aus ihrem Dienste gezogen. Wenn die Garnison in Friedenszeit zu Revüen

ausrückte, besetzte sie alle Posten. Obrist Loucadou hatte von diesem Verhältniß der Bürgerschaft zu den Festungsangelegenheiten keine Kenntniß, oder er nahm geflissentlich keine Rücksicht darauf. Die Bürgerschaft aber hatte es nicht vergessen und war mit den getroffenen Vertheidigungsanstalten sehr unzufrieden. Sie war von Unruhe und Besorgnissen ergriffen und berathschlagte, was zu thun sei, diesem heillosen Zustande abzuhelfen. Wohl war die gesetzliche Behörde, der Magistrat der Stadt, so unthätig, wie der Kommandant. Seine Glieder hielten sich still zu Hause oder versteckten sich wohl gar, wenn die thätigen Bürger ihrer bedurften; die angesehenere Kaufmannschaft flüchtete, als die Gefahr näher rückte und die Stadt beschossen wurde, in den Hafen oder gar über die See nach der Insel Bornholm hinüber. Der mittlere Bürgerstand dagegen war es, der unerschrocken fest und unerschütterlich blieb, selbst, als ihm die Häuser über dem Kopfe zusammenstürzten und in Rauch und Flammen aufgingen. Da sein Magistrat ihn verließ, so handelten seine Bürgerrepräsentanten, und erinnerten die Militärbehörde an ihre versäumten Pflichten. Unter ihnen zeichnete sich besonders Ein Mann aus, der damals schon 64 Jahr alte Nettelbeck, ein Musterbild rastloser Thätigkeit noch im späten Greisenalter, ein Musterbild aufopfernder Menschen- und Vaterlandsliebe. Von frühester Jugend an auf allen Meeren zwischen Europa, Afrika und Amerika, als Schiffsjunge, Steuermann und Kapitän, herumgeworfen; von gar mancherlei Unglücksfällen in seinem Seefahrerleben verfolgt, war er im Jahre 1783 in seine Vaterstadt Kolberg zurückgekehrt und betrieb das frühere Geschäft seines Vaters, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Er erwarb sich bald die Achtung und Liebe aller guten Bürger, und wurde von ihnen unter die zehn Bürgerrepräsentanten gewählt, welche die Rechte der Bürgerschaft bei dem Magistrat zu vertreten hatten.

Nettelbeck hatte in den früheren Belagerungen Kolberg's schon neben seinem Vater freiwillige Adjutanten-

Dienste bei dem tapferen von Heyden gethan, und die Bürger sendeten ihn daher in ihrer jetzigen Noth an Loucadou ab, um sich mit ihm über die Vertheidigungs-Maßregeln zu verständigen und ihre Dienste anzubieten, da gar nichts geschah, sie wie früher zu fordern. Nettelbeck eröffnete ihm, „daß die Bürger entschlossen seien, in dieser bedenklichen Zeit mit dem Militär Last und Gefahren zu theilen; daß sie im Begriffe ständen, ein Bataillon von sieben- bis achthundert Bürgern zu bilden und ihn bäten, Musterung über sie zu halten und ihnen ihre Posten anzuweisen.“ Ein Major von Nimptsch, der neben dem Kommandanten stand, unterbrach den Redenden mit der barschen Frage: „Aber, Herr, was geht das Ihn an?“ und der Obrist erwiderte ihm hämisch, sie sollten sich nur aufstellen. Die Bürger benützten die Erlaubniß sogleich und ließen ihm melden, daß sie seine Befehle erwarteten. „Macht dem Spiel ein Ende, ihr guten Leute, und geht in Gottes Namen nach Hause. Was kann mir's helfen, wenn ich Euch ansehe?“ ließ er ihnen sagen.

Die Bürgerschaft ließ sich dadurch in ihrem festen Willen nicht abschrecken, für die Vertheidigung der Stadt das Ihrige beizutragen, und ließ dem Obristen ihre Dienste zur Instandsetzung der Werke anbieten, zur Aufstellung des Geschützes, zur Herstellung der Pallisaden und zu Schanzarbeiten; sie wolle überall mit Hand anlegen. „Die Bürgerschaft, und immer die Bürgerschaft!“ antwortete er mit lautem Hohnlachen, „ich will und brauche die Bürgerschaft nicht!“ — Diese nun begann Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit des Kommandanten zu hegen und argwohnte Verrätherei, heimliche Unterhandlungen mit dem Feinde, schimpfliche Uebergabe der Festung, wie so viele Beispiele an anderen Festungen vor Augen lagen. Sie wählte unter sich heimlich einen Ausschuß, dessen Mitglieder sich zu zweien an den drei Stadtthoren vertheilten, Tag und Nacht Wache hielten und sich regelmäßig ablösten; sie beobachteten Alles scharf, was aus- und einging, und benutzten die verschiedensten Vorwände für

ihre Anwesenheit, welche dem Militär indeß gar nicht auffiel.

Der Kommandant begann, sich etwas zu regen. Er ließ die Kanonen auf den Wällen auf Klötze legen, da die Lavetten wirklich alle unbrauchbar geworden waren; sie waren morsch und faul geworden. Auch die fehlende Pallisadirung schien man ersetzen zu wollen. Aber alle seine Anstalten waren schläfrig und halb und nur ergriffen, den Vorwurf der Unthätigkeit von sich abzulenken. Außerhalb der Festung geschah, dem bekannten Grundsatze des alten Obristen gemäß, wirklich gar nichts. Alle Höhenpunkte um die Stadt, von welchen sie beschossen werden konnte, waren bis auf eine einzige, wo sich eine Schanze befand, außer Acht gelassen. Daher begab sich Nettelbeck wieder zu dem Kommandanten, um ihn im Namen der Bürgerschaft darauf aufmerksam zu machen, welche guten Dienste in den früheren Belagerungen besonders eine Schanze auf dem s. g. Hohenberge eine Viertel Meile südöstlich von der Stadt geleistet habe. Von ihr aus habe man den Feind gehindert, in die Schußweite an die Stadt heranzurücken; noch seien Reste der alten Verschanzungen erkennbar, und wenn er nichts dagegen habe, so seien die Bürger bereit, sie mit gemeinsamer Hand wieder herzustellen. Der Kommandant gab mit seinem gewöhnlichen höhnischen Tone die gewiß merkwürdige Antwort: „Was außerhalb der Stadt geschieht, kümmert mich nicht. Die Festung innerlich werde ich zu vertheidigen wissen. Meinetwegen mögt ihr draußen schanzen, wie und wo ihr wollt. Das geht mich nichts an.“ Er litt also, daß, wer wollte, draußen Verschanzungen aufwarf, in denen sich, wenn er sie, was zu erwarten stand, nicht besetzte, der Feind gegen ihn desto bequemer festsetzen konnte. Das war ihm Alles einerlei und ging ihn weiter nichts an, weil es außerhalb der Stadt sich ereignete. Gewiß eine sonderbare Kriegskunst!

Die Bürger zogen mit Lust an die Arbeit; Alles, was ihnen angehörte, folgte, Gesellen, Lehrjungen, Mägde und Knechte. Nettelbeck, welcher das alte Werk noch

gesehen hatte, gab an, was gearbeitet werden sollte, vertheilte die Arbeiter und zog selber mit einem Karrn und Spaten voraus; er bezahlte sogar viele gedungene Arbeiter aus seinen Mitteln. So kam ein Werk zu Stande, das später wirklich benutzt wurde.

Die unerklärlichste Nachlässigkeit von Seiten des Kommandanten zeigte sich endlich in der Verproviantirung der Festung und verursachte den Bürgern noch eine Hauptsorge. Loucadou behauptete zuversichtlich, für seine Garnison auf sechs Monate reichlich versehen zu sein. Das war, wie sich später zeigte, nur in Betreff der Brodvorräthe der Fall; alle übrigen Lebensbedürfnisse für die Soldaten selbst waren höchst dürftig vorhanden. Ob für die Einwohner Vorräthe vorhanden waren, kümmerte ihn wieder gar nicht; drei Viertheile der Bewohner waren gewohnt, von einem Marktage zum andern zu leben. Aus der nächsten Umgebung, wo bedeutende Viehzucht getrieben wurde, wäre eine hinreichende Verproviantirung leicht zu bewerkstelligen gewesen. Ueberdies war bekannt, daß von den bedeutenden Lieferungen, welche im vergangenen Winter zu Verpflegung erwarteter russischer Truppen hatten geleistet werden müssen, in Treptow, Cammin und Wollin, noch beträchtliche Getreidevorräthe in den Magazinen lagen. Sie waren leicht nach Kolberg abzuführen und fielen außerdem dem Feinde als eine willkommene Beute in die Hand. Das kümmerte den alten Obristen aber wiederum gar nicht; es lag ja wieder außerhalb der Festung und somit außer dem Bereiche seiner Wirksamkeit. Nettelbeck war als Bürgerrepräsentant von Haus zu Haus gegangen und hatte alle Vorräthe aufgezeichnet; er hatte sich unter dem Vorwande, Korn und Schlachtvieh aufkaufen zu wollen, was sein Gewerbe mit sich brachte, auf die nächstgelegenen Dörfer begeben und gleichfalls ein Verzeichniß von ihren Vorräthen aufgenommen. Er eilte damit zu dem Obristen, legte ihm seine Papiere vor und drang in ihn, diese Vorräthe in die Festung schaffen zu lassen. „Pah, pah!“ antwortete er, „die Bürgerschaft macht sich meinetwegen gar zu große Sorgen;“ und seine

ihre Anwesenheit, welche dem Militär indeß gar nicht auffiel.

Der Kommandant begann, sich etwas zu regen. Er ließ die Kanonen auf den Wällen auf Klötze legen, da die Lavetten wirklich alle unbrauchbar geworden waren; sie waren morsch und faul geworden. Auch die fehlende Pallisadirung schien man ersetzen zu wollen. Aber alle seine Anstalten waren schläfrig und halb und nur ergriffen, den Vorwurf der Unthätigkeit von sich abzulenken. Außerhalb der Festung geschah, dem bekannten Grundsatze des alten Obristen gemäß, wirklich gar nichts. Alle Höhenpunkte um die Stadt, von welchen sie beschossen werden konnte, waren bis auf eine einzige, wo sich eine Schanze befand, außer Acht gelassen. Daher begab sich Nettelbeck wieder zu dem Kommandanten, um ihn im Namen der Bürgerschaft darauf aufmerksam zu machen, welche guten Dienste in den früheren Belagerungen besonders eine Schanze auf dem s. g. Hohenberge eine Viertel Meile südöstlich von der Stadt geleistet habe. Von ihr aus habe man den Feind gehindert, in die Schußweite an die Stadt heranzurücken; noch seien Reste der alten Verschanzungen erkennbar, und wenn er nichts dagegen habe, so seien die Bürger bereit, sie mit gemeinsamer Hand wieder herzustellen. Der Kommandant gab mit seinem gewöhnlichen höhnischen Tone die gewiß merkwürdige Antwort: „Was außerhalb der Stadt geschieht, kümmert mich nicht. Die Festung innerlich werde ich zu vertheidigen wissen. Meinetwegen mögt ihr draußen schanzen, wie und wo ihr wollt. Das geht mich nichts an.“ Er litt also, daß, wer wollte, draußen Verschanzungen aufwarf, in denen sich, wenn er sie, was zu erwarten stand, nicht besetzte, der Feind gegen ihn desto bequemer festsetzen konnte. Das war ihm Alles einerlei und ging ihn weiter nichts an, weil es außerhalb der Stadt sich ereignete. Gewiß eine sonderbare Kriegskunst!

Die Bürger zogen mit Lust an die Arbeit; Alles, was ihnen angehörte, folgte, Gesellen, Lehrjungen, Mägde und Knechte. Nettelbeck, welcher das alte Werk noch

gesehen hatte, gab an, was gearbeitet werden sollte, vertheilte die Arbeiter und zog selber mit einem Karrn und Spaten voraus; er bezahlte sogar viele gedungene Arbeiter aus seinen Mitteln. So kam ein Werk zu Stande, das später wirklich benutzt wurde.

Die unerklärlichste Nachlässigkeit von Seiten des Kommandanten zeigte sich endlich in der Verproviantirung der Festung und verursachte den Bürgern noch eine Hauptsorge. Loucadou behauptete zuversichtlich, für seine Garnison auf sechs Monate reichlich versehen zu sein. Das war, wie sich später zeigte, nur in Betreff der Brodvorräthe der Fall; alle übrigen Lebensbedürfnisse für die Soldaten selbst waren höchst dürftig vorhanden. Ob für die Einwohner Vorräthe vorhanden waren, kümmerte ihn wieder gar nicht; drei Viertheile der Bewohner waren gewohnt, von einem Markttage zum andern zu leben. Aus der nächsten Umgebung, wo bedeutende Viehzucht getrieben wurde, wäre eine hinreichende Verproviantirung leicht zu bewerkstelligen gewesen. Ueberdies war bekannt, daß von den bedeutenden Lieferungen, welche im vergangenen Winter zu Verpflegung erwarteter russischer Truppen hatten geleistet werden müssen, in Treptow, Cammin und Wollin, noch beträchtliche Getreidevorräthe in den Magazinen lagen. Sie waren leicht nach Kolberg abzuführen und fielen außerdem dem Feinde als eine willkommene Beute in die Hand. Das kümmerte den alten Obristen aber wiederum gar nicht; es lag ja wieder außerhalb der Festung und somit außer dem Bereiche seiner Wirksamkeit. Nettelbeck war als Bürgerrepräsentant von Haus zu Haus gegangen und hatte alle Vorräthe aufgezeichnet; er hatte sich unter dem Vorwande, Korn und Schlachtvieh aufkaufen zu wollen, was sein Gewerbe mit sich brachte, auf die nächstgelegenen Dörfer begeben und gleichfalls ein Verzeichniß von ihren Vorräthen aufgenommen. Er eilte damit zu dem Obristen, legte ihm seine Papiere vor und drang in ihn, diese Vorräthe in die Festung schaffen zu lassen. „Pah, pah!“ antwortete er, „die Bürgerschaft macht sich meinetwegen gar zu große Sorgen;“ und seine

Haushälterin versicherte, „es sei gar nicht nöthig, daß sich noch Jemand um die Eß- und Trinkwaaren bekümmerte. Der Herr Obrist verständen das am Besten!“ Er wollte die Verzeichnisse gar nicht ansehen, und traurig machte sich der brave Nettelbeck damit auf den Heimweg.

So standen die Sachen in der Festung, als Schill in ihr erschien. Er hörte die Klagen der Einwohner: denn die ganze gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich um diesen Punkt. Er kam mit Nettelbeck zusammen, und beide Männer theilten sich ihren Jammer, ihre Hoffnungen und Entschlüsse mit. Sobald er ausgehen konnte, besuchte er an Nettelbeck's Seite den Platz und seine Umgebung. Was er hörte und sah, bestimmte den thatendurstigen Mann, hier zu bleiben, wo ein sachverständiger Mann und augenblickliche Hülfe noth thaten, und hier entwickelte sich sein bisher verborgenes militärisches Talent auf die rascheste und glänzendste Weise.

Bei der ersten Ansicht der Festung erkannte Schill, daß ihre Erhaltung unter den gegebenen Verhältnissen hauptsächlich von der Behauptung des Hafens abhänge: denn so allein konnte die Verbindung mit Preußen und dessen Verbündeten erhalten und Hülfe aller Art, Verstärkung und Proviant, in den Platz gebracht werden. Der Schlüssel des Hafens aber war „die Maikuhle,“ ein Lustwäldchen, welches sich links von der Persante-Mündung eine Viertel Meile an der See hinzog. Es war bis zu diesem Augenblicke gar nichts geschehen, diesen wichtigen Punkt durch Verschanzungen zu schützen. Die beiden Männer, Nettelbeck und Schill, hatten keine Geldmittel und keine Streitkräfte, die nothwendigen Werke zu schaffen, zu besetzen und zu behaupten: dennoch schritten sie ohne Verzug an's Werk. Schill fühlte eine Armee in seiner begeisterten Brust und hoffte, was in ihm lebte, auch außer sich darstellen zu können. Stündlich strömten Zersprengte oder Selbstranzionirte von der bei Jena geschlagenen Armee in die Stadt; sie konnten zur Vertheidigung derselben verwendet werden. Nettelbeck unternahm die Schanzarbeiten bei der Maikuhle auf seine

Kosten. Was er von Taglöhnern habhaft werden konnte, mußte Tag und Nacht arbeiten; Schill hatte den Plan der Befestigung entworfen. Kein Mensch in der Festung fragte oder kümmerte sich darum, was sie draußen schafften; Schill mußte später auch für die Besatzung sorgen.

Am siebenten Tage nach seiner Ankunft, erst halb nur genesen, stellte sich Schill dem Festungs-Kommandanten vor und trug ihm seine Dienste an, auf dem Wall, oder wo er ihn brauchen wolle. Als Kavallerie-Offizier indessen, machte er ihm bemerklich, würde er sich wohl am Besten außerhalb der Festung zu Entsendungen und Streifereien eignen. Der Obrist war gerade bei guter Laune und sah das ein. Er stellte sechs Mann unter seine Befehle, welche aus einem Kürassir- und Dragoner-Depot genommen waren. Nun wagte Schill mit einem Plane hervorzutreten, jene älteren Magazine in Treptow, Cammin und Wollin nach der Festung zu schaffen, ehe sich der Feind ihrer bemächtigte. Der alte Obrist wollte die Ausführung noch einige Tage aufschieben. „Nur von einem Ausmarsch in dieser Stunde ist ein Erfolg zu erwarten,“ entgegnete der blasse junge Mann. Der Kommandant gab ihm die Erlaubniß dazu.

An demselben Tage, am 10. Nov. 1806. um 7 Uhr Abends ritt er in Treptow ein und erfuhr, daß für den nächsten Tag ein Trupp Franzosen angesagt war, welcher das Magazin abholen sollte. Auf der Stelle mußten Fuhren aufgeboten werden und die nicht unbeträchtlichen Vorräthe nach Kolberg schaffen. Um von dem nahen Feinde daran nicht verhindert zu werden, schickte Schill eine Patrouille von zwei Mann des Wegs, welchen die Franzosen kommen mußten, und ließ überall das Gerücht aussprengen, daß die Russen in Kolberg gelandet wären und die Gegend besetzen würden. Dies that seine Wirkung, und die Franzosen kehrten auf halbem Weg um.

Schill war indessen so erschöpft, daß er selber nicht weiter gehen konnte, die andern Magazine abzuholen: doch besorgten es seine Leute, und alle kamen in die Festung.

Schill hielt es für zweckmäßig, dem durch ihn verbreiteten Gerüchte von der Landung der Russen längeren Bestand zu geben. Zu diesem Zwecke mußten immer weitere Streifzüge unternommen werden; man konnte sich durch sie zugleich bestimmtere Kunde von der Stellung und den Absichten des Feindes verschaffen, dessen Erscheinung vor Kolberg jeden Augenblick gefürchtet wurde. Er erbat sich von Loucadou hierzu eine Verstärkung seines Kommandos auf 30 Mann. Dieser bewilligte sie ihm: doch in dem Augenblicke, als Schill ausrücken wollte, erhielt er Gegenbefehl, weil es in der Festung an Mannschaft fehle.

Die Befürchtungen der Kolberger, daß der Feind jetzt schon ein ernstliches Unternehmen gegen ihre Stadt vorbereite, schienen sich zu verwirklichen. Es erschien von Stettin aus, aus einer Entfernung von 16 Meilen, ein französischer Parlamentär und forderte den Kommandanten zur Uebergabe auf; zugleich wurde der königliche Domänenbeamte, der unter den Kanonen der Festung in der Altstadt wohnte, nach Stettin gefordert, um der französischen Verwaltung den Huldigungseid zu leisten. Die Franzosen hatten bisher bei allen preußischen Festungen die Erfahrung gemacht, daß fast jeder Aufforderung die unmittelbare Uebergabe gefolgt war und waren dadurch sicher und keck geworden. Sie bekamen hier zwar eine abschlägige Antwort: aber die Bürger konnten sich den Grad des französischen Uebermuthes nicht denken, der eine solche Aufforderung ohne eine anrückende Armee ergehen ließ. Eine große Unruhe entstand daher in der Stadt und in der ganzen Gegend. In letzterer hatte der französische Parlamentär wirklich viele Lieferungen ausgeschrieben, welche der heranziehenden Belagerungsarmee nach Stargard entgegengeschickt werden sollten. In der ganzen Gegend zwischen Stettin und Kolberg befand sich auch in der That kein preußischer Soldat, und so schickten sich die Ortsbehörden wirklich an, die Lieferungen zu stellen.

Nur Schill zweifelte und sah in des Franzosen Aufforderung eine empfindliche Kränkung der vaterländischen

Militärehre. Ernstlich drang er in Loucadou, ihn dem feindlichen Parlamentär nachzuschicken und erhielt endlich mit Mühe sechs Mann. Er rückte vorsichtig aus, fand aber nirgends Anzeichen einer heranziehenden Armee. Er marschirt weiter und weiter und erfuhr endlich, daß sich in Naugard mehrere französische Offiziere aber ohne alle Bedeckung und wie im tiefsten Frieden befänden. Er eilt nach Naugard; die Franzosen waren aber schon nach Massow gegangen. Es waren Streiflinge, welche sich von ihren Truppenkorps, die auf dem Marsche nach Polen begriffen waren, weggeschlichen hatten und in dem unbesetzten Lande gezwungene Steuern für ihre Beutel erhoben. Schill folgte ihnen und überraschte sie Nachts um 2 Uhr in ihren Betten zu Massow; er hob sie ohne Widerstand sieben an der Zahl auf, und brachte sie nach Kolberg.

Auf diesem Streifzuge hatte er übrigens erfahren, daß sich überall noch königliche Montirungs- und Waffenstücke und Dienstpferde befänden, welche von den zersprengten Preußen zurückgelassen, verkauft und verschleudert worden waren. Auf viele Selbstranzionirte war er ferner gestoßen, die von dem glühenden Wunsche beseelt waren, wieder bewaffnet und gegen den Feind geführt zu werden. Schill, der eine große Gabe besaß, die Herzen zu gewinnen, ermunterte sie, sich ihm anzuschließen. Er sendete sie nach Kolberg und versprach, für ihre Bewaffnung zu sorgen.

Die Erfahrungen, welche Schill auf diesen ersten Streifzügen sammelte, ließen in seiner feurigen, thätigen Seele Entwürfe entkeimen, welche sich stufenweise weiter entwickelten, und eine Geistesgröße beurkunden, welche um so bewundernswerther erscheint, je vereinzelter sie in jener trüben Zeit dastand, wo alles fast, Muth und Haltung verloren hatte. Sie fußten auf dem Plane, die Tausende der bei Jena zersprengten Armee, welche in dieser Gegend umherstreiften, zu sammeln, mit den zerstreuten Militäreffekten wieder zu bewaffnen, und dem Feind so innerhalb und außerhalb der Festung Kolberg einen entschlosse-

nen Widerstand entgegen zu setzen. Aber bald knüpften sich hieran viel umfassendere Absichten. Eilig hatten sich die Franzosen der Odermündungen, der Inseln **Userdom** und **Wollin** bemächtigt. Dies lenkte auch **Schill's** Blicke auf die Vortheile, welche der Besitz dieser Inseln für die Erhaltung Kolberg's und für die ganze Kriegsführung in Pommern gewähren mußte. Sie boten, da der Feind über keine Seemacht zu verfügen hatte, eine uneinnehmbare Stellung und lehnten sich an das befreundete Schweden, dem damals Vorderpommern gehörte. Von hieraus konnten die Franzosen, sie mochten gegen **Kolberg** oder **Stralsund** vorrücken, in den Rücken genommen werden; man konnte ihre Stellung in **Stettin** unaufhörlich beunruhigen und durch den Hafen in **Swinemünde** eine sichere Verbindung mit Preußen, Rußland, Schweden und England unterhalten. Von hier aus sollte der kleine Krieg nach allen Seiten hin verbreitet werden, links von der Oder bis zur Elbe hin, rechts von ihr nach Hinterpommern und in die Neumark; er würde die Verbindungen des Feindes gestört, seine Posten, seine Magazine, seine Transporte aufgehoben haben. Aber nicht die wiedervereinigten Trümmer der alten Armée allein sollten den Kern einer neuen Truppenmasse bilden. In allen, vom Feinde noch nicht besetzten Landestheilen, von **Massow** bis **Stolpe**, sollte eine allgemeine Rekrutenaushebung stattfinden. An die Ostsee angelehnt, sollte diese Armee den Besitz jener Oderinseln sichern und den Schweden in Pommern zu gemeinschaftlichen Unternehmungen die Hand bieten. Dann hätte sich Marschall **Mortier** mit seinen geringen Streitkräften nicht vor **Stralsund** halten, und die Thätigkeit der Schweden lähmen können. In den Monaten November und Dezember wäre es vielleicht sogar möglich gewesen, das Korps des Marschalls zu vernichten; denn da war es noch von sehr untergeordneter Bedeutung. Noch wichtiger konnte die Benützung des Zeitpunktes unmittelbar nach der Schlacht bei **Eylau** (8. Februar 1807) werden. **Napoleon** hatte ungeheure Verluste zu ersetzen und zog alle, anderswo entbehrliche Trup-

penabtheilungen an sich. Die Marken, Westphalen, Hessen, und alle hinter ihnen liegende Landstriche waren unbewacht, und überall schlugen die Herzen damals schon für die Befreiung des Vaterlandes von der französischen Herrschaft. Es bedurfte einer hineingeworfenen kleinen Truppenabtheilung, und sie erhoben sich und schlossen sich an. Es waren Schill aus jenen deutschen Landestheilen wirklich Aufforderungen zugekommen, jenseits der Oder zu erscheinen und den Funken der Kampfeslust zur Flamme anzufachen. Ein Aufgebot in Masse hätte hier erfolgen, der Volkskrieg erklärt und in Ausführung gebracht werden müssen. Wäre der Landsturm auch nur mit Piken und Sensen bewaffnet gewesen; von einer zahlreichen leichten Reiterei unterstützt (und die zu schaffen, verstand Schill, das hat er bewiesen), mit einigen Geschützen versehen, hätte er eine achtunggebietende, bedenkliche Haltung gewonnen. Während des ganzen Winters waren die Verstärkungen aus dem inneren Frankreich noch weit zurück, sie langten theilweise erst Ende Januars und noch später, in den Odergegenden an. Bis dahin hätten die von Schill beabsichtigten Aushebungen und Bewaffnung des Landes gar kein Hinderniß erfahren und konnte vollendet sein. Man hätte die Hülfsmittel dieser Gegenden zur eigenen Bewaffnung erschöpfen müssen; denn später nützte sie der Feind zu der seinigen. Alle bis dahin in derselben zerstreute kleine Abtheilungen desselben mußten angegriffen und vernichtet werden. Statt der herrschenden Niedergeschlagenheit wäre Hoffnung und Selbstvertrauen zurückgekehrt, und der Bürger und der Landmann hätten freiwillig und freudig zu ihrem eigenen Schutz dargebracht, was ihnen die Franzosen später mit Gewalt nahmen. Ein Heer konnte in den Wintermonaten geschaffen werden, welches den später anrückenden Feind erdrückt hätte; welches sich vielleicht der Oderfestungen selbst wieder bemächtiget hätte, die so schmachvoll verloren gegangen waren, denn in ihrem Inneren selbst waren Bürger bereit, mit dem anrückenden Landsturme gemeinschaftliche Sache zu machen, und Schill war auch hiervon unterrichtet: ein

Heer konnte geschaffen werden, welches dem nach Rußland gewendeten Welteroberer in den Rücken geführt werden konnte, und dem Kriege vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben, von Preußen, von ganz Deutschland sechs Jahre der Schande und der tiefsten Entwürdigung ferne gehalten hätte. Das waren die Entwürfe des bisher ungekannten Unterlieutenants von Schill.

Und wie haben seine Zeitgenossen, seine Vorgesetzten, die Männer vom Fache, welche die ernste Verpflichtung hatten, den durch sie zu Grabe getragenen preußischen Kriegsruhm wieder zu erwecken, diese Pläne des jungen Offiziers gewürdiget? Eingerostet, eingefroren war in Preußen Alles noch in der alten Soldatenwirthschaft, die doch vor dem neuen Kriegssterne zerronnen war, wie eine Schneeflocke vor der Sonne. Ein Obrist von Loucadou, welcher der Einzige war, dem Schill seine Pläne vorlegen konnte und mußte; aber später auch andere höher gestellte Militärpersonen: sie haben sie kopfschüttelnd für hochfliegende, unausführbare, excentrische Träume gehalten. Man unterstützte ihn in der Ausführung nicht nur gar nicht; man hemmte und hinderte ihn überall auf die unverantwortlichste Weise. Und doch war, was er wollte, nichts anderes, als wodurch sich die Spanier zwei Jahre später unsterblichen Ruhm erworben; nichts anders, als wozu man sechs Jahre später in Deutschland selbst seine letzte Zuflucht nahm! — Doch die Geschichte soll nicht nach dem Erfolge richten, sondern nach dem Willen. Nicht Schill trägt die Schuld, daß von seinen gewaltigen Plänen verhältnißmäßig so wenig zur Ausführung kam. Er hat muthig und unermüdet mit den ungünstigsten Verhältnissen gerungen, und groß, wie seine Entwürfe, war auch seine Thatkraft, sein Muth, seine Ausdauer. Er ist endlich ein blutiges Opfer seines Strebens geworden, und hat den Tadel der klügelnden und feigen Thatlosigkeit mit ni das Grab genommen. Aber sein Volk hat den Braven nie verkannt, und von der dankbaren Erinnerung des Vaterlandes getragen, geht sein Name rein und fleckenlos auf die Nachwelt über. Wir wollen ihm fol-

gen bis an das Ende seiner mühseligen Laufbahn, denn er verdient es.

Nachdem Schill von seinem zweiten Streifzuge mit seinen sieben gefangenen französischen Offizieren nach Kolberg zurückgekehrt war; legte er dem Kommandanten von Laucadou seine Welt von Entwürfen in den Hauptumrissen vor und bat ihn um Genehmigung und Unterstützung. Er fand eine frostige Aufnahme, und nicht einmal die Erlaubniß erhielt er, für den Dienst der Festung aus den täglich herbeiströmenden Selbstranzionirten Fußvolk und nöthige Reiterei zu bilden. Man habe hierzu keinen Befehl und könne ohne des Königs ausdrückliche Bewilligung nichts thun, hieß es. Ueberdies fehle es an Geld, an Waffen, an Montirungsstücken; an Allem eben, vorzüglich an gutem Willen und Verstand. Aber Schill's feuriger Eifer war nicht so leicht abzukühlen. Er dachte nun daran, sich einen Werbe- und Waffenplatz außerhalb der Festung aufzuschlagen. Eine genauere Kenntniß von der Stärke der französischen Streitkräfte in Stettin war ihm wünschenswerth, und er ergriff daher eine Gelegenheit, sich als Parlamentär nach Stettin schicken zu lassen. Hier aber wurde er, weil man ihm nicht traute, über 14 Tage gefangen gehalten. Als man ihn entließ, nahm er auf dem Heimwege die Amtskassen in Naugard und Greifenberg in Beschlag, damit sie den Franzosen nicht in die Hände fielen, und lieferte sie in der Festung ab.

Er hatte sich einen kleinen Trupp von 25 Reitern gebildet. Sie hatten schlechte Pferde, meist ohne Sattel und Decken, einen Strick statt des Zaumes, statt der Degenkuppel eine Schnur und fast gar keine Feuerwaffen: aber der Muth ihres Führers begeisterte sie, und sie leisteten Außerordentliches. Mit dieser Reiterei machte Schill einen nächtlichen Ueberfall auf einen sechsmal stärkeren Feind, welcher eine sehr vortheilhafte Stellung in Gülzow hatte; er sprengte ihn auseinander, nahm ihn theilweise gefangen, erbeutete das Gepäck der Offiziere und 1000 Thaler, welche die Franzosen vom Amte erhoben hatten. Der Feind und die Vaterlandsfreunde wurden

auf ihn aufmerksam, und der alte Obrist, welcher zum Dienste der Festung wirklich fast gar keine Reiterei hatte, gab ihm nun die förmliche Erlaubniß, eine Schwadron Reiter zu organisiren. Augenblicklich standen 100 im Felde; denn sein Ruf lockte die tapfersten herbei. Loucadou befahl ihm nun, mit einem Theile derselben als stehendes Kommando Greifenberg zu besetzen.

Schill war dieser Auftrag, wie der Ort selber, sehr gelegen. Bis zur Oder hin war das Land von Waldungen durchzogen und daher für den kleinen Krieg geeignet. Nahe an der Oder lag der Flecken Stepenitz, von woaus die Verbindungen der Franzosen zwischen Stettin und den beiden Oderinseln unterbrochen werden konnte. Deckte Eis den Strom, so konnte er in den Rücken des Feindes rücken; er bereitete einen Zug auf Pasewalk und Prenzlow vor. Hierzu aber bedurfte er der Unterstützung von Schützen und Jägern, und er schritt daher zur Errichtung einer Abtheilung leichter Fußtruppen. Tapfere Forstmänner eilten unter seine Fahne und er verwendete einen Theil seines kleinen Vermögens auf diese Ausrüstung. Von nun an war jeder Tag durch kühne Streifereien bezeichnet, die Pferde, Waffen, Heergeräthe aller Art einbrachten; königliche Kassen abführten; die Posten des Feindes aufhoben und seine Verbindungen nach allen Richtungen hin störten. Nirgends traten die Franzosen seinen Neckereien mit Nachdruck entgegen, ein sicherer Beweis, wie gering damals noch ihre Streitkräfte an der unteren Oder waren. Unermüdlich war Schill überall selbst thätig, und immer noch litt er an seinen Kopfwunden. Nun fanden sich ein Paar Männer bei ihm ein, welche ihm in der Ausführnng seiner Plane behülflich waren. Es waren die Lieutenants von Petersdorf und von Blankenburg, welche von der anderen Oderseite herkamen und sich durch die französische Vorpostenlinie durchgeschlichen hatten. Ihnen theilte Schill seinen Plan mit, ganz Pommern wehrhaft zu machen, und freudig gelobten sie ihm treue Hülfe.

Blankenburg hatte in Usedom und Wollin alte

Verbindungen, und da Schill wußte, daß sich dort noch viele nutzbare Gegenstände für die Ausrüstung seiner Truppen fanden, so entsendete er ihn mit acht Mann zu Fuß, welche dort zu Hause waren. Blankenburg setzte mit ihnen nach Wollin über und nahm die französische Besatzung von Swinemünde gefangen, welche aus 22 Mann und einem Offizier bestand; er brachte sie nach Kolberg. Auch Petersdorf war nach Kolberg gegangen, um von dem Kommandanten die Erlaubniß zu einem Ueberfalle auf Stargard zu holen, daselbst den französischen Intendanten von Hinterpommern mit seinen erpreßten beträchtlichen Kontributionen aufzuheben. Loucadou aber behielt beide Offiziere in der Festung zurück und gab ihnen andere Beschäftigung. Schill selber wurde mit seinem Korps von Greifenberg zurückgerufen; man steckte seine Infanterie unter andere Bataillone unter; seine Kavallerie mußte den Dienst in der Festung versehen. Loucadou meinte, Schill's noch nicht geheilte Wunden bedürften einer sorgsameren Pflege; der Hohn sprach aus seinem Munde, und der Neid über Schill's wachsenden Ruhm aus seiner Seele.

Nach dreiwöchentlicher Unthätigkeit entsendete man Schill zwar wieder nach Greifenberg, aber nur um in seiner Abwesenheit und ohne seine Mitwirkung auszuführen, worauf er so oft gedrungen hatte. Man unternahm von Kolberg aus einen Ueberfall auf Wollin, der ungeschickt geleitet wurde und gänzlich mißlang; Schill's Reiterei wurde dabei fast ganz aufgeopfert. Er mußte sie unter den größten Anstrengungen von Neuem bilden und that es mit unverdrossenem Muthe.

Sein Name wirkte in immer weiterem Kreise anregend in der ganzen Gegend; er ermunterte gleichgesinnte Männer zur Nacheiferung. Am linken Oderufer hatte sich eine Menge Zersprengter eingefunden, welche einen Weg über die Oder und durch die französischen Vorposten suchten. Es fanden sich Männer, welche sie in Abtheilungen von 30—60 Köpfen sammelten und überführten. Besonders thätig war ein Forstmeister zu Stepenitz, Namens

Otto; er hatte mehrere tüchtige Männer jener Gegend, Schiffer, Jäger und andere vereinigt, und sie sorgten für das Uebersetzen der Mannschaft und für ihr Fortkommen in der Richtung nach Kolberg. Otto's Bemühungen wurden den Franzosen endlich verrathen und sie waren im Begriffe, ihn aufzuheben. Er wurde jedoch zeitig gewarnt, erließ eine Aufforderung an seine untergebenen Forstbedienten, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen, und eilte zu Schill, der ihm sogleich die Errichtung einer Jägerkompagnie übertrug.

In Greifenberg war dieser wieder unablässig thätig, seine Leute dem Feinde in allen Richtungen entgegenzusenden, und die Kühnheit des Führers war über seine ganze Umgebung ausgegossen. Seine äußersten Vorposten waren von Greifenberg bis an die Oder vorgeschoben. Hier erfuhr eine Patrouille von drei Mann unter einem Oberjäger, daß eine Abtheilung baden'scher Truppen bei Gansorin landen werde, um auf Stepenitz zu marschiren. Augenblicklich postiren sich die vier muthigen Jäger hinter die Zäune des Dorfs und empfangen den gelandeten Feind mit wohlgezielten Kugeln, die sogleich einige Badenser niederstrecken und den Offizier verwunden. Der Feind dringt mit dem Bajonett auf sie ein, geräth aber in einen vorliegenden Morast und kann nicht weiter. Die Schill'schen Jäger setzen ihr Feuer fort, und da eine andere Patrouille der Ihrigen ihnen zu Hülfe kömmt, und Kugeln in den Rücken des Feindes einschlagen, ergeben sich 30 Mann und ein Offizier den vier Jägern zu Gefangenen.

Der Forstmeister Otto erbeutete zwei von Swinemünde nach Stettin bestimmte Schiffe, welche durch widrige Winde bei Stepenitz aufgehalten wurden. Ihre Ladung bestand aus 9 Stücken Geschütz und einem bedeutenden Vorrathe von Wein, Reis und Taback. Drei Geschützstücke ließ Schill zu reitenden Artilleriestücken einrichten; die übrigen nebst den Mundvorräthen wurden nach Kolberg geliefert.

Auf der Hauptstraße von Stettin nach Polen reisten

häufig französische Generale hin und her. Schill entsendete nach dieser Richtung drei vorsichtige Leute mit einem Unteroffizier, welcher Lust bezeugt hatte, einen dieser Generale aufzufangen. Die vier Parteigänger trafen in Arenswalde zugleich mit dem französischen General Victor ein, dem späteren Marschall und Kriegsminister, Herzog von Belluno, welcher diese Straße in der größten Sicherheit reiste; denn der ganze Landstrich war von französischen Truppen besetzt. Die Schill'schen Krieger überfielen ihn früh Morgens in seinem Quartier in der größten Stille. Der General hatte nicht Zeit, sich zur Gegenwehr zu setzen und flüchtete durch die Hinterthüre des Hauses über mehrere Gartenzäune in das Häuschen einer armen Frau, wo er sich in einer Kartoffelgrube verbarg. Aber die Verfolger ergriffen ihn auch hier und zogen ihn hervor; auf Umwegen führten sie ihre Beute glücklich nach Kolberg, und Bestürzung ergriff die Franzosen über das unerklärliche Verschwinden ihres Generals. Von Kolberg wurde dieser nach Danzig gebracht, und erst später gegen den General Blücher ausgewechselt, welcher durch die Kapitulation von Lübeck in französische Gewalt gerathen war.

So breiteten sich Schill's Streifabtheilungen von Stepenitz an der Oder in einem weiten Halbkreise über Stargard, Arenswalde, Märkisch-Friedland bis Neu-Stettin aus und machten einen bedeutenden Landstrich dem Feinde streitig. Kein Kourir der großen Armee durfte sich hier ohne Gefahr blicken lassen, und die Verpflegungsmittel des Landes standen zu Schill's Verfügung. Die Bewohner kamen ihm meist bereitwillig entgegen.

Bisher hatte Schill auf eigene Hand hin gehandelt, ohne Auftrag, ohne alle Unterstützung von Oben; seine nächsten Vorgesetzten waren ihm sogar überall hindernd in den Weg getreten. Die Stände von Pommern aber erkannten sein Verdienst an und wendeten sich an den König um eine höhere Bevollmächtigung für ihn, daß er nicht ganz mehr der Willkür des schwachsinnigen Kom-

mandanten von Kolberg hingegeben war. Am 22. Jan. 1807 erschien auf diese Bitte ein günstiger Bescheid. Er war vom 12. Jan. datirt und übertrug dem Lieutenant von Schill die Errichtung und Führung eines leichten Truppenkorps in der Provinz Pommern. Er sollte damit nach seinem Ermessen und in Uebereinstimmung mit dem Gouvernement von Kolberg zur Deckung des Landes handeln. Er konnte sich nun freier bewegen, aber eine kostbare Zeit war unwiederbringlich verloren. Was im November hätte geschaffen werden können, war jetzt nicht mehr nachzuholen. Die französischen Verstärkungen rückten näher und näher, und ein ernstlicher Angriff auf Kolberg war vorbereitet. Aber die Erwartungen des Landes waren auf Schill gerichtet, und er ließ nichts unversucht, ihnen zu entsprechen.

In Greifenberg begann er, mit Petersdorf vereint, die Organisation seines Korps. Es sollte aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehen, damit er in seinen Unternehmungen nicht mehr fremde Hülfe anrufen mußte. Freilich fehlte es zu seiner Errichtung an Allem, nur nicht an Menschen. Die strömten kampflustig herbei, sobald sein Ruf nach ihnen ertönte. Aber die gehörige Bewaffnung mangelte; die Waffen mußten dem Feinde erst abgenommen werden. Das ging aber langsam, und die gemachte Beute entsprach dem Bedürfnisse nicht. Schill entsendete daher einen Abgeordneten an die Schweden in Stralsund, denen die Bildung einer neuen Streitmacht in ihrer Nähe wünschenswerth und vortheilhaft sein mußte; er bat sie um Waffen für sich und für die Festung. Sein Gesandter, der am 6. Febr. von Stralsund zurückkehrte, brachte von dort auch wirklich 2000 schwedische Gewehre als Geschenk für das Freikorps mit, und Ende Februar langten eben daher 7 Stücke schwedisches Geschütz in Kolberg an. Aber die schwedischen Gewehre bedurften alle einer Ausbesserung, und für den Augenblick war Schill allein auf seine Mittel gewiesen. Er ließ überall nach den auf der Flucht von Jena verschleuderten Dienstgewehren suchen, sie weg=

nehmen und Gewehre und Waffen aller Art aufkaufen. Am 4. Febr. erließ er von Greifenberg aus einen Aufruf an alle Behörden, Gutsbesitzer und Schulzen der Provinz, ihn mit allen vorhandenen Waffen zu unterstützen. „Wir alle," schließt dieser Aufruf, „dienen Einem Könige, streben nach Einem Zwecke! Wir alle sind Brüder. — Brüder, leiht mir eure Waffen! Mein und der Meinigen Arm wird für euch streiten!" Der Aufruf hatte Erfolg. Es wurden eine Menge Waffen zusammengebracht, aber ungleich an Form und Beschaffenheit, und viele zum Kriegsgebrauche wenig geeignet. Den Gewehren fehlten die Bajonette und eisernen Ladstöcke; die hölzernen zerbrachen jeden Augenblick. Aber auch die Zahl der vorhandenen Gewehre reichte nicht aus. Daher wurden in Greifenberg Piken geschmiedet, und später lieferte das Zeughaus zu Kolberg eine Partie Piken und Sensen mit morschen, wurmstichigen Stielen, welche aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges da aufgespeichert lagen.

Die Bekleidung der Truppen machte eben so große Schwierigkeiten. Geld war wenig vorhanden, aber eben so wenig Tuch und Leder, wenn man auch hätte kaufen können und wollen. Diese Stoffe mußten dem Feinde abgenommen und aus weiter Ferne herbeigeschafft werden; alle Handwerker in den Städten längs der Rega, an welcher Greifenberg liegt, mußten Tag und Nacht arbeiten. Viele Bürger nahmen sich der Sache eifrig an und thaten, was in ihrem Vermögen stand.

Schill war die Seele aller Arbeiten, und Petersdorf theilte die Last. Doch schlossen sich diesen beiden Männern tüchtige Genossen an. Der Lieutenant von Gruben, ein gewandter Infanterieoffizier, übernahm die Bildung eines Bataillons Fußvolk. Es wurde größtentheils aus schon gedienter Mannschaft zusammengesetzt und war daher unter wackeren Unteroffizieren sehr bald in brauchbarem Zustande. Der Kapitain von Arenstorf errichtete ein zweites Bataillon Infanterie. Eben so tüchtige Kavallerieoffiziere, die Lieutenants v. Dieczelsky, v. Brünnow, v. d. Kettenburg, v. Lützow,

v. Webell und v. Elderhorst übernahmen die Errichtung von vier Schwadronen Reiterei, Husaren und Dragoner. Die Bildung einer Jägerkompagnie hatte, wie schon angeführt, der Forstmeister Otto übernommen und eine treffliche zusammengebracht: denn sie bestand aus lauter, der Gegend kundigen Leuten, die mit Gewehr und Wald umzugehen verstanden, aus Jägern, Holzwärtern u. s. w. Die Ausrüstung der Artillerie endlich hatte der Lieutenant Fabe übernommen, ein Mann, der mit den ärmlichsten Mitteln das Außerordentlichste leistete.

Es hatten sich unter Gemeinen und Offizieren die trefflichsten, muthigsten Leute zusammengefunden, und Ein Geist belebte sie. Dieser Geist war es, der durch sie Großes wirkte, und der Feind fühlte und fürchtete ihn. Der Form nach würde sie nach der hergebrachten Ansicht Niemand für Soldaten gehalten haben. Durch ihren Geist mußten die so oft für unentbehrlich gehaltenen Formen ersetzt werden. Wer von ihnen in dem strengen Winter Norddeutschlands mit einem Mantel bekleidet war, (und das waren die Wenigsten) hatte darunter sicher keinen Rock und kein Kamisol an; wem der Mantel fehlte, der zog in einem schlechten Bauernkittel zu Felde. Statt des Tschakos trugen sie Pelz- und Schlafmützen von allen Formen und Farben, oder Hüte, deren zerrissene Krempen die Wangen und Schultern peitschten. Schuhe waren Anfangs ein seltner Artikel; und wo Schuhe oder Stiefel vorhanden waren, fehlten meist die Sohlen. Später nahmen sie den Franzosen einen beträchtlichen Vorrath ab, und die Infanterie wenigstens konnte damit bekleidet werden. Tornister und Patrontaschen kannten sie nicht. Jeder trug seine Habseligkeiten in den Rocktaschen oder in einem zusammengeschnürten Bündel auf dem Rücken; die Patronen aber in dem aufgeschnittenen Unterfutter oder in einem umgebundenen Körbchen. Die Reiterei gewährte einem alten Paradeoffizier einen eben so abschreckenden Anblick. Die Pferde waren schlecht und abgetrieben. Man ritt auf allen Arten von Sätteln, und die meisten hatten einen Strick nur statt des Zaumes. Alle Uniformen

des Heeres fanden sich in ihr zusammengestellt. Sie führten alte verrostete Säbel oder Hirschfänger und eine Pistole, welche an einer Schnur über der Schulter hing. Mit einer Schwadron solcher Husaren griff der Lieutenant Brünnow schon am 17. Febr. den Feind an und zersprengte ihn. Seine Schwadron bestand aus 110 Landpferden, von denen nur 30 gesattelt waren; 45 Mann allein waren mit Säbeln bewaffnet; die übrigen hatten sich mit Piken oder Prügeln versehen. Das Geschützwesen war in wo möglich noch schlechterer Verfassung: denn Kolberg selber war schlecht damit versehen. Sie hatten fünf schlechte eiserne Kanonen, mit eben so schlechter Bespannung; auch fehlte es an Artilleristen.

In diesen bunten Schaaren aber, unter Mangel und Entbehrungen jeder Art, wußten die Führer die wahre Kriegerehre zu erwecken, welche nie und nimmermehr unter dem Korporalstock emporwächst; und ein Herz für ihr Land und für ihr Volk schlug unter dem mißfarbigen Kittel. Lieutenant von Gruben schaffte gleich von Anfang an alle bisher gebräuchlichen Militärstrafen ab. Ein unzufriedener Blick des Vorgesetzten strafte kleinere Vergehen, Arrest die größeren; entehrende Handlungen hatten die schimpfliche Wegweisung von dem Korps zu Folge. Zu ihnen gehörte der Diebstahl und die Feigheit vor dem Feinde. Wer sein Gewehr vor dem Feinde wegwarf, ward seiner Uniform entkleidet, mit einer Schürze und Weibermütze angethan und mit einem Spinnrade vor die Fronte des Korps gesetzt. Nachdem er eine Zeitlang den Faden gedreht, erhielt er eine Tracht Schläge und ward fortgejagt. Diese Strafe war so furchtbar, daß sie nur zweimal angewendet zu werden brauchte, und auch sie hatte Schill nur geschaffen, um der blutigen Selbsthülfe seiner Leute vorzubeugen: denn es waren Fälle vorgekommen, wo sie Feiglinge auf der Stelle selbst erschossen hatten.

Belohnungen waren gleicherweise selten: denn sie waren meist alle tapfer und brav. Sie wurden nur ertheilt unter Zustimmung der Waffengefährten. Sie bestanden

in feierlicher Verleihung von Ehrenmedaillen mit der Zusicherung zukünftiger Versorgung in Friedenszeit.

„In Ermangelung der Kriegsartikel" des preußischen Heeres hatte von Gruben eine eigene Instruktion für das Freikorps entworfen, welche den Verhältnissen desselben angemessener waren, als jene. Der Soldat wurde durch sie auf eine höhere geistige Stufe gestellt, und mit Selbstgefühl seiner Manneswürde leistete Jeder auf ihre Vorschriften den Schwur in einer einfachen Eidesformel: „Ich gelobe, dies Alles treu zu erfüllen und will mich bestreben, gut, brav und meinem Könige treu zu sein."

Diese Dienstinstruktion für das Schill'sche Korps ist bei der späteren Reorganisation der preußischen Armee ihrem wesentlichen Inhalte nach Grundlage der neuen Gesetzgebung für dieselbe geworden.

In kaum vierzehn Tagen war die neue Streitmacht schlagfertig und fiel, bis sie genöthigt war, sich unter die Kanonen von Kolberg zurückzuziehen, der Festung und ihren Vertheidigungsmitteln nicht einmal mit ihrer Löhnung zur Last; sie führte dieser sogar beträchtliche erbeutete Geldsummen und Kriegsvorräthe zu. Greifenberg selbst war, so gut es ging befestigt worden, da Schill auf einen Angriff der Franzosen gefaßt sein mußte.

Der Feind zog seine Streitkräfte auch wirklich enger und enger zusammen, um Kolberg einzuschließen und ernstlich anzugreifen, und Schill beschloß, sich nicht auf die Vertheidigung zu beschränken, sondern die noch getrennten Abtheilungen desselben selbst anzugreifen. Am 1. Februar rückte er mit etwas über 200 Mann und zwei Geschützen kühn gegen Massow an, das von 1600 Franzosen mit drei Kanonen besetzt war, lieferte ihnen ein zweistündiges Gefecht in offenem Felde und zog sich ohne allen Verlust zurück, nachdem er den Feind zum Weichen gebracht hatte. Der französische General behauptete in seinem Berichte nach Stettin, von 7000 Preussen angegriffen worden zu sein.

Abermals lag Schill dem Gouvernement von Kolberg an, jetzt da es noch Zeit sei, in dem Landstrich von Mas-

fow bis Stolze hin eine Rekrutenaushebung vornehmen zu lassen, diese neuen Soldaten in der Festung zu verwenden, und durch die gedienten Soldaten der Besatzung sein Korps zu verstärken, um dem Vordringen des Feindes kräftiger zu wehren. Aber man achtete auf seine Vorschläge nicht. Es fehle an Waffenvorräthen, war die Antwort. Unterdeß machten seine braven Leute, denen es wirklich zum Theil an Waffen fehlte, dessenungeachtet Streifzüge nach allen Richtungen hin und erbeuteten unter andern einen französischen Kapitain mit 16 Gensdarmen zu Pferd, 600 Ellen Tuch, 545 Paar Schuhe und mehrere gefüllte Kassen.

Zwei wichtigere Unternehmungen jedoch, welche zu gleicher Zeit ausgeführt werden sollten, schlugen ihm fehl, weil er dabei auf das tragbare Eis der Oder rechnen mußte und leider Thauwetter einfiel. Er selbst hatte Wollin überfallen und nehmen wollen; zugleich einen tüchtigen Freiwilligen Fischer mit 60 Mann über die Oder entsendet, um in Pasewalk 700 französische Remontepferde aufzuheben, und weiter südlich in Prenzlow 600,000 Thaler baares Geld, welche sich im Hause des französischen Gouverneurs der Uckermark befanden. Mit Lebensgefahr war Fischer über die dünne Eisdecke der Oder gegangen und eine Viertel Meile von Pasewalk angelangt, als förmliches Regenwetter ihn zu raschem Umkehren nöthigte. Er mußte die nahe Beute im Stiche lassen; von den Pferden hätte er kein einziges über den aufgehenden Strom gebracht und wäre mit seiner ganzen Mannschaft höchstwahrscheinlich verloren gewesen. Auf dem Rückwege begegnete er 200 feindlichen Reitern und zersprengte sie.

Diese mißlungenen Versuche waren das Vorspiel eines größeren Unglücksfalles, welches das, immer nur nothdürftig bewaffnete, und von der Festung gänzlich im Stiche gelassene Korps traf. Schill wollte sich außer Greifenberg noch einen zweiten festen Waffenplatz verschaffen, welcher den feindlichen Linien näher lag, und hatte sich das Städtchen Naugard dazu ausersehen. Es befand sich hier nordöstlich bei der Stadt ein altes Schloß der Grafen

von Eberstein, das s. g. Amt, welches eine natürlich feste Lage zwischen Seen und Morästen hatte; auch waren noch hohe Erdwälle, die Reste früherer Befestigung, vorhanden. Der Lieutenant Fabe erhielt den Auftrag, dieses Amt zu befestigen; er hatte den Plan, sechs Stücke Geschütz darin aufzupflanzen und es zu einem Fort umzugestalten, vor welchem er den Feind einige Wochen lang aufzuhalten hoffte. Er schritt auch sogleich an's Werk; seine Arbeiten wurden aber oft unterbrochen, da er den Unternehmungen des Korps mit seinem Geschütze folgen mußte. Schill zog bis zum 15. Februar hin seine ganze kleine Macht hier zusammen. Sie bestand aus dem ersten Bataillon seiner Infanterie, welches 400 Mann stark war; aus einer Abtheilung Infanterie von der Kolberger Garnison, 40 Mann stark; aus 2½ Schwadronen Kavallerie, die sich zusammen aber kaum auf 150 Pferden beliefen; drei dreipfündigen Geschützen und einer einpfündigen Amusette. Diese Streitmacht war klein: aber Schill durfte die Begeisterung seiner Leute nicht thatlos einschlummern lassen und beschloß einen kühnen Ueberfall auf Stargard, einen Posten, welcher dem Feinde von großer Wichtigkeit war. Es war ihm überdies durch neuangekommene Ranzionirte die Nachricht zugekommen, daß in der Gegend von Oderberg jenseits der Oder noch 700 ihrer Kameraden einen sicheren Uebergang suchten, durch französische Abtheilungen aus Stargard aber daran verhindert würden. Das war ein hinreichender Grund, Schill zu einem Angriffe zu bestimmen. 6—700 Mann italienischer Truppen lagen in Stargard unter dem General Montmorency; sie waren in mißmuthiger, unkriegerischer Stimmung und hatten kein Geschütz. Sie hatten sich durch Entsendungen an die Oder geschwächt, und am Morgen des 16. Februars um 3 Uhr sollte wieder eine Abtheilung von ihnen gegen den Fluß aufbrechen. Waffen und Munition hoffte Schill außerdem noch in Stargard zu finden.

Am 15. Februar Abends 7 Uhr setzte sich Schill mit seinem Korps in Bewegung; nur 60 Mann ließ er in Naugard zurück, deren Bewaffnung zum Theil so schlecht

war, daß er sie nicht brauchen konnte; sie hatten noch unausgebesserte Gewehre, denen oft das ganze Schloß fehlte. Vor Tagesanbruch wollte er bei Stargard eintreffen. Eine Abtheilung Jäger sollte einen falschen Angriff auf das eine Thor machen, während die Hauptmacht mit Aexten und Hebebäumen das andere sprengte. Die Schützen sollten sich dann in die nächsten Häuser werfen, die Reiterei durch die Straßen sprengen, die Italiener am Zusammenkommen zu verhindern; sein Fußvolk sollte auf dem Marktplatz ein Viereck bilden, und von da aus nöthigen Falls Straße vor Straße erstürmen. Eine Abtheilung Jäger hatte den Befehl, sich jenseits der Ihna in den Wald an der Straße zu werfen, um die Franzosen zu beschäftigen, welche von Stettin etwa zur Hülfe der Ihrigen heranziehen konnten. Das war Schill's Plan, der höchstwahrscheinlich gelungen wäre, wenn ihm nicht Verrath vorangeeilt. Mit seinen Tapferen war ein französischer Kundschafter aus Naugard abgegangen und hatte nach Stargard die Kunde von ihrem Anrücken gebracht. Montmorency hatte daher nicht allein den Abmarsch der an die Oder bestimmten Abtheilung eingestellt; er hatte auch um Mitternacht noch das ganze erste italienische Infanterieregiment, welches bei Pyritz stand, auf Wagen herbeigezogen, und die tapferen Preußen fanden nun eine vorbereitete und sehr überlegene Macht.

Sie hatten in dunkler Nacht, bei schlechtem Wetter und auf grundlosen Wegen 5 Meilen in der größten Stille und Ordnung zurückgelegt, und erschienen mit dem dämmernden Morgen des 16 Februars vor den Thoren von Stargard. Den Vortrab bildete der Lieutenant von Blankenburg mit einer Abtheilung der Kolberger Infanterie; 50 Schritt hinter ihm folgte Gruben mit dem Schill'schen Fußvolk, dann Fabe mit dem Geschütz; die Reiterei schloß den Zug. Mehrere hundert Schritte voran schlich ein erfahrener, muthiger Unteroffizier Heiderich, die Haltung des Feindes zu beobachten. Im Morgennebel erreichte er, von keiner Wache bemerkt, das Stadtthor und sah zu einer kleinen Schießscharte hinein,

deren mehrere in den Thorflügel gehauen waren. Er f
die Schildwache scheinbar sorglos auf ihrem Posten;
der Stadt war alles ruhig. — Aber kaum hatte er
gewandt, um seinem Führer die gute Meldung zu br
gen; so öffnete sich hinter ihm das Thor, und eine Streif
wache von 30 Reitern sprengte hervor, offenbar um den
anrückenden Feind, den sie noch nicht so nahe glaubte,
ihrer Seits zu beobachten; und in der Stadt ertönte das
Wirbeln des Generalmarsches. Die Reiter ritten dem
anrückenden Preußen indeß sorglos entgegen; der Nebel
war dicht und verbarg die Gegner einander. Aber Grä-
ben, der sie kommen hörte, zog im Eingange der Vor-
stadt seine Infanterie quer über die Straße und erwartete
sie im Anschlage. Er ließ sie auf 40 Schritt herankom-
men und empfing sie mit einem Gliederfeuer; sie stoben
zurück. Schill, der den fernen Lärmen in der Stadt
vernahm, und meinte, seine Ankunft sei allein durch das
zufällige Zusammentreffen mit der Streifwache verrathen;
hoffte mit den zurücksprengenden Reitern in die Stadt
dringen zu können, und setzte sich an die Spitze seiner
Kavallerie. Da sich diese aber durch ihr Fußvolk hin-
durch erst Bahn machen mußte, so fand sie das Thor
schon wieder geschlossen.

Wohl mancher Anführer wäre nun von weiteren Ver-
suchen abgestanden und hätte den Rückzug angetreten.
Aber Schill, dem kurz vorher zwei andere Unterneh-
mungen fehlgeschlagen waren, wollte seine Leute nach
einem so beschwerlichen Marsche nicht kleinmüthig zurück-
führen; es schien ihm die Ehre auf dem Spiel zu stehen;
daß er von Naugard aus schon verrathen war, und es
mit einer bedeutenden Uebermacht zu thun hatte, wußte
er noch nicht. Auch mochte er seinem bisherigen Solda-
tenglücke etwas vertrauen. „Kameraden, wollen wir stür-
men?“ wandte er sich an seine Infanterie. „Ja,“ tönte
es einstimmig aus ihren Reihen. „Vorwärts“ komman-
dirten die Offiziere. — Die Vorstadt und zwei Brücken
wurden im Sturmschritte zurückgelegt, und Freiwillige
standen an dem Thore, es zu erbrechen. Als sie aber nach

...=Aexten und Brechstangen riefen, die man zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, waren in der Verwirrung alle, bis auf drei verschwunden. Mit diesen war die Arbeit nicht zu vollführen. Der Feind hatte unterdeß die, dem Thore zunächst gelegenen Häuser besetzt, und eröffnete aus ihnen und durch die Schießscharten des Thores ein heftiges Feuer. Immer noch stand Schill von dem Unternehmen nicht ab. Er ließ seine Artillerie vorrücken, um das Thor durch Kugeln zu zertrümmern. Aber auch das Kanonenfeuer blieb unwirksam: denn die Kugeln waren von zu geringem Kaliber.

Eine ganze Stunde lang hatte die Artillerie in fruchtlosem Gefechte gestanden, da gab Schill den Befehl zum Rückzuge und führte ihn mit Ordnung und Besonnenheit aus, indem sich seine tapferen Schaaren dem verfolgenden Feind mehrere Male entgegensetzten und ihn zurückwarfen. Aber ihr Verlust war bedeutend gewesen. Von den wenigen Offizieren waren mehrere verwundet, unter ihnen Lützow; über 80 Mann waren todt oder verwundet und von seinen 150 Pferden über die Hälfte zu Grunde gegangen.

In der Nacht auf den 17. Februar trafen sie todtmüde wieder in Naugard ein; sie hatten seit 8 Tagen bei dem schlechtesten Wetter beständig im Felde gestanden, in den letzten 24 Stunden einen Marsch von 10 Meilen gemacht und dabei ein mehrstündiges heftiges Gefecht geliefert. Dennoch mußte die Infanterie bis zum Morgen unter dem Gewehre bleiben, und die Kavallerie wurde überall hin auf ferne Vorposten gesendet, sich vor einem möglichen Angriffe zu sichern. Am Morgen des 17. erst durfte sich die Infanterie in Naugard der Ruhe überlassen, und die abgematteten Leute lagen bis über den Mittag hinaus in tiefem Schlafe. Die Offiziere hatten sich Nachmittags alle auf dem schwachbesetzten Amte versammelt, um ihren tapferen Führer zu beglückwünschen; denn es war so eben ein königlicher Befehl eingetroffen, welcher ihn außer der Reihe vom Unterlieutenant zum wirklichen Rittmeister ernannte. Da erscholl gegen zwei

Uhr plötzlich von allen Seiten der Ruf: „der Feind da!" und nahe Gewehrschüsse verkündeten die Wahr[illegible] desselben.

Die Franzosen hatten mit einer starken Truppenabtheilung von Massow aus eine Rekognoszirung vorgenommen, die Ermüdung und tiefe Ruhe des Schill'schen Korps bemerkt, seine Feldwachen aufgehoben und durch eine starke Postenlinie ihrer Tirailleurs verhindert, daß kein Landbewohner in die Stadt gelangen und warnen konnte. Sie hatten die Vorstadt von Naugard ohne Widerstand passirt und waren mit solcher Gewalt in die Stadt selbst eingedrungen, daß sie die Thorwache, welche sich ihnen muthig entgegensetzte, und die kleine Verstärkung, welche Lieutenant von Falkenhayn in der Eile aufgerafft und ihr zugeführt hatte, zum entgegengesetzten Thor hinausgeworfen hatten. Die Ueberrumpelung war so vollständig, daß für einen Augenblick das ganze Freikorps zersprengt war. Schill aber warf sich zu Fuß (denn seine Pferde waren dem Feinde in die Hände gefallen), in das wildeste Getümmel in der Stadt, um von seiner Infanterie nur eine hinreichende Besatzung für das Amt zu sammeln, wo sie noch allein von Nutzen sein konnte; dasselbe versuchte Gruben. Die Stadt befahl er ganz zu räumen und versuchte auch ihre Wiedereroberung nicht, weil er ihre Einäscherung durch die Franzosen fürchtete, welche ihr Eindringen in dieselbe sogleich mit Plünderung und Mißhandlung der Einwohner begonnen hatten; sogar mehrere verwundete Preußen, welche in den nächsten Häusern am Thore untergebracht waren, hatten sie schändlich ermordet. In dem Amte aber behauptete sich Schill mit seiner zusammengerafften Mannschaft und einer einzigen brauchbaren Kanone in verzweifelter Gegenwehr, bis die Nacht hereinbrach. Die Bedienung der Kanone, welche ganz unbedeckt stand, war bis auf einen einzigen tapferen Artilleristen, Namens Marunge, niedergeschossen, der indessen nicht von ihrer Seite wich, und Lieutenant Fabe, Schill selber, Gruben und Petersdorf halfen, sie laden und unterhielten ein mörderisches Kartätschenfeuer auf den an=

[...]ngenden Feind. Schill erhielt gleich Anfangs eine Schußwunde durch den rechten Arm, verließ aber nicht auf einen Augenblick den Kampfplatz.

Die auf dem Amte versammelten Kavallerieoffiziere hatten sich gleich beim Beginne des Kampfes auf ihre Pferde geworfen, um ihre Reiterei aus ihren Kantonirungen herbeizuführen. Sie langten vor Naugard an, als auch Falkenhayn das zersprengte Fußvolk wieder geordnet hatte und zum Angriffe schritt. Die Franzosen traten ihren Rückzug an, und wurden von der Schill'schen Kavallerie verfolgt, zum Theil mit Wuth angegriffen; ja, sie wären auf demselben höchst wahrscheinlich vernichtet worden, wenn sich Schill selbst an die Spitze seiner Reiterei hätte setzen können, was seine Armwunde ihm nicht erlaubte. Da auch Lützow verwundet war, wurde die kampflustige Kavallerie leider von Lieutenant v. Elderhorst kopflos und unentschlossen geführt. — Schill hatte es an diesem Tage mit einem vollständigen französischen Bataillon zu thun, welches von zwei Obristen geführt wurde; er fügte ihm durch seine Vertheidigung und auf ihrem Rückzuge einen bedeutenden Verlust zu, und nahm ihnen einen Major, 5 Offiziere und 85 Gemeine als Gefangene ab. Schill selbst hatte 16 Todte und 37 Verwundete.

Aber es war zu erwarten, daß der Feind am nächsten Morgen mit überlegener Macht wieder erscheinen würde, und den müden Preußen fehlte es an Munition. Von Kolberg allein aus einer Entfernung von 10 Meilen konnten sie frischen Schießbedarf erhalten, und das erforderte mehrere Tage. Aber das feste Amt bei Naugard mußte den Rückzug seines Korps decken, und konnte ein späteres Vorrücken sehr begünstigen. Außerdem war es die einzige Zuflucht vieler Verwundeten, welche man nicht rasch fortbringen konnte; auch einige Vorräthe von Mehl und Kleidungsstücke lagen hier, der einzige Reichthum des Korps, den sie dem Feinde abgenommen hatten. Wurde der Posten nur einige Tage gehalten, so konnte Schill, wenn er von Kolberg aus mit Munition und einigen Kompagnien der Garnison rasch unterstützt wurde, zu sei-

nem Ersatze herbeieilen. Daher erbot sich Lieutenant Fabe, den Posten zu vertheidigen. Er erhielt eine Besatzung von 90 Mann Infanterie mit den besten Gewehren und allem noch vorräthigen Schießbedarf; selbst die Kavallerie mußte ihm ihre Patronen zurücklassen, und in der Stadt wurde alles vorräthige Pulver und Schrot requirirt. In der Nacht noch zog sich Schill mit dem Rest seines Korps nach Greifenberg zurück.

In derselben Nacht bot Lieutenant Fabe Schanzenarbeiter auf, welche bei Laternenschein die Befestigung des Amtes vervollständigen mußten. Bei Tagesanbruch erschien der französische General Teulieu mit 4000 Mann Infanterie, einem Kavallerieregimente und 16 sechs- und zwölfpfündigen Geschützen. Fabe hatte in dem Amte außer den Artilleristen nur 41 Mann, denn die übrigen, welche er während der Nacht in die Stadt gelegt hatte, waren überrascht worden und dem Feinde in die Hände gefallen; es hatte der Mann nur 6 oder 7 Stück Patronen höchstens. Aber sie hatten den Auftrag, den Posten bis auf den letzten Mann zu halten, und Keiner dachte an eine Uebergabe. Um 8 Uhr Morgens begann der ungleiche Kampf und dauerte bis 1 Uhr Mittags. Drei Sturmkolonnen schlug der unerschrockenen Lieutenant zurück, und der vierten erst gelang es, einzudringen, nachdem er seine Kartätschenladung verschossen hatte. Mit Wuth verfolgten sie die Franzosen in das Amthaus, und hier hatten sich auch die armen, in der Stadt aufgebotenen Schanzenarbeiter, 150 an der Zahl, zusammengedrängt, da sie der Feind am Morgen nicht mehr durchgelassen hatte. Knieend baten sie die eindringenden Feinde um Gnade: aber durch Thüren und Fenster schossen die mordgierigen Franzosen in den dichten Haufen, und als das Gewehrfeuer schwieg, wühlten Bajonett- und Säbelstiche noch unter den Lebendigen und Todten. In zehn Minuten waren hier 140—150 wehrlose Menschen niederträchtiger Weise hingemordet, unter denen die Wenigsten Waffen getragen hatten; Kinder von zwölf Jahren wälzten sich, den Spaten in der Hand, in ihrem Blute. Der tapfere Fabe

selbst wurde durch einen Säbelstich in den Nacken gefährlich verwundet, geplündert und mißhandelt, bis sich einige französische Offiziere seiner annahmen. Er entkam später der Gefangenschaft und kehrte zu seinem Korps zurück. Die Franzosen hatten bei dem Sturme 350 Mann eingebüßt. Die armen Gefangenen, 60—70 an der Zahl, wurden den andern Morgen fast unbekleidet auf Wagen gepackt und in dem fürchterlichsten Schneewetter nach Massow geführt, wo sie die erste Speise und die Verwundeten den ersten Verband erhielten. Man brachte sie später weiter nach Stettin und Berlin. Ueberall empfing sie indeß die freudige Theilnahme der Einwohner; man versorgte sie mit warmem Essen, Kleidern und Geld. Die drei eroberten, schlechten eisernen Kanonen und zwei Fahnen führten die Franzosen als Siegestrophäen mit. Letztere hatten sie jedoch aus irgend einer Kirche genommen: denn das Schill'sche Korps kannte damals diesen Luxusartikel noch nicht.

Schill war nach Greifenberg geeilt, aber von Kolberg war auf die dringendsten Bitten weder Munition noch Verstärkung zu erhalten. Er mußte daher auch Greifenberg verlassen, da der viel stärkere Feind von Naugard aus im Anmarsche begriffen war. Er zog sich, dem Feinde, so weit es in seinen Mitteln stand, jeden Fußbreit Landes streitig machend, in das Angesicht der Festung zurück, wo er vom linken Persanteufer bei Sellnow bis an den Ostseestrand beim Kolberger-Deep Stellung nahm. Er hatte die erlittenen Verluste nach Möglichkeit ersetzt, die innere Einrichtung seines Korps befestiget und einen willkommenen Zuwachs von mehreren tüchtigen Offizieren erhalten. Aber auch der Feind erschien nun im Angesichte der Festung, und die lang erwartete Einschließung derselben begann.

Hier sah es, was die Vertheidigungsmaßregeln betrifft, im Wesentlichen immer noch so schlecht aus, wie vier Monate früher. Doch war ohne des Kommandanten Zuthun Einiges geschehen. Schon im Dezember war der Kriegsraths Wisseling, ein Mitglied der pommer'schen

Kriegs= und Domänekammer in Kolberg eingetroffen und hatte sich, von Nettelbeck noch besonders aufmerksam gemacht, von dem kärglichen Proviantvorrathe der Festung überzeugt. Er war nach Königsberg geeilt, und vor der Mitte Januars wieder zurückgekehrt mit ausgedehnter königlicher Vollmacht für die Verpflegung der Festung. Sein Eifer brachte Leben in die Verwaltung, und das Versäumte wurde nachgeholt. Auch war von Königsberg aus dem alten Obristen ein Vicekommandant an die Seite gesetzt worden, ein junger, tapferer und thätiger Mann, der Hauptmann von Waldenfels. Doch war auch er in seiner Thätigkeit von Loucadou vielfältig gehemmt, und zeigte von dem ersten Augenblick seines Auftretens in Kolberg an einen noch größeren mißgünstigen Widerwillen gegen den edlen Schill, als der Kommandant selbst. Er lähmte alle Unternehmungen desselben und suchte seine Schöpfungen zu vernichten, wo er konnte.

Schill's neue Stellung war sehr fest durch ein vorgelagertes Torfmoor, welches sich von der Persante bis zum Kolberger=Deep hin erstreckte; seine wenigen Durchgänge waren gut besetzt. Seine Reiterei hatte das Festungskommando auf dem rechten Persanteufer vertheilt, da sich der Feind nun auch hier festzusetzen begann. Mehrere Angriffe der Franzosen auf dem linken Ufer, die Stellung Schill's zu durchbrechen, wurden von seinen braven Offizieren zurückgeschlagen; er selbst mußte sich seines heftigen Wundfiebers wegen in der Stadt aufhalten.

Am 6. März erschien von Stralsund der schwedische Generaladjutant von Peyron in Kolberg, um sich mit dem Festungskommandanten in unmittelbare Verbindung zu setzen und Verabredungen zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Vor kurzem erst war die Schlacht bei Eylau in Kolberg bekannt geworden und das Gerücht hatte sie zu einer Niederlage der Franzosen gestaltet. Schill theilte dem Schweden seine Pläne mit und dieser billigte sie vollkommen. Aber in Kolberg war nirgends Hülfe zu finden, und Schill entschloß sich trotz seiner Schwäche zu einer Seereise nach Königsberg, um

dem Könige selbst seine Ansichten zur Billigung vorzulegen. Er schiffte sich schon am 8. März ein und erreichte Abends schon die Höhe von Danzig, wo er zu landen gedachte, um zu Land weiter zu reisen. Aber im Angesicht des Hafens erfaßte sie ein Sturm, welcher sie drei Tage auf der See herumwarf und endlich nach Stralsund verschlug. Hier konnte er nun seine Wünsche den schwedischen Befehlshabern vorlegen, dem Generalgouverneur von Essen und dem kommandirenden General von Armfeldt. Sie versprachen, den Preußen die Hand zu bieten und den immer noch schwachen Feind gegen die Oder zurückdrängen zu helfen. Schill eilte, zu seinem verlassenen Korps zurückzukehren.

Bei seiner Abreise von Kolberg hatte Schill den Oberbefehl über sein ganzes Korps vertrauungsvoll in die Hände des Vicekommandanten von Waldenfels gelegt. Dieser aber ertheilte noch an demselben Tage, fast der gesammten Reiterei den Befehl, sich auf dem rechten Persanteufer in den Rücken der Franzosen zu ziehen und da zu operiren, d. h. sich aufzuopfern. Ihr Abzug war das Signal, daß der Feind die Festung nun auch östlich einschloß, ohne Widerstand die Höhen der Altstadt oberhalb Kolberg besetzte, und der Lauenburger Vorstadt östlich der Festung sehr nahe rückte. Nun ließ Loucadou am 14. März diese Vorstadt niederbrennen, die in allen früheren Belagerungen geschont worden war. Noch wenig Tage zuvor hatte er den Bewohnern derselben die bestimmte Zusicherung gegeben, daß sie noch nichts für ihre Wohnungen zu fürchten hätten, und jetzt ließ er ihnen keine halbe Stunde Zeit, ihre Habseligkeiten zu retten. Zum Glück war der Artillerielieutenant Zimmermann, der damit beauftragt war, ein fühlender Mensch, und suchte den armen Vorstädtern einige Zeit zu verschaffen, indem er mit den dort befindlichen königlichen Gebäuden den Anfang machte, und durch seine Leute Mobilien retten ließ; selbst kleine Kinder, deren Aeltern sorglos abwesend waren, weil Niemand an eine solche Gefahr dachte, mußten durch Soldaten gerettet werden. Der Feind dachte

indeß noch nicht daran, sich dieser Vorstadt zu bemächtigen. Die Altstadt dagegen, hinter deren Gebäude er sich einnistete, hatte man eben vergessen, wegzubrennen, und verschoß nun viel Pulver vergeblich, sie zu demoliren oder in Brand zu stecken. Am 15. März erschien ein französischer Parlamentär, mit welchem sich Loucadou zum Erstaunen aller Offiziere mehrere Stunden lang ganz allein einschloß, während sich dessen Trompeter, Kutscher und zwei französische Nationalgardisten ohne alle Aufsicht in der Stadt zerstreuen und selbst die Wälle besichtigen durften. Die Bürger argwohnten, daß es verkleidete Offiziere gewesen seien. Am 16. geschahen die drei ersten Granatwürfe gegen die Stadt; die Granaten platzten schon in der Luft oder fielen unschädlich in den Stadtgraben; dennoch stand Abends 8 Uhr das Haus des Kommandanten unvermuthet in hellen Flammen. Auch dieser Brand, welchen man nicht mit den drei Granatwürfen, wohl aber mit dem sonderbar geheimen Empfang des gestrigen Parlamentärs in Verbindung zu bringen vermochte, veranlaßte unter den Bürgern die größte Aufregung. Sie besorgten einen verabredeten nächtlichen Ueberfall. Es machte sogleich eine Bürgerstreifwache die Runde um die Wälle und sie fand auf dem ganzen Wege nur sieben Mann unter dem Gewehr. Als die Bürger dem Kommandanten von dieser ihnen unbegreiflichen Nachlässigkeit Mittheilung machen wollten, wurden sie mit dem Bescheide abgewiesen: „Der Herr Obrist habe sich bereits zur Ruhe begeben und lasse sich nicht mehr sprechen.“ Ein Brand wüthete noch in der Festung und der Feind konnte ihn jeden Augenblick benutzen; es war sein eigenes Haus, was in Flammen stand: er aber hatte sich in dem Posthause einquartirt und ruhig schlafen gelegt; die Haushälterin sorgte für die Rettung seiner Mobiliargegenstände. Nettelbeck wandte sich in dieser ihrer Noth direkt an den König. Sein Schreiben schloß mit den Worten: „Wenn Ew. Majestät uns nicht bald einen andern braven Kommandanten zuschicken, so sind wir unglücklich und verloren!“ Dies Schreiben ist wirklich in die Hände des Königs gelangt.

Am 17. März langte Schill von Stralsund in Kolberg wieder an voll Hoffnungen und Freude über die Pläne, die er nun mit den Schweden gemeinschaftlich zu verwirklichen dachte. Aber wie wurde er durch das enttäuscht, was er in Kolberg vorfand. Waldenfels hatte sein Vertrauen mißbraucht und ihn seiner braven Reiterei beraubt, mit der er allein die den Schweden gegebenen Versprechungen hätte erfüllen können. Er sollte längst der Ostseeküste gegen die Oderinseln vordringen, während von Stralsund aus ein Gleiches geschah. Er suchte daher seinen in der Richtung gegen Stolpe abgezogenen Reitern den Befehl zukommen zu lassen, sich wieder zu ihm durchzuschlagen. Aber rastlos weiter strebte sein Geist, sich in der Ferne Hülfsquellen zu eröffnen, welche ihm in der Nähe so gänzlich fehlten. Nach England sollte Petersdorf abgehen, um Waffen und Munition zu bitten; er hatte früher in hannöverschen Diensten gestanden und noch einige Verbindungen in England. Loucadou verbot diese Sendnng zwar auf das Bestimmteste und wollte Petersdorf sogar verhaften lassen, um ihn an der Reise zu verhindern. Aber Kaufmann Schröder von Kolberg gab die nöthigen Geldsummen dazu her, und am 18. Mai schon ging Petersdorf heimlich zu Schiff und segelte ab.

Seine Infanterie auf dem linken Persanteufer fand Schill zwar noch in ihrer alten Stellung, aber an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leidend. Sie hatten längere Zeit sogar nicht einmal Lebensmittel mehr aus der Festung erhalten. Für Löhnung und Brod sorgte Nettelbeck, so weit seine Mittel reichten. Nicht einmal Holz ließ ihnen das Gouvernement an der ganz holzleeren Küste zukommen, daß sie kochen und in dem rauhen Märzmonat sich wärmen konnten. Aus dem Stadtwald durften sie keins nehmen, weil er Kammergut war und geschont werden sollte; später fiel er in die Gewalt des Feindes und wurde abgeholzt.

Das Dorf Sellnow, eine Viertel Meile oberhalb Kolberg, war der Hauptpunkt in dieser Stellung. Am

Morgen des 19. März überfielen die Franzosen dieses Dorf, warfen die Besatzung heraus, nahmen auch die Salinen, welche sich weiter unterhalb befanden, und waren im Begriff, sich auch des großen Holzplatzes zu bemächtigen, wo gewaltige Massen von Holz, viele 20—30 Fuß im Durchmesser haltend, an den Festungswerken vorüber bis zur Maikuhle hin aufgeschichtet lagen. Hatten sie sich in diesen festgesetzt, so beherrschten sie die Festungswerke dieser Seite gänzlich und konnten all ihr Geschütz zum Schweigen bringen; sie konnten mit den Holzvorräthen sogar den Wallgraben ausfüllen und zum Sturme schreiten. Auch der Schlüssel des Hafens, die Maikuhle, war in der größten Gefahr und mit ihr die Verbindung der Festung mit der See. Außerdem waren alle Schill'schen Posten bis zum Kolberger-Deep hin abgeschnitten und in Gefahr, vernichtet oder gefangen zu werden.

Schill war auf die ersten Schüsse aus der Festung sogleich herbeigeeilt, obgleich er sich immer noch mit Mühe nur in dem Sattel zu halten vermochte. Mit Einem Blick übersah er den ganzen Umfang des drohenden Unglücks. Er wandte sein Pferd und sprengte mit verhängten Zügeln vor die Wohnung des Kommandanten; er bat flehentlich, die Hauptwache, die Gelderthorwache und was er sonst noch von Truppen zusammenraffen könne, hinausführen und mit ihnen jene Holzstöße besetzen zu dürfen. „Nicht Ein lebendes Wesen, nicht einen Mann sollen Sie dazu haben," war die Antwort des schwachsinnigen Mannes. Mit jeder Sekunde stieg die Gefahr. Da eilte Schill auf die Hauptwache, ließ gegen den Befehl des Kommandanten Allarm schlagen, nahm, was er von Soldaten schon auf den Füßen fand und führte sie an den bedrohten Punkt. Nur zwei Kompagnieen hatte er in der Eile aufbringen können: aber es gelang ihm, mit ihnen die feindlichen Tirailleurs, welche sich eben in die Holzstöße werfen wollten, aufzuhalten. Bald erhielt er aus der Stadt noch mehr Verstärkung. Die Küraßire von Balliodz, welche in der Gelder-Vorstadt einquartirt waren, saßen auf eigene Hand auf und sprengten im

Galopp heran; einzelne Trupps Infanterie, wie sie sich gerade zusammengefunden hatten, meist Grenadiere von Waldenfels, eilten im Sturmschritt herbei. Schill's Kampfesmuth und die drohende Gefahr der Festung hatte sie alle ergriffen, und es bildete sich ein von Minute zu Minute verstärktes Gefecht, das der Kommandant nicht hatte gestatten wollen; das von nicht befehligten, von lauter freiwilligen Streitern geschlagen wurde. Auch Bürger Kolbergs, selbst der alte Nettelbeck, mischten sich unter die Kämpfenden. Ein Bürger, Namens Würgel nahm, die Büchse in der Hand, Theil an dem Schlagen; andere brachten die Verwundeten und Todten nach der Stadt; Kinder trugen den Soldaten Patronen zu. — Aus dem Salinenwerk konnte nun der Feind auch wieder vertrieben werden und wurde bis Sellnow zurückgeworfen. Selbst dieses Dorf wollte der tapfere Gruben sogleich stürmen. Aber der gleichfalls herbeigekommene Waldenfels ließ es nicht zu, und Schill selber rieth davon ab, da es ohne kräftige Unterstützung von Seiten des Gouvernements doch nicht lange mehr zu halten gewesen wäre, und an eine solche war nicht zu denken.

Da die Franzosen jedoch noch an demselben Abende eine Schanze angriffen, welche unmittelbar vor dem Gelder-Thore lag, so gab Loucadou, der gar nichts gethan hatte, die Festung gegen ihr Näherrücken zu schützen, nun den Befehl zur augenblicklichen Einäscherung dieser Vorstadt. Nur Schill widersetzte sich dieser rücksichtslosen Härte. Er ließ die Schanze durch Freiwillige aus seiner Infanterie besetzen und verbürgte sich für die Ausdauer seiner Leute, damit die armen Bewohner Zeit erhielten, ihre bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen. Bis an den dritten Tag hielten seine Leute die Schanze auch wirklich noch.

Durch die Ereignisse der letzten Tage war die Begeisterung der Bürger für Schill auf den höchsten Punkt gestiegen, ebenso aber auch die Spannung zwischen ihm und dem Kommandanten. Dieser klagte über Eingriffe Schill's in seine Amtsbefugnisse; es kam zu mündlichen

Erörterungen, und die Gereiztheit des Obristen brach in lichte Flammen aus. Er verhängte über den Rittmeister von Schill einen mehrtägigen Zimmerarrest. Dessen Soldaten schwiegen in verbissenem Grimme; die Anhänglichkeit der Bürger aber gedieh zu einem förmlichen Aufstande. Sie rotteten sich zusammen und wollten Schill mit Gewalt befreien. Mit Mühe gelang es Nettelbeck, sie zu beruhigen. Er eilte zu Schill und brachte ihnen von seiner Seite die Erklärung, daß er nicht gefangen, daß er nur krank sei. Schill's Arrest blieb nach jenem Vorgange ein leerer Name: er begab sich ungehindert hin, wo seine Gegenwart nothwendig war, zu seinen Vorposten und in die Maikuhle. Loucadou hatte dagegen nichts einzuwenden und sprach: „Außerhalb der Festung mag er schalten, wie er's für gut findet."

Nachdem Sellnow verloren gegangen war, richtete Schill seine ganze Aufmerksamkeit auf die Behauptung der Maikuhle; dorthin ließ er unmittelbar nach dem abgebrochenen Gefechte am 19. März seine Truppen aufbrechen; auch der Posten am Kolberger-Deep war dahin zurückgezogen worden. „Als ein Kleinod sollten sie diesen neuen Posten betrachten, welches sie lebend nicht lassen dürften," lauten seine Worte, mit welchen er ihnen denselben übergab. Die früher schon begonnene Befestigung wurde erweitert und verstärkt. Unmittelbar an das stürmische Meer gelagert und jeder Witterung ohne Obdach preisgegeben, immer noch in der ärmlichsten Kleidung, verbrachten seine Krieger die ersten drei Wochen in ununterbrochener Arbeit, die Nacht unter dem Gewehr und den Tag mit dem Spaten in der Hand an der Schanzarbeit. Die Bürger vergalten ihnen diese Thätigkeit nach Vermögen; sie kochten für sie und fuhren ihnen die Speisen hinaus; die Wohlhabenderen gaben ihnen große Mahlzeiten im Freien, an welchen Offiziere und Gemeine Theil nahmen. Auch der Kommandant erkannte endlich die Wichtigkeit dieses Postens, welchen er ganz vernachlässigt hatte, und welcher ohne Schill dem Feinde in die Hand gefallen wäre und mit ihm die ganze Festung; er gab nun das

nöthige Geld zu seiner Befestigung her. Seine eine Kavallerie-Schwadron, welche in der Festung geblieben war, verlegte Schill in die Hafenwohnungen, „Münde" genannt, damit sie seiner Besatzung in der Maikuhle näher stand. Am 26. März erschienen auch die drei andern Schwadronen, welche sein Befehl erreicht hatte, glücklich wieder bei ihm. Er stellte sie hinter den Dünen der Maikuhle auf, von wo sie den zum Angriffe heranrückenden Feind jedesmal überflügelten und in den Rücken nahmen. Am Abende des 28. März meldete er ihre Ankunft den Franzosen auf seine kühne Weise an. Nur von wenig Offizieren, aber allen Trompetern seines Korps begleitet, ritt er die feindliche Vorpostenkette entlang, sprengte in der Dunkelheit die Posten mit dem Säbel in der Faust an, und die Trompeter mußten, auf verschiedene Punkte vertheilt, zum Angriffe blasen. Alle feindliche Quartiere geriethen in Bewegung und die Vorposten zogen sich eilig zurück: denn sie erwarteten einen ernsten Angriff. Schill aber zog ruhig wieder nach Haus.

Am 3. April waren seine Arbeiten in der Maikuhle so weit gediehen, daß er einen Unteroffizier an den nächsten französischen Posten senden konnte, um dem Feinde anzuzeigen, wie er nun so gut eingerichtet sei, daß er seinen Besuch empfangen könne und erwarte. Doch hatte diese Sendung noch einen ernsteren Zweck. Die Franzosen hatten mehrere seiner Leute, welche ihnen in die Hände fielen, den Pardon verweigert; sie erklärten sie für brigands, für Räuber, für bewaffnete Bauern und hatten sogar einen gefangenen Schill'schen Jäger durch 13 langsam auf einander folgende Schüsse hingerichtet. Er ließ ihnen nun erklären, daß er von nun an das Vergeltungsrecht üben und jeden gefangenen Franzosen an einen Baum der Maikuhle werde annageln lassen. Diese Drohung, welche unmittelbar an die Gemeinen gelangte, wirkte, und die Franzosen unterließen jene Mordthaten an wehrlosen Gefangenen. Tägliche Angriffe von ihrer Seite fanden indeß wirklich auf die Maikuhle statt. Sie wurden siegreich zurückgeschlagen, und der Feind dabei oft bis nach Sellnow verfolgt.

Schill's Blicke waren jedoch zugleich erwartungsvoll auf das Land jenseits der Oder und auf die Schweden gerichtet, und das feindselige Verhalten der beiden Festungskommandanten gegen ihn machte ihm den Aufenthalt in Kolberg von Tag zu Tag widerwärtiger. Die schwedischen Befehlshaber waren ihm bereitwillig entgegengekommen. Dort wartete seiner eine weitere, freiere Thätigkeit, ehrenvolle Anerkennung; alles, was ihm hier fehlte. Am 9. April erhielt er ein Schreiben des schwedischen Obristlieutenants von Palmenstierna, des ersten Adjutanten des Generals Armfeldt. Das Schreiben war vom 8. April aus Swinemünde datirt und meldete ihm, daß die Schweden von Stralsund aus die Franzosen angegriffen und hinter die Peene zurückgeworfen hatten. Sie hatten die Insel Usedom genommen, und eine Abtheilung ihrer Scheerenflotte war durch die Peenemündung sogar in das Haff gedrungen und lag vor Uckermünde. Von Swinemünde wollten sie Wollin angreifen, welches nur von 150 Franzosen besetzt sei. Schill wurde eingeladen, sich mit den Schweden zu vereinigen.

Diese Nachrichten übertrafen Schill's kühnste Erwartungen und regten alle seine alten Hoffnungen wieder an. Stettin konnte bedroht sein, und die Belagerungsarmee vor Kolberg zu seiner Deckung abgerufen werden. Sie war wirklich bis auf 4000 Mann vermindert worden. Sogleich theilte Schill den Kommandanten seine erhaltenen Siegesnachrichten mit und bat sie um einen allgemeinen Ausfall in der nächsten Nacht. Seine Gründe waren zu überzeugend; sie versprachen, seine Bitte zu erfüllen, und es geschah nichts, gar nichts. Nun beschloß Schill, seine Reiterei gegen die Odermündungen zu führen, sich zuvor jedoch durch eigenen Augenschein davon zu überzeugen, daß Wollin von den Schweden genommen und ihm dadurch der Uebergang über die Divenew eröffnet sei. Er schiffte sich am Morgen des 12. Aprils ein, mußte aber sogleich wieder an's Land eilen. Denn ein ganzes französisches Regiment war von Sellnow gegen die Ostseeküste ausgerückt, seine Stellung in der Maikuhle zu be-

brochen. Er umging die sechsfach übe egene Macht durch Sand und Morast in ihrer rechten und linken Seite und faßte sie im Rücken; er nahm ihr zwei Feldschanzen in der Nähe des Dorfes Neu-Werder, welche der Feind aus drei schweren Kanonen mit Kartätschenfeuer vertheidigte, und nöthigte ihn zu einem verlustvollen Rückzuge. Mit Wuth und theilweise mit dem Bajonett allein stürzten sich seine Leute auf die Franzosen, um ihre hingeschlachteten Kameraden zu rächen; denn es waren kurz zuvor Mehre, welche dem Blutbade von Naugard entronnen, wieder bei ihrem Korps eingetroffen und hatten die dort verübten Greuel erzählt. Mit Mühe nur konnte Schill ihren Ungestüm zügeln und sie von einem Sturme auf Sellnow zurückhalten. Aber unverantwortlich hatte ihn das Festungskommando in dem bedenklichen Kampfe gar nicht unterstützt; es hätte Sellnow während des Gefechtes, ohne einen Mann einzubüßen, nehmen können und that es nicht. Das Dorf war von den Franzosen gänzlich entblößt worden, die nicht daran gedacht hatten, von ihm abgeschnitten zu werden. Der Vicekommandant Waldenfels hielt an Schill's Seite, und vier Kompagnieen seiner Grenadiere waren ausgerückt und standen als müßige Zuschauer bei dem Gradirwerk. Schill machte Waldenfels auf die ganz verlassene Sellnower Schanze aufmerksam; er zeigte ihm einen Trupp seiner Husaren, welche in die Schanze hineingesprengt waren und mehrere Minuten darin verweilt hatten; er beschwor ihn bei dem Wohle Pommerns, sie von seinen Grenadieren besetzen zu lassen; das ganze abgeschnittene Regiment wäre dann gefangen genommen worden. Auf dem Schlachtfelde machte sein rascher Ueberblick den Vicekommandanten mit allen Vortheilen bekannt, welche der Festung aus der wiedergewonnenen Stellung bei Sellnow außerdem noch erwachsen konnten. Die Verbindungsbrücke des Feindes über die Persante konnte von da aus überwältigt und die Batterieen der Altstadt, welche der Festung so viel zu schaffen machten, konnten umgangen und aufgerollt werden, vielleicht das ganze schwache Belagerungskorps auseinander

gesprengt, verfolgt, die ganze Provinz noch in Bewegung gesetzt werden. Aber Waldenfels blieb unbeweglich und ließ keinen Mann marschiren. Schill's und der Seinen Tapferkeit hatte außer der Ehre und der Erhaltung der Maikuhle keine weiteren Vortheile für die Festung erringen können, weil die Mißgunst zu benutzen verschmähete, was sie darbot.

Schill ging nun wirklich von Kolberg ab, begab sich nach Swinemünde, fand hier eine schriftliche Aufforderung Palmenstierna's vor, sich nach Anclam zu begeben, wo General Armfeldt Wichtiges mit ihm zu berathen habe. Als er hier ankam, theilte ihm der General mit, daß seine Regierung mit den Franzosen unterhandle. Am 18. April wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Alle seine Hoffnungen waren wieder zerronnen, alle seine Mühen umsonst gewesen. Noch schimmerte Ein schwacher Strahl. Es war möglich, daß die Erbitterung des Königs von Schweden (Gustav IV.) gegen Napoleon das Verfahren seiner Feldherrn in Pommern mißbilligen und ihre Verhandlungen umstoßen werde. Er eilte deßwegen selbst nach Schweden und traf daselbst mit einem preußischen Abgeordneten aus Königsberg zusammen, der in gleichem Sinne unterhandeln sollte. Der König von Schweden beschloß wirklich neue Rüstungen. Die Feindseligkeiten in Pommern sollten wieder beginnen und auch Schill's Korps hier verwendet werden. Schill traf am 8. Mai wieder in Kolberg ein, von 7 schwedischen Schiffen begleitet, welche seine Truppen nach Pommern überführen sollten.

Am 29. April war hier ein lang gehegter Wunsch der Einwohner in Erfüllung gegangen. Es war ein neuer Kommandant eingetroffen, ein junger, kriegsverständiger, muthiger und liebenswürdiger Mann, der Major von Gneisenau. Er vereinigte Kraft, Einsicht und Talent in allen seinen Anordnungen und hat neben Schill's früheren Bemühungen das Verdienst, Kolberg gerettet zu haben.

Schill verließ auf den schwedischen Transportschiffen mit drei Schwadronen seiner Reiterei die Festung am 12. Mai; eine Schwadron und sein Fußvolk blieb auf höheren Befehl zum ferneren Festungsdienste zurück. Aber nach

seiner Entfernung noch erntete die belagerte Stadt die Früchte seiner Thätigkeit. Petersdorf war in England freundlich aufgenommen worden, und seine Bitte um Waffen für das Schill'sche Freikorps und Kolberg fand augenblickliche Erhörung. Am 19. Mai schon langten drei englische Transportschiffe, geleitet von einer englischen Kriegsbrigg, im Hafen von Kolberg an, welche das Geschenk der britischen Regierung überbrachten. Es bestand aus 30 Kanonen und 10 Haubitzen mit 300 Ladungen für jedes Stück; in 10,000 Flinten mit 3,000,000 scharfen Patronen und 300,000 Flintensteinen; in 10,000 Patrontaschen und Säbelgehenken; in 6000 Reitersäbeln endlich, Kleidungsstücken und anderweitigem Feldgeräthe. Artillerie und Munition waren für die Belagerten von dem größten Werth. Die Geschütze wurden sogleich auf die Wälle gepflanzt, die Schill'schen Truppen neu gekleidet und mit den guten englischen Gewehren versehen.

Die zurückgebliebene Schill'sche Abtheilung behielt die Vertheidigung der Maikuhle, und sie rechtfertigte das Vertrauen, welches der neue Kommandant in sie setzte, durch ihren fortdauernden Muth, Wachsamkeit, Eifer und unverdrossenes Ertragen des mühseligsten Dienstes. Die Anstrengungen des Feindes richteten sich nunmehr auf die östliche Seite des Platzes, und die Besatzung der Maikuhle wurde weniger ernst angegriffen. Sie benutzte dies, ihn ihrerseits durch beständige Neckereien und entsendete Streifpartien zu beunruhigen, welche Zeugniß gaben, daß der alte Geist in ihnen nicht erloschen war. Ein Unteroffizier Rückfort sprengte mit 20 Pferden eine Abtheilung polnischer Insurgenten von 250 Köpfen an und warf sie theilweise in ein Torfmoor, theils in die Ostsee. — Der Freiwillige Müller streifte zweimal mit 12 und 25 Mann weit in dem Rücken des Feindes, um immer noch zerstreute Ranzionirte an sich zu ziehen und den Franzosen zu schaden. Er kam bis Pyritz, wo er 8 Offiziere, unter ihnen einen Major, und 10 Unteroffiziere von Sachsen-Gotha'schen und Weimar'schen Landestruppen aufhob; setzte bei Schwedt über die Oder und streifte bis Neu-

Brandenburg. In Angermünde griff er mit 70 Mann, die sich um ihn gesammelt hatten, 300 Mann italienische Infanterie in der Stadt selber an und vertrieb sie daraus. — In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni unternahm Lieutenant Gruben, welcher die Infanterie des Korps befehligte, mit Erlaubniß des Kommandanten, einen Sturm auf Sellnow. Der Ort war durch 1600 Italiener besetzt, und Gruben hatte nur 600 Mann zu verwenden. Der Sturm gelang; er warf die Italiener aus Sellnow, konnte den Ort aber nicht halten, da bedeutende feindliche Abtheilungen gegen ihn heranzogen.

Mit Gneisenau hatte ein neues Vertheidigungssystem in der Festung begonnen; alle Kräfte wurden aufgeboten und dienten ihm willig. Jeder Fußbreit Land wurde von nun an dem Feinde streitig gemacht, und wo es noch möglich war, ihm neue Außenwerke entgegengesetzt; häufige Ausfälle sollten ihn ermüden und den Muth der Besatzung beleben. Unter Nettelbeck's Leitung wurden Ueberschwemmungen veranstaltet, welche die Niederungen unter Wasser setzten. Eine schwedische Fregatte von 46 Kanonen und eine englische Brigg von 18 lagen vor dem Hafen und sendeten ihre Kugeln in die Reihen der Franzosen, sobald sie dieselben erreichen konnten. Aber wenn Gneisenau, der Tag und Nacht auf den Wällen war, auch Alles that, die Fehler der früheren Vertheidigung wieder gut oder unschädlich zu machen; enger und immer enger wurde er von den Belagerern eingeschlossen, denn ihre Zahl wuchs täglich; sie soll sich zuletzt auf 24,000 Mann belaufen haben. Die Reihen der Vertheidiger dagegen wurden gelichtet; sie waren kaum mehr ausreichend. Eine Kompagnie des Schill'schen Fußvolks wurde daher aus der Maikuhle zurückgezogen und in das Münder-Fort gelegt, welches den Hafen auf der Ostseite deckte.

Der Feind schien wirklich eine Zeitlang die Absicht gehabt zu haben, sich von dieser Seite her des Hafens zu bemächtigen; am Ende des Junis jedoch ging er zu neuen Versuchen gegen die Maikuhle über. Er besetzte alle Orte vor derselben und legte bis zum Strande Schanzen

an. Das Schicksal der Festung nahte der Entscheidung; die ersten Tage des Julius sollten sie bringen.

In der Nacht auf den ersten Julius erdröhnte die Erde von dem Donner der Geschütze; alle Batterieen der Franzosen spieen Feuer und einen Kugelregen auf die unglückliche Stadt aus. Das Blitzen der Geschütze; die feurigen Bogen der Granaten und Bomben, welche sich in und über die Stadt wälzten, erhellten die Nacht zu einem fürchterlichen Tag. Das Krachen der zerspringenden Kugeln mischte sich mit dem dumpfen Getöse der einstürzenden Giebel und Häuser. Ueberall zündeten die Flammengeschosse; überall loderten Feuersäulen empor! Ein wildes Lärmen und Jammern durchtosete die Straßen. Niemand war in den Häusern mehr sicher; Niemand war es auf den Straßen: denn hier und dort schlugen die Kugeln zischend ein; Tod und Verderben verfolgten die Menschen, wo sie gingen und standen. Verstümmelte Leichen und gräßlich Verwundete stießen den Blicken auf; die Ohren betäubte das Geschrei und Wehklagen der Menschen, das Lärmen der Trommeln, das Geklirre der Waffen, das Rasseln der Wagen. Aber mehr noch, als diese schwere Noth, in welche sie durch das feindliche Bombardement geriethen, betäubte die wackeren Bürger die Nachricht, daß Morgens um 4 Uhr die Maikuhle verloren gegangen. Durch die fürchterliche Beschießung hatte der Feind die Aufmerksamkeit von dieser Seite abgezogen und den wichtigen Posten durch einen Handstreich gewonnen. Von zwei Seiten, von den Dünen her und über die Saline, hatte er angegriffen, und Lieutenant Gruben, der sich eines Angriffs in so früher Tagesstunde so wenig versah, daß er sich jenseits der Persante befand und durch drei einander jagende Ordonnanzen erst aufgesucht werden mußte, überfallen und getäuscht. Dann als er auf dem Kampfplatze erschien, hielt er den Angriff von der Salinen-Seite für den verderblicheren und warf hierher seine Hauptmacht: unterdessen stürmte der Feind von der Dünenseite in unwiderstehlichem Andrange die Maikuhle. Kein preußisches Fort konnte den verlassenen Posten durch sein Feuer un-

terstützen; die schwedische Fregatte allein sendete 400 Kugeln auf den Feind, konnte die Massen der Stürmenden aber nur vorübergehend aufhalten. Die Besatzung wehrte sich verzweifelt, wurde jedoch zum eiligen Rückzuge auf das rechte Stromufer genöthiget. Kaum gelang es ihr, die Brücke über die Persante hinter sich zu zerstören. Auf dem weiteren Rückzuge des Korps nach der Stadt ging die Mündervorstadt, und eine lange Doppelreihe kleiner vereinzelter Wohnungen zwischen ihr und der Stadt, die sogenannten Pfannschmieden, in Flammen auf und diese vermehrten das gräßliche Schauspiel dieses traurigen Morgens. Das 6000 Fuß lange Gradirwerk auf dem linken Ufer, welches mit großem Kostenaufwand erst kürzlich erbaut worden und einen ganzen Wald des stärksten Holzes enthielt, wirbelte gleichzeitig in Rauch und Feuer; in dieses hatten die Franzosen den Pechkranz geworfen.

Zu gleicher Zeit hatte der Feind den Versuch gemacht, auch von der östlichen Seite am Strande her auf den Hafen vorzudringen; hier erlitt er aber eine vollständige Niederlage. Das Schill'sche Korps erhielt nun die Bestimmung, das Münder-Fort und den Persante-Uebergang zu vertheidigen. 103 Tage hatte es seinen Posten in der Maikuhle rühmlich vertheidiget, und sich die Palme der Unbesiegbarkeit nur 36 Stunden zu früh aus der Hand winden lassen. Gruben war ein tüchtiger Offizier; er hatte sich hier geirrt, sich täuschen lassen. Ueberdies hatte er, von der Stadt im Stiche gelassen und auf sein Korps beschränkt, an diesem Tage nur 414 Feuergewehre und eine mangelhafte Artillerie zur Vertheidigung des Postens; der Feind dagegen rückte mit 2000 Mann zum Sturme heran, und hatte vielleicht einen eben so starken Rückhalt. Seine Leute hatten dazu bereits seit zwei Tagen und Nächten jeder Ruhe entbehrt; sie hatten sich, der Nähe des Feindes wegen, nicht einmal zum Abkochen von den Brustwehren entfernen können. Der Verlust der Maikuhle war für die Tapferen ein Mißgeschick, keine Schande; für die Stadt dagegen das Schlimmste, was ihr in ihrer bedrängten Lage geschehen konte. Sie war von dem Augenblicke an vom

Meere und aller äußeren Hülfe abgeschnitten. Ein englisches Schiff mit Munition lag im Hafen und hatte seine Ladung kaum zur Hälfte gelöscht. Es mußte die Ankertaue kappen und die offene See zu erreichen suchen, was ihm nur mit Noth und unter einem dichten Kugelregen der Franzosen gelang; es wurden ihm zwei Mann auf dem Verdeck erschossen.

Den ganzen Tog des 1. Julius und die Nacht auf den 2 hielt die Beschießung des Platzes aus allen feindlichen Batterien an. Die Franzosen wollten die Stadt um jeden Preis nehmen oder in den Grund schießen: es war im Lager schon die Kunde von dem Waffenstillstande eingelaufen, welchen Preußen am 25. Juni zu Tilsit abgeschlossen hatte, und es verletzte ihre Kriegereitelkeit, daß ihnen ein so kleiner Platz siegreich widerstanden. Die Noth der Belagerten stieg mit jedem Augenblick. Mit Wuth griff das Feuer in der Stadt um sich; an Löschen dachte, außer dem alten Nettelbeck, fast Niemand mehr; eine gänzliche Abspannung nach den höchsten Anstrengungen, eine dumpfe Gleichgültigkeit hatte sich der meisten bemächtiget. Der Zerstörungslärm im Innern übertäubte den Donner der Geschütze von Außen. Auf allen Seiten stand der Feind sturmbereit; die Rettungshoffnungen waren in Allen erloschen. Nur Gneisenau stand ungebeugt und klaren Blicks in der allgemeinen Verwirrung, ein Fels im Wogensturme. Er stand auf dem höchsten Punkte der Wälle, von wo aus er alle feindliche Schanzen übersehen konnte, und blickte ruhig in das gräßliche Getümmel; sein Auge war überall gegenwärtig, und hütete jede Bewegung seines Gegners. Da sah er gegen 2 Uhr Nachmittags sich von Osten her feindliche Sturmkolonnen auf das Münderfort heran wälzen, um auch diese Hafenseite zu überwältigen; sie hatten alle Vorposten vor sich her schon über den Haufen geworfen. Des Kommandanten Befehle flogen, und Gruben warf sich mit dem Schill'schen Freikorps dem stürmenden Feinde entgegen, voll Begierde, den Verlust der Maikuhle an ihm zu rächen. Ein erbitterter, blutiger Kampf entspann sich auf dieser Seite; er hatte schon eine Stunde gedauert, und die Franzosen

führten frische Truppen in's Gefecht, während ihre Feuerschlünde fortfuhren, gegen die Stadt zu wüthen. Es war 3 Uhr Mittags. Plötzlich schwiegen die Geschütze auf allen Batterieen; ihre Blitze erloschen; ihre Donner verstummten; eine lange tiefe Stille folgte auf den fürchterlichen Lärm. Ein seltsames Staunen folgte in der Stadt auf diese unbegreifliche Erscheinung. — Da näherten sich aus dem Lager zwei Männer der Festung; es war ein feindlicher Parlamentär und ein preußischer Offizier. Fast athemlos stürzt dieser in den Kreis der Vertheidiger und der Bürger: „Friede, Kolberg ist gerettet!" Der unerschütterliche Muth Gneisenau's und seiner Besatzung, der edle Bürgersinn der Kolberger, sie waren mit Erfolg gekrönt. Ein ungemessener Jubel stieg in die Luft. Vergessen waren die Noth, die Angst, die ungeheueren Verluste; das Gefühl der Ehre, der Vaterlandsliebe behielt die Oberhand.

Der Ueberbringer jener Freudenbotschaft war der Lieutenant von Holleben, der vor einigen Wochen erst mit einer Abtheilung Kriegsgefangener von Kolberg nach Memel zur See abgegangen war. Er war unmittelbar aus dem preußischen Hauptquartiere bei Tilsit mit der Nachricht des Waffenstillstands abgefertigt worden und Tag und Nacht gereist, seine Sendung, ehe es zu spät war, zu überbringen. Aus weiter Ferne schon erreichte sein Ohr der dumpfe Donner der Geschütze, und er beflügelte seinen Lauf. Im französischen Hauptquartier war er ein sehr unwillkommener Bote: aber die offizielle Nachricht von dem Waffenstillstande war da, und der Lorbeerkranz der Franzosen war um ein Blatt ärmer, was sie einige Stunden später höchst wahrscheinlich errungen gehabt. 10,000 Mann hatte die Franzosen die viermonatliche Belagerung gekostet; aber auch 2000 Mann der Besatzung waren zu Grund gegangen und 36 Bürger erschossen worden und 46 schwer verwundet. 26,000 Kugeln und Bomben waren auf die Stadt geschleudert worden.

Schill selber war unterdessen in Schwedisch-Pommern thätig gewesen und sah seinen Hauptplan der Erfüllung nahe: im Rücken der Franzosen eine Armee zu bilden,

welche sie abschneiden und vernichten konnte. Der König von Schweden war selbst in seine deutschen Staaten herübergekommen, den Angriff zu leiten; 30,000 Engländer waren auf dem Wege nach der Ostsee, um an der pommer'schen Küste zu landen; General Blücher hatte ein preußisches Truppenkorps auf die Insel Rügen geführt, und zu diesem war Schill mit seinen Reitern gestoßen. Immer noch dauerte der Zulauf der Selbstrantionirten und verdoppelte hier die preußischen Streitkräfte. Am 3. Juli kündigte Schweden den Franzosen den Waffenstillstand, und am 13. sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Aber vorher noch kam die Nachricht von dem Tilsiter Friedensschluß. Die Engländer kehrten heim; Blücher mußte sich in die Umgebung von Kolberg zurückziehen, und Schweden blieb vereinzelt gegen die Uebermacht Napoleon's stehen.

Schill's Korps war auf 1200 Mann Infanterie angewachsen, welche in 7 Kompagnieen und 3 Bataillonen vertheilt waren, und auf 1000 Mann Reiterei, Husaren und Dragoner, in 5 Schwadronen; außer diesen gehörte noch eine Kompagnie Fußjäger von 90 Mann dazu und eine Abtheilung reitender Jäger von 40 Pferden. Seine kleine Artillerieabtheilung war mit der Kolberger Artillerie vereinigt worden, die sehr zusammengeschmolzen war.

Die Umformung der preußischen Armee, welche im Dezember des Jahres 1807 begann, brachte auch dem Schill'schen Korps eine neue Gestalt. Es wurde auf 4 Schwadronen Reiterei und ein Bataillon Infanterie herabgesetzt. Die Reiter wurden alle als Husaren ausgerüstet und bildeten das „zweite Brandenburgische Husarenregiment.“ Zum Inhaber desselben ernannte der König Schill, welcher außer der Reihe zum Major befördert worden war. Die Infanterie wurde dem Leib-Infanterie-Regimente des Königs beigegeben unter der Führung des Majors von Reuß. Sie sollte den Namen „leichtes Bataillon von Schill“ fortführen. Als gegen das Ende des Jahres 1808 die französischen Heere den Boden Preußens verlassen hatten, und dessen

König in seine Hauptstadt zurückkehrte, erhielten Schill und seine tapferen Schaaren einen neuen Beweis seiner Anerkennung. Sie sollten einen Theil der Berliner Besatzung bilden und die ersten unter den vaterländischen Kriegern sein, welche in die Hauptstadt einzogen. Auf seinem ganzen Zuge dahin wurde Schill von dem Jubel des Volkes begrüßt. Auch in Berlin, wo er am 10. Dezember 1808 einzog, empfing ihn eine begeisterte Liebe, eine großartige Bewunderung. Er war der Held des Volkes geworden, und er verdiente es. Ein Taumel der Lust hatte die ganze Bevölkerung ergriffen. Alle Straßen und Plätze, welche der Zug berühren mußte, waren vom frühesten Morgen an dicht mit Menschen angefüllt; kein Stand hatte sich ausgeschlossen. Ein großer Theil der Bevölkerung zog dem Korps entgegen. Vor dem Bernauer Thore wurde es von dem Gouverneur der Residenz, von dem Generalstab der Nationalgarde und dem Magistrate empfangen und von letzterem durch eine kurze Anrede begrüßt. Innerhalb des Thores war die Nationalgarde aufgestellt. Durch ihre Reihen zogen die Helden von Kolberg, an ihrer Spitze der Führer, welcher die Flüchtlinge von Jena dazu umgeschaffen hatte. Der tausendstimmige Ruf, „es lebe Schill," erschütterte bei jedem ihrer Schritte die Luft. Schill erwiederte jeden Gruß mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit; er bot den Nationalgarden, so weit er reichen konnte, die Hand, und nannte sie Kameraden, Freunde. Wie seine Heldengestalt sich neuen Volksmassen zeigte, erneuerten sich diese Auftritte mit wachsender Begeisterung; der Jubel stieg in's Grenzenlose. — Als er Abends im Theater erschien, empfing ihn derselbe Beifallssturm. Wochenlang konnte er sich nicht öffentlich zeigen, ohne der Gegenstand lauter Bewunderung zu sein. Lieder, Flugschriften und Bildnisse verherrlichten ihn und ergossen sich von Berlin über das ganze Land, wo sie in jede Hütte eindrangen. Einfach und bescheiden blieb Schill auf dieser schwindelnden Ruhmeshöhe, wie sie selten ein Sterblicher ersteigt. Abwehrend sprach er: „Man macht zu viel aus mir!"

2. Schill in Stralsund und im Tode.

Der Friede, welchen Preußen mit Napoleon hatte schließen müssen, weil es von seinem Hauptbundesgenossen, von Rußland verlassen worden, war ein theurer und schimpflicher Friede, und wohl mußte jedem Vaterlandsfreunde das Herz bluten. Ueber die Hälfte seiner Besitzungen hatte der König abtreten müssen, und Napoleon hatte erklärt, „nur aus Achtung vor Alexander von Rußland gebe er ihm einen Theil derselben zurück.“ Die Königin Luise hatte ihn vergeblich persönlich um die Zurückgabe Magdeburg's angefleht. Napoleon erkannte ihre Liebenswürdigkeit und ihre Reize an: aber er ließ sich durch dieselben nicht rühren. „Wie ein Wachstuch, über welches das Alles weggleite,“ war er nach seinen eigenen Ausdrücken. Von allen Seiten war das geschwächte Preußen von feindlichen Elementen umgeben, die es jeden Augenblick erdrücken konnten. In seinem Westen lagerte das neuerrichtete Königreich Westphalen unter Napoleon's Bruder Hieronymus; die Festung Magdeburg, der Schlüssel des Elbübergangs, war ihm zugetheilt; sie sollte 12,500 Mann Besatzung erhalten, welche Frankreich stellte und Westphalen bezahlen mußte. Magdeburg war ein Hauptwaffenplatz Napoleon's im Herzen von Deutschland. Im Süden war Sachsen, auf Kosten Preußens vergrößert, zum Königreich erhoben und mit dem neuen Herzogthum Warschau im Osten verbunden worden; es hatte eine Militärstraße durch Preußen nach Warschau erhalten. Im Norden war Danzig zu einer Republik erhoben worden; aber es behielt gleichfalls eine französische Besatzung und einen französischen Gouverneur, denn es beherrschte die Weichselmündung und war im Falle eines wiederausbrechenden nordischen Krieges ein wichtiger Stützpunkt. Schwedisch-Pommern, die Festung Erfurt, Baireuth mit der Bergfestung Plassenburg blieben in französischer Verwaltung. Wesel, Kassel, Kostheim und Kehl am rechten Rheinufer, mußten an Frankreich

abgetreten werden, damit der Uebergang seiner Armee über den Rhein desto sicherer werde.

Mit gewohnter Treulosigkeit suchte Napoleon überdies den niedergeworfenen und umstrickten Gegner auch im Frieden noch zu erschöpfen. Bis zum 1. Oktober 1807 sollte nach einem besonderen Vertrage ganz Preußen von den Franzosen geräumt sein. Aber bei der Erfüllung der Friedensbedingungen erhoben sie so viel Streitigkeiten, daß die Besetzung noch ein ganzes Jahr länger dauerte, und das unglückliche Land hatte so lang mitten im Frieden eine fremde Armee von 200,000 Mann zu ernähren. Einen Hauptstreitgegenstand bildeten die rückständigen Kriegssteuern. Nach preußischer Berechnung betrugen diese 19 Millionen Franken; aber die Franzosen forderten 154 $/_2$ Millionen. Preußen mußte sich endlich wirklich zur Zahlung von 140 Millionen verbindlich machen und bis zur Tilgung der Schuld die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin in französischen Händen lassen, auch nachträglich noch versprechen, in den nächsten zehn Jahren nie mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu haben. Nun wurde es, vierzehn Monate nach dem Friedensschluß zu Tilsit, von den Franzosen bis auf jene drei Festungen geräumt, und es ist sehr die Frage, ob es geschehen wäre, wenn die Armee nicht anderwärts nöthiger gewesen. Denn der französische Raubadler hatte seine Klauen in die pyrenäische Halbinsel eingeschlagen.

Die nächsten Folgen des großen Unglücks für Preußen waren durchgreifende Verbesserungen in allen Verwaltungszweigen; überall zeigte sich eine große Regsamkeit. Scharnhorst leitete die neue Gestaltung der Armee, und ihm verdankt diese ihre spätere Brauchbarkeit; der Minister von Stein entfaltete eine gleiche Thätigkeit in der inneren Verwaltung. Aber nicht auf neue Formen allein durfte sich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gründen; auch der Geist mußte erweckt und rege gehalten werden. Letzteres bezweckte der „Tugendbund.“ Der Tugendbund war ein öffentlicher Verein, keine geheime Verbindung, welcher gleich nach dem Frieden von Tilsit

in Königsberg entstanden war, wo sich damals noch der Hof und die Regierung aufhielt. Er wurde vom Könige durch eine Kabinetsordre förmlich bestätiget, und breitete sich rasch über ganz Preußen aus. Sittlich-wissenschaftliche Zwecke wollte er verfolgen; das Elend mildern, welches der Krieg zurückgelassen; die geistige und moralische Kraft des Volkes heben und dadurch die Verluste ersetzen, welche der Staat erlitten hatte. Daß das erwachte Volksbewußtsein das Joch der Fremdherrschaft abschüttele und das Geraubte wieder gewinne, war sicher der fernere Zweck des Vereins, der unter den gegebenen Verhältnissen natürlich nicht ausgesprochen werden durfte. Dieser Endzweck entging indessen den Franzosen nicht, und Napoleon's Vorstellungen zwangen den König, den Verein für aufgelöst zu erklären. Die Versammlungen seiner Mitglieder in größerer Anzahl hörten nun zwar auf, aber nicht ihre Wirksamkeit für die Vereinszwecke. Ein steigender gereizter Zustand in Preußen und ganz Deutschland war vorhanden. Der Funke der Erhebung glimmte überall unter der Asche des frech zertretenen Volksglücks; jeder Windstoß konnte ihn zur Flamme anfachen.

So erschien das Jahr 1809 und mit ihm Ereignisse, welche Rettung aus der tiefen Schmach zu verheißen schienen. Napoleon hatte in Spanien einen Widerstand gefunden, wie er ihm noch nirgends aufgestoßen war. Die Könige hatte er auch hier getäuscht und geschreckt, und sie hatten sich und ihre Kronen ihm selber überliefert; aber die Völker nicht. Ein fürchterlicher Volkskrieg hatte schon Ströme von Blut vergossen, und Napoleon war an der Spitze der großen Armee selber nach Spanien gezogen; die Engländer waren in Portugal gelandet. Die Augen von ganz Europa richteten sich nach Westen und Deutschland hoffte. Auch Oesterreich hatte sein Kriegswesen umgestaltet und großartige Rüstungen vornehmen lassen; es hatte eine Landwehr errichtet. Die großen Streitkräfte Frankreichs waren über ganz Europa zerstreut.

Der Zeitpunkt schien günstig, und Oesterreich beschloß

den Krieg. Es konnte beträchtliche Heere in's Feld rücken lassen und rechnete dabei auf den öffentlichen Geist in Deutschland. Das erwachte Nationalgefühl sollte benutzt und ein Volkskrieg gleich dem spanischen entzündet werden. Zugleich wurden die Völker Italiens und Polens aufgerufen, sich den österreichischen Armeen anzuschließen. „Selbstständigkeit, Freiheit, Nationalehre," waren damals die Losungsworte Oesterreichs, womit es die Völker aufzurütteln suchte. Es ziehe für die Freiheit Deutschlands und Europa's zu Felde, „die sich unter Oesterreich's Fahnen geflüchtet hätten," lauteten seine Proklamationen. Die deutsche Nation wurde durch einen besonderen Aufruf des Erzherzogs Karl aufgefordert, „sich zu erheben und das schmähliche Joch zu zerbrechen, und wieder zu erlangen die Unabhängigkeit und Ehre, die ihr gebühre."

Die österreichischen Heere überschritten in Deutschland rasch die Grenze, warfen die Baiern zurück und besetzten am 17. April (1809) München; am 20. April nahm der Erzherzog Karl in Regensburg ein französisches Regiment gefangen. Eine zweite Armee sollte in Italien einfallen, eine Dritte in Dalmatien, eine vierte in Tyrol, und eine fünfte in Polen. Von solchen Anstrengungen konnte ein Erfolg erwartet werden, und der Anfang entsprach den Erwartungen. Wer in Deutschland, die Fürsten des Rheinbundes ausgenommen, und die deutschen Spione und Werkzeuge in französischem Solde, erflehte nicht Sieg für die österreichischen Waffen? Wer hätte nicht hoffen dürfen, da der mächtigste deutsche Staat die Bahn der Ehre betrat, daß das deutsche Volk nicht hinter dem spanischen zurückstehen werde? Warum sollte hier nicht ausgeführt werden können, was dort möglich gewesen war? Und wohl waren Anzeichen genug vorhanden, daß Oesterreich's Ruf an die deutsche Nation, nicht in leeren Lüften verhallen werde. Die Tyroler erhoben sich sogleich gegen die aufgedrungene baierische Herrschaft und die Franzosen; auf ihren Bergen flammten die Feuerzeichen; Mehl und Blut, welche die Flüsse durch die

Landesgaue trugen, riefen das Volk zum allgemeinen Aufstande. — In dem neuen Königreich Westphalen und in allen, von den Franzosen noch besetzten deutschen Landestheilen herrschten ein tiefer Grimm und eine Jedem bemerkbare Gährung. König Hieronymus hatte in Kassel, Braunschweig und Magdeburg Militärkommissionen ernannt, um über gewaltsame Störungen der Ruhe innerhalb 24 Stunden gewaltsam zu richten. Dennoch blieben hier selbst Frauen thätig, die Jünglinge und Männer zu gewaltsamer Abschüttelung des verhaßten Joches anzuregen, und in der Hauptstadt des eingedrungenen Königs selbst stand sein eigener Gardeoberst, der Freiherr von Dörnberg, bereit, den Aufstand zu leiten und den ganzen Hof gefangen zu nehmen. — In der Altmark auf dem linken Elbufer, war zu gleichen Zwecken ein ehemaliger Hauptmann von Katte thätig; er hatte sich die Schlüssel zu mehreren Zugängen der Festung Magdeburg verschafft; Bürger der Stadt, selbst mehrere Offiziere und mehr als 1000 Mann der ehemaligen preußischen Garnison harreten auf seinen Wink. Einer seiner Waffengefährten, Eugen von Hirschfeld, suchte den Volksaufstand im Halberstädtischen und in Thüringen vorzubereiten. — In Böhmen rüstete der vertriebene Herzog von Braunschweig-Oels ein Truppenkorps aus; ein österreichisches Heer sollte sich mit ihm verbinden, und beide gemeinschaftlich sollten Sachsen angreifen.

In Berlin stand an der Spitze eines schönen Husarenregimentes Schill. In diesem Regimente hatte sich die Blüte der kräftigen vaterländischen Jugend gesammelt; Haß gegen Napoleon und die Franzosen war ihr Element, die Rettung des Vaterlandes ihr heißester Wunsch, ihr Lebensziel. Unter ihnen allen war Schill wieder die Blüte an Franzosenhaß und Vaterlandsliebe, an Soldatenmuth und Entschlossenheit. Er stand im blühendsten Lebensalter und in der Fülle seiner Kraft. Sein Körper war von festem Baue und untersetzter Gestalt; geübt, die härtesten Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen. Seine Gesichtszüge waren angenehm, meist von

gewinnender Freundlichkeit und Heiterkeit belebt. Ein schönes schwarzes Auge blitzte Feuer, das im Innern seiner Seele unablässig thätig war. Wenn ihn ein Gedanke stark beschäftigte, senkte er es zu Boden, und die Hand spielte mit dem Schnurbarte. Wenn er das Auge wieder hob, sprühete es Licht und Leben, und die Hand sank auf den Säbelgriff. Schill sprach sehr gut, und seine hingeworfenen Ideen waren Gedankenblitze, die im leichten Fluß der Rede und von dem Feuer seines Auges unterstützt, die Herzen mit sich fortrissen. — Den Mangel einer früheren Bildung und die Lücken in seinem Wissen suchte er auszufüllen, sobald sich ihm Zeit dazu darbot. Diese fand er aber nur selten in dem Thatensturme, der ihn ergriffen hatte. — Die höchste Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit zierten den edlen verdienstvollen Mann. Sie gewannen ihm die Herzen Aller, welche ihm näher standen, und vor ihnen verstummte der Neid selbst, welchen sein glänzendes Auftauchen aus der Namenlosigkeit, und die Volksgunst, welche diesem folgte, früher erzeugt hatte. Freunde hatte ihm die Liebenswürdigkeit seines Charakters viele gewonnen; sie hingen an ihm mit unerschütterlicher Treue und viele folgten ihm bis in den Tod. Aber auch er war fähig, für den Freund alles zu thun und zu leiden. Er besaß eine außergewöhnliche Gabe, sich die Zuneigung und Anhänglichkeit der Soldaten und des Volks zu gewinnen. Wo ihn seine Züge hinführten, kam ihm Wohlwollen und freiwillige Hülfe entgegen. — Schill lebte mäßig und sparsam, und verwendete wenig für seine eigenen Bedürfnisse: aber keine Vermögensopfer waren ihm zu groß, sobald es sich um die Erreichung eines vaterländischen Zweckes handelte. Den Ueberschuß seiner Einnahme hat er theilweise auf die bessere Bekleidung und Bewaffnung seines Regiments verwendet. Nie blieb seine Hand dem Dürftigen verschlossen, der sich an ihn wendete; und wo er nicht helfen konnte, wußte er durch freundlichen Trost Hoffnung und Muth wieder zu beleben. — Auch die Gunst der Frauen lächelte dem Helden: er war mit der zweiten Tochter des Generals von Rüchel verlobt.

Mit dem Schwerte hatte sich Schill die kriegerische Ehrenbahn eröffnet, und es winkten ihm ihre höchsten Stufen und alles äußere Glück. Er war geehrt und geachtet von dem Könige, und besonders von der Königin; er war geliebt von Allen, die ihm näher standen, von seinen Untergebenen auf den Händen getragen; bewundert von seinen Mitbürgern, deren Stolz er war. Es winkte ihm Familienglück an der Seite einer liebenswürdigen Frau. Nicht Ehrgeiz war es, was ihn diese Aussichten in eine genußreiche Zukunft alle durchbrechen hieß; sein Ehrgeiz konnte durch sie gesättigt erscheinen. Wer mag bei der geschichtlichen Lage Europa's und Deutschlands, bei der Stellung, die seinem Vaterlande angewiesen war, wer mag fragen, was ihn dazu getrieben hat? Es fehlte seinem Glücke das Vaterland, die Freiheit! Wie Theodor Körner später für seine Kunst die Heimath suchte; so suchte er sie für seinen schon gewonnenen Ruhm, für sein Volk, welches seine Hoffnungen auf jenen gründete. Ueber die Gebühr hatte ihn seiner Ansicht nach das Vaterland für das geehrt, was er bisher gethan: konnte Er ruhig bleiben, wo das gesammte Volk nach Thaten rief und den Mann erwartete, der es zu Thaten führen sollte, da andere Männer schon bereit standen, die weniger Ruf, weniger Ansehen, weniger Mittel besaßen, wie er?! Schill war Mitglied des Tugendbundes, und was diese Verbindung wollte, schien im Anfange des Jahres 1809 erreicht werden zu können; erreicht werden zu müssen, wenn es nicht auf lange wieder vertagt werden sollte. Die Augen Aller waren auf ihn gerichtet, und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an ihn, die Hoffnungen, welche das Volk auf ihn setzte, nicht zu täuschen. Die Pläne von 1807 tauchten wieder in ihm auf. Norddeutschland war von französischer Waffenmacht fast gänzlich entblößt, und während Napoleon von den Oesterreichern an der Donau beschäftigt war, mußte sich dort der Volksaufstand bilden, sich unaufhaltsam nach Süden wälzen, den Länderräuber vom Rheine abschneiden und zwischen zwei Feuern erdrücken. Wenn jetzt bei Oester-

reichs ungeheurer, letzter Anstrengung, Preußen, das übrige Deutschland, wieder ruhig blieben, und es den Kampf allein kämpfen und verlieren ließen; wann ging dann wieder ein Stern der Hoffnung auf? Aber die preußische Regierung zögerte, und die übrigen deutschen Regierungen zogen für Frankreich zu Felde. Ein kühnes Unternehmen, eine Erhebung ihrer Völker konnte beide zwingen, ihre Pflichten gegen ihr Vaterland zu erfüllen. Der österreichische Krieg hatte glücklich begonnen; die Siegesnachrichten von Regensburg verbreiteten sich eben in der preußischen Hauptstadt; die Tyroler Bauern standen in Waffen; Schill sah den Boden der französischen Tyrannenherrschaft unterhöhlt, sah ihren unnatürlichen Bau wanken; und er beschloß, ihn stürzen zu helfen. Er fühlte sich dazu berufen, und er war es. Er war der Mann des Volkes und der That; kein Kabinetsdiener. Der Wahlspruch, den er oft im Munde führte, lautete:

„Mag mein Ende sein mit Schrecken; besser ist ein jüngster Tag,
Als ein Schrecken ohne Ende, wo nur Schande droht und Schmach".

Schill's Erhebung stand nicht vereinzelt; sie stand in Verbindung mit allen Unternehmungen, welche sich im Rücken der Franzosen im Geheimen vorbereiteten. Aber gerade die Natur der geheimen Vorbereitungen bringt es mit sich, daß sie selten zur Reife und zum beabsichtigten gemeinschaftlichen Ausbruche gelangen. Verrath oder auf andere Weise herbeigeführte Entdeckung nöthigen die Führer gewöhnlich zu frühem, vereinzeltem Handeln und vereiteln das Gelingen gut angelegter Pläne. — Mit Katte stand Schill in Beziehung und wußte um seinen Plan. Wenn Magdeburg gewonnen war, sollte Schill aus Berlin abmarschiren. Katte's Unternehmen mißlang aber am 5. April; er flüchtete nach Böhmen zu dem Herzoge von Braunschweig. Die westphälische Regierung wurde auf die Pläne ihrer Gegner immer aufmerksamer und ließ

alle Verdächtigen entwaffnen. Auch mit Dörnberg's Absichten war Schill vertraut und billigte sie. Man zweifelte nicht daran, daß Dörnberg's Unternehmen gelingen und einen bedeutenden Umfang gewinnen werde. Dann wollte sich Schill mit seinem Regimente nach Hessen werfen und durch die Schätze des vertriebenen Kurfürsten unterstützt, welcher sich damals in Prag aufhielt, und in dessen Interesse er handelte, eine Macht bilden, welche dem sich entwickelnden Volkskriege einen Anhaltspunkt gewähren sollte. Mit dem Kurfürsten von Hessen und dem Herzoge von Braunschweig stand Schill übrigens in keiner direkten Verbindung. Doch mochten sie von seinem Plane unterrichtet sein, und würden sich im Falle des Gelingens sicher an ihn angeschlossen haben. Wohl waren auch andere Männer von Bedeutung mit Schill's Unternehmen bekannt, und vielleicht auch eine hochgestellte patriotische Frau, welcher „der Volksschmach herbstlicher Wind vor der Freiheit Frühlingsgekose" das Herz gebrochen hat; wohl mochten sie alle hoffen, daß durch seine That jene Frühlings-Sonne der Freiheit früher heraufbeschworen werde. Und so verliert sie jenen Ruf der Abenteuerlichkeit und Zwecklosigkeit, den ihr nach ihrem Mißlingen die feile Gesinnung angedichtet hat, welche nur nach dem Erfolge urtheilt und nach Procenten rechnet.

Auch Dörnberg's Unternehmen aber mißlang. Am 21. April hatte der Aufstand des Landvolks in der Nähe von Kassel in dem Dorfe Walhausen begonnen, weil Verrath kein längeres Zögern gestattete. Dörnberg wurde mit den Jägern der Garde gegen die Insurgenten gesendet und forderte seine Truppen auf, zu ihnen überzugehen. Diese aber weigerten sich und kehrten nach Kassel zurück. Dörnberg gab seine Sache zu früh verloren und flüchtete nach Böhmen.

Hierdurch wurden Schill's Berechnungen alle gestört, aber sein Muth blieb unerschüttert und sein Entschluß fest. Doch auch seine Absichten wurden dem Feinde verrathen. Aus dem Amt Heyde bei Bielefeld hatte sich ein Abgesandter, der Landmann Romberg, bei ihm eingefunden,

und ihn im Namen mehrerer verbundenen Dorfschaften aufgefordert, sich in ihre Gegend zu werfen, die zum Aufstande bereit sei. Schill hatte ihn zurückgesendet und mit mehreren Briefen an angesehene Personen versehen; auch Proklamationen hatte er ihm mitgegeben, durch welche die Bewohner aufgefordert wurden, sich unter eigenen Führern zu erheben, bis Schill in ihrer Gegend erscheinen könne. Romberg wurde auf seiner Rückreise in Magdeburg angehalten, und seine Papiere fielen in die Hände des französischen Kommandanten. Dieser sandte sie nach Kassel, und der preußische Gesandte am westphälischen Hofe mußte seiner Regierung nach Königsberg die Anzeige machen. Ehe diese Anzeige aber an den Ort ihrer Bestimmung gelangte, war auch Schill von der drohenden Gefahr benachrichtiget worden. Der damalige Referendar des westphälischen Ministers, Alexander v. Bothmar, ein deutsch gesinnter Mann, war mit Kurirpferden nach Berlin geeilt und hatte den Adjutanten Schill's von der unglücklichen Entdeckung in Kenntniß gesetzt. Jetzt, da Alles verloren schien, konnte durch ein muthiges Wagen allein Alles gewonnen werden, und nicht sein Untergang war es, den Schill dadurch abwenden wollte. Es galt den Versuch, die Freiheit mit stürmender Hand zu gewinnen, die großen Hoffnungen nicht zerrinnen zu lassen, die sich auf den österreichischen Krieg gründeten. Immer noch stand Schill's Entschluß unerschüttert. Mit Schnelligkeit und der tiefsten Verschwiegenheit führte er ihn aus.

Am 28. April 1809 Nachmittags um 4 Uhr rückte Schill mit seinem Husarenregimente, 600 Mann stark, zum Hallischen Thore hinaus. Das Regiment führte seine eisernen Futterbestände mit sich: aber Niemand fiel etwas auf, denn Schill hatte seine leichte Reiterei auch im Frieden häufig im Felddienste geübt, auch vor diesem Ausmarsche geäußert, er werde ein Nachtmanöver ausführen. Das Regiment war unter verschiedenen militärischen Bewegungen auf der Straße nach Potsdam etwa eine Meile weit vorgerückt, als dem Major durch eine Ordonnanz ein Brief eingehändigt wurde, welcher für eine Marsch-

Ordre gelten konnte. Schill ließ Halt machen und einen Kreis schließen. Eine goldgestickte Brieftasche, ein Geschenk der Königin Luise, in der Hand, trat er in den Kreis und hielt eine kurze Anrede an die Truppen. Er fragte sie, ob sie ihm folgen wollten, die Schläfer zu erwecken und die Fesseln zu zerbrechen, welche der große Kronenräuber um ganz Europa geschlungen habe? Die Stunde der Erhebung sei gekommen; Oesterreich stehe in den Waffen; ganz Deutschland werde folgen. Wann sie versäumt sei, werde der Tyrann ihr armes Vaterland, welches er schon von dem Gipfel seiner Größe herabgerissen und in den Staub getreten, behandeln, wie er Spanien behandelt habe; ihnen den König rauben und ihre alte Verfassung. Er sei entschlossen, sich des Geschenkes der Königin würdig zu beweisen und lieber zu fallen, als den Ruin ihres Hauses mit anzusehen. Die Soldaten und Offiziere jauchzten ihm Beifall zu. Allgemein verbreitete sich unter ihnen die Meinung, daß sie nur der Vortrab des größeren Heeres seien, welches ihnen auf dem Fuße folgen werde; und sie waren stolz auf diese Ehre. Schill ließ aufsitzen und den Weg nach Potsdam fortsetzen. Hier nahm er eine Anzahl Gewehre in Empfang, welche er für seine reitende Jägerabtheilung bestellt hatte. Er ließ die Nacht eine Meile jenseits Potsdam einige Stunden bivouaquiren und erreichte am 29. April unter beständigem Regen Großkreuz und Jeserick.

Hier erreichte ihn der Major v. Zeblin, welcher ihm von dem Gouvernement nachgesendet worden war, um ihn zurückzurufen. Der Major von Zeblin sprach mit Schill ganz allein und kehrte nach Berlin zurück, ohne einen Versuch gemacht zu haben, die Offiziere und Soldaten aus dem Irrthume zu reißen, als handle Schill in Folge höheren Befehls. Sein geheimnißvolles Erscheinen und Verschwinden befestigte im Gegentheile jene Ueberzeugung; auch konnte er der Ueberbringer veränderter Marschbefehle gewesen sein, denn Schill änderte sogleich die Richtung seines Zugs.

Schill war Willens gewesen, die Elbe in der Nähe

von Magdeburg zu überschreiten und eine Ueberrumpelung dieses Platzes zu versuchen, der von Streitern wirklich fast gänzlich entblößt war. In Großkreuz aber erfuhr er: daß der französische Kommandant in Magdeburg durch gute Kundschafter von seinem Ausmarsche aus Berlin sogleich benachrichtigt worden war, die Fähren habe versenken und alle andere Fahrzeuge wegschaffen lassen. Er wendete sich daher seitwärts, um bei Wittenberg den Uebergang zu versuchen. Auch Wittenberg war schwach besetzt und schlecht befestigt. Es war eine sächsische Stadt, und man hatte aus Dresden zwei Millionen Thaler baares Geld dahin geflüchtet, weil Dresden von einem österreichischen Korps bedroht war; auf der Elbe, dicht unter den Wällen der Stadt lagen mehrere Schiffe mit metallenen Kanonen beladen. Diese Schätze mußten eine Beute des Siegers werden. Aber Schill wollte sein Unternehmen nicht mit der Wegnahme deutschen Eigenthums beginnen, und eine deutsche Stadt den Gräueln eines Sturmes preisgeben; es war ihm allein um einen sicheren Elbübergang zu thun, um rasch in Westphalen erscheinen zu können. Er gelangte am 1. Mai durch einen verdeckten Marsch ganz in die Nähe der Festung; seine reitenden Jäger und eine Schwadron Husaren saßen ab und erwarteten, die Pistole in der Hand, ungeduldig das Zeichen zum Sturm. Nun wurde Wittenberg durch einen Parlamentär zur Uebergabe aufgefordert. Der sächsische Kommandant begab sich selbst zu Schill, mit ihm zu unterhandeln, und dieser forderte nichts, als freien Durchzug durch die Stadt und über die Brücke. Letzteres wurde endlich zugestanden, und mit klingendem Spiel zog Schill im Angesicht der Garnison dicht vor den Thoren der Festung vorbei und über die Brücke. Zugleich wurde ein sechstägiger Waffenstillstand geschlossen und der König von Sachsen von dem Vergleich in Kenntniß gesetzt.

Am 2. Mai gelangte Schill nach Dessau und wurde von den Einwohnern mit großem Jubel empfangen. Der Herzog hatte sich nach Wörlitz begeben, aber der Erbprinz war zurückgeblieben. Schill's Reiter bezahlten hier

alle ihre Bedürfnisse baar, und selbst die Kasse des westphälischen Postamts blieb aus Achtung gegen den Herzog unberührt; eben so die Montirungskammer und die Gewehrvorräthe des Herzogs. Nur dem Hofbuchdrucker geschah Gewalt, aber auf seinen Wunsch; mit der Pistole auf der Brust ließ er sich zwingen, eine Proklamation Schill's an die deutsche Nation zu drucken, durch welche sie zur Erhebung in Masse aufgefordert wurde. Aber in Sachsen schön konnte es Schill klar werden, daß er sich über die Stimmung in Deutschland getäuscht habe. Wohl eilten ihm von vielen Seiten Offiziere außer Dienst zu; aber das Volk blieb ruhig und griff nicht zu den Waffen. Beim Deutschen dauert es gar lange, bis er sich besinnt, daß er auch allein gehen kann.

Von Dessau aus wurde Köthen überfallen, dessen Herzog ein treuer Anhänger Napoleon's war. Er hatte dessen Gesetzbuch zuerst auf deutschem Boden eingeführt und betrieb mit großem Aufwand die Ausrüstung eines ganzen Regiments Bundestruppen; er hatte auch einen eifrigen französischen Spion abgegeben, den Marsch des Schill'schen Korps genau beobachten lassen und dem General Michaud in Magdeburg darüber Bericht erstattet. Der Herzog hatte seine Residenz sehr eilig verlassen und alle öffentliche Kassen mitgenommen. Die Schill'schen Husaren jagten seine Leibgarde auseinander, die aus lauter großen, schön uniformirten Leuten bestand. Fünfzig Mann sammt einem Feldwebel traten in Schill's Dienste, und sogar ein fürstlicher Kammerherr folgte dessen Fahne. 600 Gewehre, viele andere Montirungsstücke, 5 Pferde aus dem Marstall und eine sehr schöne Gewehrkammer, in welcher sich viele seltene Stücke befanden, wurden nach Dessau zum Korps geschafft. Am 3. Mai brach Schill mit dem ganzen Korps nach Bernburg auf; die Brücke über die Saale fand sich unversehrt und gar kein Widerstand. Es war zugleich eine Streifpartei nach Halle entsendet worden, welche am 3. Mai Abends 11 Uhr in die Stadt eindrang, die west-

phälische Besatzung und den Kommandanten entwaffnete, und einige bedeutende Kassen, auch allerlei Vorräthe von Waffen, Sätteln, Tuch u. a. erbeutete. Die Stadt wurde im Namen des Königs von Preußen in Besitz genommen; die westphälischen Wappenschilde wurden heruntergenommen und der preußische Adler dafür angeheftet. 60 Freiwillige, meist gediente Soldaten, schlossen sich dem Schill'schen Korps bewaffnet an.

In Bernburg umwölkte sich der Himmel für den Tapferen, und Nacht fiel auf alle seine Hoffnungen. Hier erst erhielt er die Nachricht, daß Dörnberg's Unternehmen gänzlich gescheitert war, und vom Kriegsschauplatz an der Donau traf die Trauerkunde französischer Siege ein. Napoleon hatte sich hier mit seinem gewöhnlichen Ungestüm auf das Hauptheer der Oesterreicher geworfen, welches 200,000 Mann stark war, und durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen den überlegenen Gegner verwirrt und geschlagen. Er hatte den linken Flügel der Oesterreicher von dem Centrum abgesprengt und über Landshut (am 21. April) in übereilte Flucht geworfen; er hatte (am 22. April) bei Eckmühl das Centrum und den rechten Flügel derselben geschlagen und bei Regensburg über die Donau geworfen. Der Erzherzog Karl hatte sich nach Böhmen zurückgezogen; der Weg nach Wien lag für die Franzosen offen und unvertheidigt da. Napoleon hatte ihn auch sogleich betreten und seinen Kriegern verkündet, ehe vier Wochen verflossen seien, würden sie zum zweiten Male in Wien einziehen. — Gleichzeitig mit diesen Unglücksbotschaften erhielt Schill ein Schreiben des Gouverneurs von Berlin, des Generals l'Estoq, welches mit den heftigsten Vorwürfen angefüllt war, daß er seinen Monarchen auf so unverantwortliche Weise compromittirt habe; es enthielt außerdem den Befehl, auf der Stelle zurückzukehren. Natürlich: jetzt war nicht mehr daran zu denken, daß Preußen den Krieg erklären werde. Wer früher um Schill's Unternehmen gewußt oder es gebilligt hatte, mußte es nun desavouiren. Am Tage nach seinem Ausmarsche aus Berlin, am 29. April, waren sämmtliche

zurückgelassene Offiziers-Bediente zu ihrem Regimente gestoßen, mit Pässen von dem Kommandanten von Berlin, dem Grafen von Chasot, versehen. Ferner bleibt bemerkenswerth, daß auch l'Estoq's Brief immer noch kein offener, sondern an Schill allein gerichtet war. Der Gouverneur und der Kommandant von Berlin sind etwas später von ihren Posten abberufen worden.

Schill's Lage war nun bedenklich, und er säumte keinen Augenblick, seine Offiziere mit dem ganzen Umfang ihrer Gefahr bekannt zu machen. Er berief sie zu einem Kriegsrathe und legte ihr ferneres Schicksal in ihre eigene Hand. Er selber rieth, über die Elbe zurückzugehen, um sich entweder mit den Oesterreichern in Böhmen zu verbinden oder in die Heimat zurückzukehren. In letzterem Falle war er das wahrscheinliche Opfer für ihre Rettung. Alle aber wollten vorwärts geführt sein. Dort winke die Ehre und das Vaterland, im äußersten Falle ein rühmlicher Untergang; rückwärts nur Schande und Strafe. Am entschiedensten in diesem Sinne sprachen sich der Major Adolf von Lützow aus und der Lieutenant von Stock. Schill schwankte lange, bis die Stimme seines liebsten Freundes den Ausschlag gab. Lieutenant von Dieczelsky war ein einfach edler Charakter mit der ruhigen, besonnenen Herrschaft über sich selbst und seine Umgebung. Auch er trat der Ansicht Stock's bei: ein so kühnes Unternehmen dürfe nicht kleinlich enden. Für das Volk seien sie ausgezogen, weil sie es für die Freiheit reif gehalten hätten. Hätten sie sich getäuscht, und ziehe das Volk noch die Tyrannei vor, so bleibe ihnen weiter nichts übrig, als zu sterben. Schill gab nach, und der Würfel ihres Schicksals war gefallen.

Es wurden nun verschiedene Operationspläne besprochen, unter welchen der Vorschlag des Majors von Lützow der beachtenswertheste war. Er rieth, sich von der Elbe ab gegen die Weser zu wenden, auch diese zu überschreiten und sich in Ostfriesland festzusetzen, die See und die Hülfe Englands im Rücken, das große Bourtanger Moor und die westphälischen Lande im Angesicht. Ostfries-

land war fruchtbar und bot reiche Erhaltungsmittel; sein durchschnittener Boden erschwerte das Vordringen des Feindes und erleichterte die Vertheidigung. Das Volk war tapfer und hing an der alten preußischen Regierung; Jeder wußte seine Büchse zu führen und treffliche Scharfschützen waren aus ihnen zu bilden. Von hier konnten Westphalen und Hessen in Flammen gesetzt, oder Mißvergnügte wenigstens aus diesen Gegenden herangezogen und zu Soldaten gebildet werden. Alle Kriegesbedürfnisse schaffte England sicher im Ueberfluß, vielleicht sogar durch eine Landung Hülfstruppen. Zurückgedrängt an die Küste, war eine Einschiffung nach England ein sicheres Rettungsmittel. Schill war jedoch im Augenblick für keinen bestimmten Plan zu gewinnen. Er war nur mit Widerstreben zur Fortsetzung seines begonnenen Unternehmens bewogen worden; er zeigte von nun an öfters Unschlüssigkeit und Unzweckmäßigkeit in seinen Bewegungen. Sollte auch das nicht darauf hinweisen, daß der sonst unerschütterlich thatkräftige Mann in seinem Inneren tiefer und tödtlicher verletzt war, als sich durch das Zerrinnen seiner Hoffnungen auf die Fortschritte der österreichischen Waffen allein erklären läßt? Wird es nicht wahrscheinlich, daß ein festeres Vertrauen des edlen Kämpfers verletzt war??

Zunächst drohete ihm ein Angriff von Magdeburg her. Eine bedeutende Abtheilung der Garnison war gegen Bernburg in Anmarsch. Schill beschloß, ihr keck entgegen zu gehen, sie zu zersprengen und sich so das Feld für jede weitere Unternehmung frei zu machen. Noch an demselben Abende (4. Mai) rückte er aus Bernburg aus und bivouakirte in der Nähe des Städtchens Egeln an der Bode. Von hier brach er am Morgen des 5. Mai auf und stieß bei Dodendorf eine Meile vor Magdeburg auf den Feind. Hier waren 400 Schritt vor dem Dorfe vier Kompagnieen westphälischer Infanterie in drei geschlossenen Vierecken aufgestellt; auf dem linken Flügel standen zwei Kompagnieen Nationalfranzosen; das Dorf selbst war besetzt und am Eingange desselben waren zwei Kanonen aufgepflanzt. Es sollte der Versuch gemacht werden, die

westphälischen Soldaten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Lieutenant Stock ritt, ein weißes Schnupftuch schwingend, an das erste westphälische Quarré heran und forderte die Truppen auf, nicht für einen aufgedrungenen fremden König gegen ihre deutschen Brüder zu fechten. Ein Offizier näherte sich ihm, und nach einem kurzen Gespräche wandte sich Stock um, zu den Seinigen zurückzukehren. Da fiel aus dem Quarré ein Schuß, der ihn zu Boden streckte. Die Preußen wagten einen zweiten Versuch: denn gelang es, die westphälischen Regimenter zum Abfall zu bewegen, so konnte dies Beispiel von unberechenbar großen Folgen sein. Ein zweiter Lieutenant sprengt, von einem Wachtmeister und einem Trompeter begleitet, vor: aber Flintenfeuer empfängt sie. Nun verlangen die Husaren erbittert das Zeichen zum Angriff, und es erfolgt. Drei Schwadronen, geführt von Dieczelsky, dem Major v. Lützow und dem Rittmeister v. der Kettenburg, stürzen auf die Quarré's ein. Dieczelsky sinkt, tödtlich in die Brust getroffen, nieder, aber mit fürchterlichem Rachegeschrei setzt seine Schwadron über die Leiche ihres Führers weg, zersprengt das Quarré, und säbelt von Innen heraus Alles nieder, was Widerstand leistet, bis sich die Leichen in dem engen Raume zu Hügeln thürmen. Den beiden andern Schwadronen gelingt ein Gleiches; aber auch von der Kettenburg fällt, und Lützow wird schwer verwundet. Sechs westphälische Offiziere und 160 Gemeine wurden gefangen genommen; der feindliche Anführer selber, der Oberst Vautier wurde tödtlich verwundet. Das Dorf selbst war unterdeß von 64 Mann Infanterie, welche sich bei Schill gesammelt hatten, umgangen worden, und Schill griff es zugleich mit der vierten Schwadron von vorne an; es wurde genommen und die Kanonen, mehrere Pulverwagen, Fahnen, Waffen und Gepäck erbeutet; die Kanonen mußten indeß zurückgelassen werden, weil sich die Landleute, welche zu ihrer Bespannung requirirt worden waren, davongemacht hatten. Die Nationalfranzosen allein hielten auf einer Anhöhe, auf welche sie sich zurückgezogen

hatten, noch Stand; diese Höhe suchten die reitenden Jäger, welche abgesessen waren, vergebens zu stürmen; auch ihr Lieutenant wurde erschossen. Um 6 Uhr Abends gab Schill das Zeichen zum Rückzuge. Aber theuer waren die Vortheile erkauft, welche er errungen hatte. Sechs seiner bravsten Offiziere waren gefallen; fünf andere waren verwundet und zwei davon, Heinrich von Wedell und Zaremba, die sich zu weit vorgewagt, dem Feinde in die Hände gefallen; 70 Gemeine deckten das Schlachtfeld.

Schill zog sich unverfolgt nach Wanzleben, am 5. Mai nach Neu-Haldensleben, am 7. nach Tangermünde und am 8. nach Arneburg, wo er bis zum 12. Mai verweilte.

General Michaud in Magdeburg war in der größten Besorgniß für die Festung; er dachte nicht mehr daran, Schill anzugreifen; er sendete Boten über Boten an den holländischen General Gratien ab, welcher in Hannover stand, und forderte ihn auf, zur Hülfe herbeizueilen. Diese Boten fielen zum Theil in die Hände Schill's, und in einer Depesche war die Stelle enthalten: „Schill's Husaren schlügen sich nicht, wie gewöhnliche Soldaten, sondern wie wüthende.“ Aber was konnte der Heldenmuth seiner braven Reiter helfen, da überall das Volk ruhig blieb. Alles war durch Napoleon's Siegesglück an der Donau geblendet und gelähmt. Zwar stellten sich kühne Streiter einzeln zu seiner Verfügung; aber die Erhebung in Masse, von welcher allein Rettung zu erwarten war, unterblieb. Er bildete sich aus jenen ein Fußvolk, dessen Mangel er bei Dodendorf schmerzlich empfunden hatte. Dies scheint der Grund gewesen zu sein, warum er in Arneburg so lange verweilte. Die Altmark lieferte ihm auch gute Pferde zur Ergänzung seiner Reiterei. Alle Erfordernisse bezahlte Schill baar, bis auf die Pferde, auf die er nur eine Abschlagszahlung leistete und sein Ehrenwort verpfändete, auch den Rest zu berichtigen, sobald es ihm möglich sei.

Von Kassel aus wurde ein Preis von 10,000 Franken auf Schill's Kopf gesetzt (5. Mai). Er wird in dem

Aechtungsschreiben mit einem Piraten verglichen, welcher ohne Kaperbrief Krieg führe. Es wurde allen Behörden befohlen, auf ihn und seine Leute Jagd zu machen und sie todt oder lebendig einzuliefern. Schill soll dagegen den zehnfachen Preis auf den Kopf des Hieronymus Napoleon gesetzt haben. Er erließ eine Proklamation an die Bewohner Westphalens und forderte sie nochmals auf, sich an ihn anzuschließen. Allein nun erschien auch eine Erklärung von Seiten Preußens, durch welche Schill's That für ein strafbares, eigenmächtiges Unternehmen erklärt wurde. Ein Parole-Befehl an die preußische Armee war von Königsberg aus am 8. Mai erlassen worden. „Seine Majestät fänden nicht Worte genug, darüber Ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfänden," heißt es darin, und die That wird eine „unglaubliche" genannt. Es wurde in Berlin zugleich eine Untersuchung in Betreff ihrer eröffnet. Preußen that Alles, den Zorn Napoleon's zu beschwichtigen, und sendete seine Erklärungen an den westphälischen Hof, welcher nicht säumte, sie von Magdeburg aus in der ganzen Gegend zu verbreiten. Selbst Napoleon, welcher auf seinem Siegeslaufe in Oesterreich begriffen war, widmete dem Unternehmen des deutschen Mannes die größte Aufmerksamkeit. Im sechsten Armeebülletin, welches vom 9. Mai aus St. Pölten datirt ist, erklärt er: „Ein gewisser Schill, eine Art von Brigand, welcher sich in dem letzten preußischen Feldzuge mit Verbrechen (!) bedeckt hat und zum Range eines Colonels erhoben worden ist, ist mit seinem ganzen Regimente aus Berlin desertirt. Diese lächerliche (?) Bewegung war mit der Partei verabredet, welche in Deutschland Alles in Flammen und Aufruhr versetzen wollte. Se. Majestät haben die Errichtung eines Observationskorps der Elbe angeordnet, welches 60,000 Mann stark sein soll. Die Avantgarde dieses Korps hat sich bereits nach Hanau in Bewegung gesetzt." Welcher Hohn, welche Beleidigung für Preußen liegt in dieser Bekanntmachung! Und Preußen, das einen Verbrecher zum Obersten befördert, Preußen, dessen Königin diesem Ver-

brecher eine Brieftasche übersendete und mit eigener Hand die Worte hineingezeichnet hatte, „für den braven Herrn von Schill," Preußen buhlt um die Gunst dieses Beleidigers und läßt Oesterreich im Stich, während er doch gegen die vorgeblich lächerliche Bewegung in ganz Norddeutschland wirklich keine Armee aufzubringen hat, und keinen der Elbe näher gelegenen Punkt, als Hanau, wo er ein Heer zu sammeln sucht! Nein, lächerlich war die Sache dem großen Kaiser keineswegs! Das beweisen schon die 60,000 Mann, welche er dagegen aufstellen will; das beweisen auch die Memoiren des Generals Rapp, der darin erzählt, „Schill's Aufstand machte dem Kaiser viele Sorgen. Er glaubte, nun werde ganz Preußen aufstehen. Rapp antwortete: Nein; die Nation bricht ihr Friedenswort nicht." Die Nation hatte kein Friedenswort zu brechen: denn sie hatte mit dem fremden Unterdrücker keinen Frieden geschlossen; die Fürsten allein hatten es gethan, und sie hatten es thun müssen, weil sie von dem Volke keine Hülfe nehmen wollten, weil sie ihm die Waffen nicht hatten anvertrauen wollen. Deßwegen wurde der Mann des Volks, der es aufforderte, sich zu waffnen, für einen Verbrecher erklärt und von drei Regierungsgewalten geächtet. Schill's Untergang war nun allerdings entschieden: aber Eine Freude blühte doch noch dem geächteten Manne.

Seine Entfernung hatte in Berlin lebhafte Bewegung erregt, und seine Schritte wurden mit der lebendigsten Theilnahme verfolgt. Die Regimenter, welche in der Hauptstadt lagen, waren in der höchsten Aufregung, vor allen die frühere Infanterie seines Korps, das leichte Bataillon Schill. Am 4. Mai verließen 156 Mann dieses Bataillons mit vier Offizieren, geführt von dem Lieutenant von Quistorp II. ohne Befehl die Residenz, um sich mit ihrem früheren Führer zu vereinigen. Das Gouvernement sendete ihnen sogleich den Hauptmann v. Petersdorf mit mehreren Offizieren und einem Kommando nach, sie zurück zu bringen. Diese hoben auch den Nachtrab der Weggezogenen in seinem Nachtquartier auf, entwaff-

neten und verhafteten ihn. Quistorp indessen erhielt dadurch Zeit, seine Leute zu sammeln und aufzustellen. Er ließ die Trommeln rühren, als die Abgeschickten zu ihnen reden wollten und drohete, Feuer auf sie geben zu lassen. Quistorp suchte Schill nun auf und zog auf dem rechten Elbufer abwärts. Am 12. Mai kam er Arneburg gegenüber an, bestieg mit seinen Leuten einige Kähne und fuhr mit klingendem Spiel über den Strom. Schill eilte ihnen mit allen Trompetern seines Regiments entgegen, und das Zusammentreffen war rührend. Jeder drängte sich zu ihm, seine Hand zu erfassen; die Krieger freuten sich wie Kinder, die einen verlornen Vater wiedersehen. Unter Jubel zogen sie in Arneburg ein, und Schill pries diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens. Eine Zahl Freiwilliger hatte sich dieser Infanterie auf ihrem Zuge angeschlossen und von dem rechten Elbufer kamen noch mehrere herüber. Es wurde aus ihnen ein ganzes Bataillon Pikenträger gebildet. Auch Artillerie wurde gebildet, obgleich noch das Geschütz dazu fehlte. Pulver und Blei, woran sie Mangel hatten, wurde in Goslar am Harz erbeutet und glücklich zum Korps gebracht.

Der holländische General Gratien hatte seine Rüstungen endlich vollendet und war mit 5000 Mann im Anzuge gegen die Elbe. Schill scheint den Plan gehabt zu haben, festen Fuß an der unteren Elbe zu fassen, Mecklenburg und die Küsten der Ostsee im Rücken, um von da her Unterstützung vielleicht durch England zu erhalten, oder sich im Nothfall dorthin einzuschiffen. Hierzu bedurfte er eines Stützpunktes an der Elbe, und er warf sein Augenmerk auf die kleine Festung Dömitz in Mecklenburg-Schwerin. Er brach am 13. Mai von Arneburg auf; Dömitz wurde am 15. Mai überfallen und genommen; die 65 Mann starke Besatzung ergab sich ohne Widerstand.

Dömitz ist ein kleiner Ort von etwa 150 Häusern und 2000 Einwohnern mit einem Fort auf einer Insel, welche von der Elbe und dem Schwarzwasser gebildet

wird. Die Wälle und Kasematten waren aber in sehr schlechtem Zustande. Es fanden sich indessen 20 eiserne Kanonen vor, welche sehr willkommen waren, obgleich auch sie nur halb brauchbar waren; ihre Lavetten waren meist so verfault, daß man sie kaum fortbringen konnte. Man eilte, die Befestigung auszubessern, so gut es ging. Schanzarbeiter wurden aufgeboten, die Wälle mit Brustwehren versehen, die Gräben aufgeräumt, für die Kanonenkugeln freie Bahn gemacht, und eine große Anzahl von Bäumen gefällt. Aber die Holländer naheten mit großer Uebermacht, und der Ort war nicht haltbar. Der Rückzug an die Ostseeküste mußte angetreten werden; England blieb die einzige Hoffnung. Zwei seiner vertrauten Freunde entsendete Schill daher von Dömitz; der Rittmeister von Bornstedt sollte sich über Hamburg nach London begeben, um dem englischen Ministerium Vorschläge zu machen; Herr v. Bothmar ging mit Aufträgen an den Admiral der englischen Flotte ab, welche in der Ostsee stationirte. Beide gelangten jedoch nicht an den Ort ihrer Bestimmung.

Schill verließ am 18. Mai Dömitz und schlug den Wege nach Wismar ein. Der Lieutenant v. François wurde mit 3—400 Mann schlecht bewaffneter Infanterie und einigen Reitern zurückgelassen, den Ort zu vertheidigen und den Feind dadurch aufzuhalten. Am 24. indeß wurde Dömitz auf Schill's Befehl und im Angesichte des Feindes, welcher die Stadt beschoß und Anstalten zum Sturme traf, wieder verlassen; die Besatzung zog sich fast ohne allen Verlust zurück und erreichte Rostock am 25. Mai. Am 27. wurde sie in Warnemünde nach der Insel Rügen eingeschifft.

Schill war unterdessen in Wismar eingetroffen, von wo er gegen die Elbe hin und auf der Straße nach Lübeck streifen ließ, um Gratien in seiner Verfolgung irre zu leiten. Dieser wurde auch wirklich unschlüssig und wandte sich auf Lüneburg, weil er Hamburg oder Lübeck von Schill bedroht glaubte. Schill jedoch zog über Rostock nach Stralsund. Aber ein neuer Feind

folgte dem Abziehenden. Die Dänen waren von den französischen Behörden aufgefordert worden, die bedrohete Ruhe in Norddeutschland sichern zu helfen. Sie rückten unter dem General v. Ewald in Lübeck ein und vereinigten sich mit den Holländern.

Stralsund war als Festung von keiner Bedeutung mehr: denn die Franzosen hatten die Wälle größtentheils abtragen, die Wassergräben verschütten und die Außenwerke zerstören lassen. Bedeutende Kriegsvorräthe befanden sich indessen noch in der Stadt und zu deren Bedeckung eine kleine Abtheilung französischer Artillerie, 100 polnische Uhlanen und einige mecklenburgische Truppen unter dem Befehle des französischen Generals Candras. Dieser General wollte in dem unhaltbaren Orte keinen Angriff abwarten und stellte sich daher bei Damgarten an der Recknitz auf, um den Preußen hier den Uebergang streitig zu machen. Der Fluß ist an beiden Ufern sumpfig, und nur ein einziger langer Damm führt von Ribnitz durch den Morast; die Brücke war abgetragen, der Damm verschanzt und 4 sechspfündige Kanonen aufgepflanzt. Die aus Rostock vertriebene mecklenburgische Besatzung hatte sich hierher zurückgezogen. Schill erschien hier am 24. Mai Nachmittags 1 Uhr vor dem Feind. Eine Kanonade eröffnete das Gefecht. Eine Kompagnie der Schill'schen Infanterie ging weiter oben auf einem mitgebrachten Boote über die Recknitz und nahm den Feind in die linke Seite; die reitenden Jäger saßen ab, stellten die zerstörte Brücke wieder her und stürmten die Verschanzungen; ein Theil der Kavallerie schwamm durch den Fluß und fiel wüthend auf den Feind. Er gerieth in allgemeine Flucht, und General Candras rettete sich auf preußisches Gebiet. Ein Major, 33 Offiziere und 600 Gemeine, meist Mecklenburger, geriethen in Gefangenschaft. Schill gönnte den ermüdeten Truppen kaum eine Erholung; noch in der Nacht rückte er mit der Reiterei bis Carnin vor.

In Stralsund war man ohne alle Nachricht über das Gefecht bei Damgarten und daher in völliger Sicher-

heit. Die französische Artillerie, etwa 150 Mann stark, lag ruhig in ihrer Kaserne in der Haakenstraße. Sie hatte am Morgen des 25. Mai durch Kanonendonner die Einnahme Wiens durch die Franzosen gefeiert, deren Kunde so eben nach Stralsund gelangt war; ihr Kapitain erging sich in der Stadt. Gegen 10 Uhr Morgens sprengte Schill mit 30 Jägern und 15 Husaren, welche ihm allein hatten folgen können, in die sorglose Stadt; die schwache Bürgerwache an der Zugbrücke leistete keinen Widerstand. Der französische Artilleriekapitain wurde gefangen genommen, auf sein Ehrenwort aber, daß sich seine Mannschaft friedlich verhalten werde, wieder entlassen. Schill ließ seinen kleinen Vortrab auf dem Neuen-Markte zurück und ritt seinen Truppen entgegen.

Die französischen Artilleristen aber verweigerten ihrem Kapitaine den Gehorsam, zwangen ihn, den Befehl zu übernehmen und rüsteten sich zu verzweifelter Gegenwehr. Sie sperrten die Straße durch Trainwagen und pflanzten hinter ihnen Geschütze auf, welche sie auf den Neuen-Markt richteten. Als Schill an der Spitze seiner Reiterei sorglos in die Haakenstraße einrückte, um die französische Artillerie zu entwaffnen, wie es mit ihrem Kapitaine verabredet war, wurde er mit einem heftigen Kartätschen- und Gewehrfeuer empfangen. Ein Lieutenant und 10 Gemeine wurden neben und um ihn niedergestreckt. Die Uhlanen saßen ab und versuchten mit ihren Lanzen den Sturm; die reitenden Jäger warfen sich gleichfalls aus den Sätteln, drängten sich auf beiden Seiten der Straße an die Thüren und Vorsprünge der Häuser und eröffneten ein wohlgezieltes Feuer auf die Franzosen. Diese aber wichen nicht, und eine halbe Stunde schon dauerte der Kampf in der Straße. Da bot ein ehemaliger schwedischer Artillerielieutenant, Peterson, welcher sich in Stralsund aufhielt, Schill seine Dienste an, und führte eine Abtheilung Jäger über den Katharinen-Berg, durch die inneren Höfe des Gymnasiums und den Hof des Zeughauses, an welches die Franzosen den Rücken lehnten, mitten unter diese. Sie wurden nun bis auf

Wenige alle niedergehauen. Nachmittags traf auch die Schill'sche Infanterie ein und wurde zum Theil nach Rügen übergeschifft, um diese Insel militärisch zu besetzen.

Schill's einziger Gedanke war nun, Stralsund zu seinem unüberwindlichen Waffenplatz umzugestalten. Ein anderes Saragossa sollte es werden und den Ruhm erneuen, den es schon gegen Wallenstein errungen hatte. Alle Vorstellungen, wie wenig Zeit ihm übrig sei, die verfallenen und zerstörten Festungswerke gegen einen übermächtigen Feind nur nothdürftig herzustellen, waren fruchtlos; alle Bitten vergebens, sich wenigstens nach Rügen zu werfen, oder die vielen Schiffe zu benutzen und das ganze Korps einzuschiffen, um sich der englischen Ostseeflotte anzuschließen. Es waren mit Stralsund bedeutende Kriegsvorräthe in seine Hände gefallen, unter andern 400 Stück Kanonen, 16,000 Gewehre und 3000 Centner Pulver, und mit rastloser Thätigkeit begannen die Befestigungsarbeiten, bei welchen der Lieutenant Peterson, welcher den Platz kannte, gute Dienste leistete. Hunderte von Landleuten wurden aufgeboten, und nach sechs Tagen schon war die Festung auf einigen Punkten in einem wehrhaften Zustande. Die Arbeiten mußten sich vor Allem auf die Befestigung der drei Landthore erstrecken. Das Triebseer Thor nach Westen, auf welches sich der Angriff zunächst richten mußte, und das Frankenthor nach Süden wurden in den besten Vertheidigungszustand gesetzt: nur an dem Knieper Thor nach Norden, das dem Angriffe am wenigsten ausgesetzt schien, waren die Arbeiten noch nicht soweit gediehen. Nach dem Urtheile feindlicher Offiziere selbst hätten weitere sechs Tage hingereicht, die Festung für die Angreifenden trotz ihrer Ueberzahl wirklich uneinnehmbar zu machen. Dazu suchte sich Schill die Hülfsquellen von ganz Pommern zu eröffnen. Er ließ das Land durch eine Proklamation für Schweden wieder in Besitz nehmen; die Verwaltung sollte im Namen der schwedischen Regierung geführt werden. Die Landwehr auf der Insel Rügen wurde zum Dienst einberufen; 400 Mann derselben wurden auf die inneren

Punkte der Festung vertheilt und sollten zur Bedienung des Geschützes verwendet werden.

An Thätigkeit ließ es Schill nicht fehlen; es wurde Tag und Nacht gearbeitet. Drohend und immer drohender aber zogen sich die Wetter über seinem Scheitel zusammen. Die Holländer unter Gratien waren über Gadebusch und Wismar im Anzuge; mit ihnen hatten sich bei Lübeck 1500 Mann Dänen unter General Ewald vereinigt. Die Dänen hatten keinen Grund weiter, gegen Schill zu marschiren, als ihre Gefälligkeit gegen die Franzosen. Die dänischen Kreuzer auf der Ostsee hatten den Befehl, alle Fahrzeuge aufzubringen, auf welchen die Schill'schen etwa die Flucht von Rügen aus versuchen könnten. Das feindliche Heer betrug 5000 Mann. Ihm konnte Schill im Augenblicke nur 1560 Mann entgegensetzen; sein ganzes Korps belief sich auf 2700 Mann. Und jetzt gerade, wo der verlassenen Schaar Einigkeit so noth that, war unter ihr Zwiespalt eingerissen. Es hatte sich unter den Offizieren eine Opposition gebildet, welche Schill's Plane mißbilligte und die Stimme des Mißmuthes offen laut werden ließ. Schill hatte in der letzten Zeit daran gedacht, seine Offiziere sich enger zu verbinden. Er wollte durch ausgeschriebene Kriegessteuern für jeden derselben 30,000 Thlr. in englischen Banknoten hinterlegen, damit ihnen im Falle der Dienstunfähigkeit oder eines sonstigen Unglücks ein unabhängiges Leben gesichert sei. Tief schmerzte ihn der Mangel an Vertrauen, welchen er bei mehreren wahrnahm, und er ließ sich dagegen in seinem letzten Tagesbefehle aus.

Schill verließ sich auf die, seiner Ansicht nach unüberwindliche Festigkeit seines Platzes. Die Aufforderung mehrerer seiner Offiziere, den Feind in seinen letzten Kantonirungen zu überfallen, wobei ihm seine Ueberlegenheit an Kavallerie gut zu statten gekommen wäre, wies er zurück. Ein Augenzeuge schildert die Nacht vor dem verhängnißvollen Tage auf folgende Weise: „Das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Rufen der Hörner, tönte durch die Gassen. Infanterie, Jäger

zu Pferde und zu Fuß, Husaren und Uhlanen erfüllten die angewiesenen freien Plätze und erwarteten muthvoll den Wink ihres Feldherrn, dem Feinde entgegen zu gehen und ihn anzugreifen. Schon bedeckte dunkle Nacht die Erde. Kein Befehl erschien! Die Truppen blieben munter; frohe Gesänge, von Musik begleitet, schallten in die Lüfte; hohe Wachtfeuer wirbelten ihre Flammen in die Höhe und schienen, hellen Schein verbreitend, der Finsterniß zu spotten.“

Der 31. Mai brach an. Die Feldwachen meldeten das Anrücken des Feindes von Süden her. Sein Vortrab bestand aus gemischten Truppen, aus Dänen, Holländern, Oldenburgern, Holsteinern. Noch jetzt drang Brünnow in Schill, mit der Kavallerie einen Ausfall auf den noch nicht entwickelten Feind zu machen. Er ging nicht darauf ein und vertheilte die Infanterie an die drei Thore; die Kavallerie hielt auf dem Markte. Um 10 Uhr morgens erschien der Feind vor der Festung; in gedrängten Kolonnen rückte er gegen das Triebseer Thor an. Ein mörderisches Feuer aus grobem Geschütz von den Wällen herunter empfing ihn, und er wich zurück; auch der Angriff auf das Frankenthor hatte keinen Erfolg. Schill ritt während des furchtbaren Feuers ruhig unter dem Kugelregen umher, traf Anordnungen und ermunterte die Kämpfenden. Wo er sich blicken ließ, schallten ihm Vivats entgegen. Er ließ die vierte Schwadron Husaren absitzen und mit Gewehren versehen, um die Infanterie zu verstärken. Nochmals drang Brünnow auf einen Ausfall. Aber Schill antwortete: „Bruder, es ist noch zu früh. Ich werde befehlen, wenn es geschehen soll. Erst sollen sie sich die Hörner ablaufen; dann will ich über sie herfallen und ihnen den Kehraus spielen. Stralsund sollen sie nicht bekommen, wenn ihrer noch einmal so viel wären. Ich will es zu einem zweiten Saragossa machen.“ Aber indem er so sprach, war seine Sache schon verloren. Der Feind kannte die Schwäche der Festung; er wußte, daß das am weitesten entlegene, das Knieper Thor, am wenigsten haltbar war. Schill hatte einen An=

griff von dieser Seite gar nicht erwartet und hier die ungeübtesten Truppen, die Rügener Landwehr aufgestellt. Nach Gratien's Plane waren die Angriffe auf die beiden anderen Thore nur Scheinangriffe, während deren sich ein großer Theil seiner Macht links gegen die See hinzog, um durch das Knieper Thor einzubrechen. General Ewald selbst leitete diesen Angriff. Sobald der Feind des Thores ansichtig ward, stürzte er im Laufe und mit heftigem Geschrei auf dasselbe an. Das Thor war auf beiden Seiten durch Batterien mit 12 Geschützen gedeckt. Peterson, der hier befehligte, empfing den Feind mit einem lebhaften Feuer. Aber die schlecht hergestellten Wälle wurden erstiegen, die Batterien und das Thor überwältigt. Die Landwehr warf die Gewehre weg und flüchtete nach dem Hafen; sie bestieg die nächsten Fahrzeuge und eilte über den schmalen Sund nach der Heimath. Die Schill'sche Infanterie zog sich fechtend in die Stadt zurück. Sie wurde von Straße zu Straße nach dem Markte getrieben.

Schill befand sich unterdessen immer noch am Triebseer Thore; seine Kavallerie stand als Reserve unthätig auf dem Markte und war sogar größtentheils abgesessen. Schon nahete das Getümmel; schon zeigten sich einzelne dänische Reiter mit rothen Mänteln. Von den Sorglosen wurden sie in unbegreiflicher Leichtgläubigkeit für die lange erwarteten Engländer gehalten. Als diese Täuschung schwand, hatten die Schill'schen Reiter kaum Zeit, den Sattel zu gewinnen. Es entstand nun ein Gefecht, das in dem engen Raume in ein verwirrtes, blutiges Handgemenge ausartete.

Als Schill am Triebseer Thore die Kunde erhielt, daß der Feind von Norden her in die Stadt eingedrungen, sprengte er dem Markte zu, um sich an die Spitze seiner Reiterei zu setzen und das Verlorne wieder zu gewinnen. Aber es war zu spät. Seine Reiterei war in einzelne Haufen zersprengt, hierhin und dorthin in Straßen zurückgedrängt. Schill sammelte, was er von Husaren und reitenden Jägern auf seinem Wege fand und suchte bald durch die eine, bald durch die andere Straße nach dem

Kneiper Thor vorzudringen. Es war unmöglich: denn immer neue Schaaren der Feinde zogen in dichten Zügen durch das offene Thor herein nach dem Markte zu. — An Schill trat einer seiner Offiziere heran und fragte: „Wo geht der Rückzug hin, Major?“ — „Wollt und könnt ihr euch retten, so rettet euch; wollt ihr aber sterben, so sterbet mit mir,“ antwortete Schill. Mit wenigen seiner Getreuen sprengte er dem Marktplatze zu, den Heldentod suchend. Am Eingange einer engen Gasse hielt die holländische und dänische Generalität und ließ die heranziehenden Truppen vorbeidefiliren. Schill sprengt mitten unter sie und hieb den holländischen General-Lieutenant Carteret vom Pferde; einer seiner Husaren tödtete den Gestürzten mit Säbelstichen. Nun warf er sein Pferd herum, um durch die enge Fährstraße zurück zu galoppiren. Nachgesandte Kugeln schienen ihn erreicht zu haben. Todtenblässe deckte das Antlitz des Tapferen; er schwankte in dem Sattel. In der Fährstraße trifft er auf einige holländische Jäger, welche an einer Pumpe einem gefangenen Schill'schen Soldaten oder einem Landwehrmann die Wunden verbinden. „Das ist Schill,“ ruft der Verwundete. Sogleich ergreifen die Holländer ihre Gewehre und feuern auf ihn. Da er nicht stürzt, eilen ihm die Holländer nach und hauen ihn vom Pferde herunter. Keiner von den Seinen war mehr um ihn; Niemand bemerkte seinen Fall; unter den zerstreut fechtenden Schaaren verbreitete sich das Gerücht seines Todes nicht.

Die Seinen kämpften in allen Theilen der Stadt fort, welche vom Feinde ganz überfluthet war; sie kämpften mit spartanischem Heldenmuthe, nicht mehr um den Sieg, allein um ein ruhmvolles Grab. Es kamen Züge des Heldenmuthes vor, die verdient hätten mit Erfolg gekrönt zu sein. — Gleich nach Erstürmung des Kneiper Thores warfen sich zehn Jäger in den mit Schießscharten und Fensteröffnungen versehenen Thurm dieses Thores. Von hier aus unterhielten sie auf den heranziehenden Feind ein wirksames Feuer und schossen ihm besonders viele Offiziere nieder. Der Thurm wurde endlich erstürmt, und die

tapferen Jäger kämpften fort, selbst nachdem sie ihr Pulver verschossen hatten und von übermenschlicher Anstrengung gänzlich erschöpft waren. Sie wollten keinen Pardon nehmen und wurden alle niedergehauen.

Fünfzehn andere Jäger vertheidigten hinter Kellerhälsen und Hausvorsprüngen eine Straße eine volle halbe Stunde lang gegen eine ganze Kompagnie Holländer, denen sie alle Offiziere wegschossen. — Zwei Schill'sche Husaren hieben vor der Fronte seines Regimentes den holländischen Obristen Dolleman nieder.

Lieutenant Halletius führte eine Schwadron Schill'scher Uhlanen. An ihrer Spitze griff er eine überlegene Abtheilung feindlicher Reiterei an. Seine Schwadron wird zersprengt; sein Pferd ist getödtet; er zerbricht bei dem Sturze seine Lanze. Aber mit dem oberen Theile derselben vertheidigt er sich gegen die Feinde, welche von allen Seiten auf ihn einhauen. Durch mehrere Hiebe wird ihm der rechte Arm gelähmt; er nimmt den Stumpf seiner Pike in die Linke, schlägt den mehrmals angeboten Pardon aus und sinkt endlich, mit 21 Wunden bedeckt, nieder, an deren Folgen er wenig Tage nachher stirbt.

Was am Triebseer Thor gefochten hatte, ging zu Grund, oder wurde gefangen. Nur einem kleinen Theile gelang es, sich, vom Lieutenant v. Blankenburg geführt, nach dem Hafen durchzuschlagen und nach der Insel Rügen zu entkommen.

Brünnow hatte sich auf dem Alten-Markte lange erbittert mit den dänischen Husaren herumgeschlagen. Als er erkannte, daß ihre Sache rettungslos verloren war, faßte er den Entschluß, sich durch das Frankenthor nach der Landseite durchzuschlagen. 150 Reiter schlossen sich fest aneinander, und ihnen reiheten sich auf dem Wege noch Offiziere und Fußvolk an. Durch Kartätschenfeuer, welches aus Quergassen auf sie einschlug; durch Flintenfeuer aus den Häusern, welches ihre Reihen lichtete, erreichten sie glücklich das Thor und das freie Feld. Hier aber wurden sie vom Feinde umringt und zum Niederlegen der Waffen aufgefordert. Man theilte ihnen mit, daß

Schill gefallen, Stralsund erobert und ihr ganzes Korps aufgelöst sei. Brünnow erklärte, daß sie entschlossen seien, lieber bis zum letzten Hauche zu kämpfen, als sich schimpflich zu ergeben; doch wünsche er, sich von dem Tode ihres Führers zu überzeugen. Er wolle zwei seiner Offiziere in die Stadt senden, wenn man ihm zwei holländische Offiziere als Pfand für sie stelle. Die Holländer gestanden dies zu, und zwei Schill'sche Offiziere ritten in die Stadt, sich die Leiche Schill's zeigen zu lassen. Bald kehrten sie wieder und meldeten erschüttert, was sie gesehen. Man hatte ihnen eine Leiche vorgezeigt, in deren durch Hiebwunden entstelltem Gesichte sie die Züge ihres Führers zu erkennen geglaubt. Wenn diese Besichtigung der Leiche aber noch einen Zweifel übrig ließ, so sei ihnen dennoch die Ueberzeugung geworden, daß sein Tod keine Fabel sei. Sie hätten das Kreuz seines Verdienstordens in den Händen des Feindes gesehen, und das hätte er lebend sich nicht entreißen lassen. Brünnow aber erklärte nun Truppen und Wehr für preußisches Eigenthum und forderte freien Abzug nach der nächsten preußischen Grenze. Die Holländer schwankten; schienen zwar geneigt, den freien Abzug zuzugestehen, verlangten aber, daß er den Rest des Tages und die Nacht vor den Thoren der Stadt und unter ihrer Bewachung zubringen sollte, damit man weiter verhandeln könne. „Freien Abzug auf der Stelle mit Pferden und Waffen, oder nach zehn Minuten Angriff auf Leben und Tod," war Brünnow's Antwort. Zugleich ließ er seine Leute sich fertig machen, und die Holländer gestanden freien Abzug. Es öffneten sich ihre Reihen; von zwei feindlichen Stabsoffizieren begleitet, zogen die tapferen Reiter ab und erreichten am 1. Juni die preußische Grenze.

Um 2 Uhr Nachmittags hörte das Gefecht in der Stadt auf; die Straßen schwammen in Blut und waren mit Leichen bedeckt. Die Zahl der Gebliebenen und Verwundeten von dem Schill'schen Korps betrug gegen 800; eben so viele wurden gefangen. Eine gleiche Anzahl, wenn nicht mehr, hatten die Holländer und Dänen ein-

gebüßt, obgleich ihre offiziellen Berichte ihren Verlust sehr gering angaben.

Als das wilde Getümmel des Straßenkampfes sich gelegt hatte; eilte der feindliche Feldherr, Schill's Tod außer Zweifel zu setzen. Sein Leichnam war von Bajonettstichen und Säbelhieben bis zu völliger Unkenntlichkeit zerfetzt; der Orden und die Kleider waren ihm abgerissen; man hatte ihn im Triumphe auf den Alten-Markt getragen und unter die offene Halle des Rathhauses auf eine Fleischbank gelegt. Mehrere Personen, welche ihn genau gekannt hatten, sein eigener Reitknecht und Bedienter, wurden herbeigeholt, die Leiche als Schill's Körper anzuerkennen. Keiner konnte die vorgelegte Frage mit Bestimmtheit beantworten; sie waren alle zweifelhaft und ungewiß. Der Reitknecht glaubte ihn zuletzt an einem Merkmale, an einer Zahnlücke, zu erkennen. General Gratien ließ nun auf höheren Befehl (wie man sagt, der westphälischen Regierung) das Haupt von dem Rumpfe trennen und in einem Gefäße mit Weingeist aufbewahren. Es wurde nach Kassel gebracht. Von da kam es, unbekannt auf wessen Veranlassung, nach Leyden in das anatomische Museum der Universität, wo es den Neugierigen neben anderen Kuriositäten vorgezeigt wurde. Als dies bekannt wurde (1820), wendete sich der alte Nettelbeck an den preussischen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, um durch seine Vermittlung dem Heldenhaupte in Kolberg eine Ruhestätte zu erwirken. Die Verwendung blieb ohne Erfolg, eben so spätere Verwendungen anderer Freunde. Im Jahre 1837 erst wurde es von der Universität der Stadt Braunschweig überliefert und hier bei den Ueberresten einiger erschossener Offiziere seines Korps beigesetzt, denen man kurz vorher ein schönes Denkmal errichtet hatte.

Der hauptlose, verstümmelte Körper des Helden wurde ohne alle militärische Ehren auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen auf den St. Jürgen-Kirchhof vor dem Knieper Thore gefahren und in einer abgelegenen Ecke eingescharrt. Kein Stein bezeichnet die Stelle; eine Eiche, welche früher auf das Grab gepflanzt war, ist längst

abgestorben, und nur ein alter Todtengräber kannte und zeigte den Fremden die Ruhestätte des deutschen Mannes. Hat er das Geheimniß mit in die Grube genommen; so weiß Niemand mehr, wo er schläft.

Aber noch eine andere Schuld hat die Nachwelt gegen den Gefallenen abzutragen. Schill ist selbst von den Schriftstellern, welche ihn mit Liebe behandelt haben, falsch beurtheilt worden. So sehr sie alle sein Auftreten in Kolberg rühmen, so übereinstimmend tadeln sie seinen Auszug aus Berlin. Sie haben diesen Tadel gedankenlos einander nachgeschrieben. Da sollen „seine gesunden Sinne von dem Weihrauche berauscht gewesen sein, welchen ihm der Götzendienst der Menge gespendet; dieser habe ihn an sich selbst irre gemacht und ihm die richtigen Verhältnisse der Dinge um ihn her verschoben. Sein Sinn sei in die Gewalt dämonischer Mächte verstrickt worden und sein reiner Geist von täuschenden Nebeln umwölkt, welche ihn in einen schauderhaften Abgrund niedergezogen. Der Wahn habe sich seiner bemächtigt gehabt, daß er vor Allen berufen sei, den Haß des Volkes gegen die Franzosenherrschaft zur That zu gestalten. Sein inneres Gleichgewicht sei durch diese Einflüsse verrückt worden; sich zu einer reinen sittlichen Größe aufzuschwingen, sei ihm dadurch unmöglich geworden. Er habe sich überschätzt und zu einem Selbstvertrauen gesteigert, welches jede besonnene Abwägung der Verhältnisse übersprungen und sich jedem Wagstück gewachsen wähnte. Luftigen Traumgebilden soll er nachgestrebt haben und sich vom Schicksale als Werkzeug berufen geglaubt, das Nieerhörte zu leisten. Sein Geist sei mit schimmernden, überspannten Ideen erfüllt gewesen." (So Haken in seiner Lebensbeschreibung Schill's aus Original-Papieren und ihm nach die meisten andern.) Haken erklärt ihn zuletzt für „einen unglücklichen Märtyrer für die gute, aber unberechtigt (!) und zur Unzeit verfochtenen Sache deutscher Ehre und Freiheit." Märtyrer fallen gewöhnlich früher, als sich das feige Spießbürgerthum für eine Idee erhebt, aber deßwegen sind sie doch nie zur „Unzeit" gefallen und solche Urtheile sind die

Früchte einer knechtischen Zeit und einer knechtischen Gesinnung. Schill war ein kühner Mann von ächter deutscher Gesinnung, voll glühender Vaterlandsliebe, überall von den reinsten Absichten beseelt und frei von jeder Selbstsucht. Seine Person, seine Hoffnungen und seine Zukunft brachte er nie in den Kreis seiner Berechnungen. Sein Blick war frei und hell, sein kriegerisches Talent erprobt, sein Muth verwegen, sein Geist war erfinderisch und reich an augenblicklichen Hülfsmitteln. Wozu er von Berlin ausgeritten, war um kein Haarbreit kühner und verwegener, als was er vor Kolberg versucht. Im Gegentheil dieses war es: denn in Kolberg stand er noch ganz unbekannt und allein, aller Hülfsmittel entbehrend, verlassen und angefeindet und überall gehemmt von den Oberfeldherrn, so daß er fast mit unüberwindlichen Schwierigkeiten nach Innen und nach Außen zu kämpfen hatte. In Kolberg hatte er nichts, als seinen Degen, seinen Muth, seine Thatkraft, seine Begeisterung für das Vaterland, und mit diesen unternahm er es zu einer Zeit, wo das Selbstvertrauen und die Hoffnungen von Preußen, ja von ganz Deutschland tief gesunken waren, mit ihnen allein unternahm er es, die Kriegsehre der Preußen zu retten. Aus den zersprengten, flüchtigen Schaaren von Jena schuf er tapfere Krieger; dem Staate erhielt er die Festung Kolberg. Hätten seine großen Pläne die Männer der That gefunden, es wäre dem Vaterlande mehr noch erhalten worden. Das Volk erkannte dies an, und er wurde der Liebling desselben. Aber nicht benebelt ist sein freier, klarer Geist dadurch geworden, und als er aus Berlin auszog, versuchte er nicht „Unerhörtes" zu leisten, jagte er nicht „schimmernden, überspannten Ideen," nicht „luftigen Traumgebilden" nach. Die so urtheilen, vergessen, daß er damals nicht mehr allein, sondern an der Spitze eines schönen, für Freiheit und Vaterland glühenden und nach Kampf mit den Franzosen verlangenden Regiments stand, und daß Tausende im Vaterlande diese Gluten und dies Verlangen theilten; sie vergessen, daß in Betreff dieses Unternehmens keineswegs klar ist, auf

was für Hülfsmittel und Unterstützungen von Preußen aus er rechnen durfte, wer um dasselbe gewußt, und wer es gut geheißen. Außerdem war sein ganzer Plan auf die längere Dauer des österreichischen Krieges berechnet und auf die gleichzeitige Erhebung des Volks im Norden und Nordwesten von Deutschland. Preußen, welches abermals eine politische Sünde beging und ruhig zusah, wie Oesterreich schlug, sollte durch Schill's Erhebung gezwungen werden, gleichfalls loszuschlagen. Daß ihn alle seine Berechnungen trogen, daß er mit allen seinen Voraussetzungen im Irrthume war, — nun, das war ein Irrthum, den er mit dem Soldatentode bezahlt hat: aber Tadel verdient er deßwegen wahrlich nicht, sondern das träge Geschlecht, welches seine und seiner Getreuen Freiheitshoffnungen für Träume hielt und zu Träumen werden ließ. Auf ihn und seine Opfer müssen die Worte des Dichters bezogen werden: „Der bessere Mensch tritt in die Welt mit fröhlichem Vertrauen; er glaubt, was ihm die Seele schwellt, auch außer sich zu schauen.“ Ein Schill konnte nicht anders handeln; ein Stubengelehrter mag darüber urtheilen, wie er will. Hätten mehrere Männer, wie er gelebt, hätten sie namentlich in den oberen Regionen des Staats gelebt, wo die Hülfsmittel nicht erst mühsam zu erringen, sondern im Ueberflusse vorhanden waren, es wäre dem Vaterlande viel Noth erspart worden. Darauf haben wir schon öfters hingewiesen. Das Volk erkannte dies, und dem Volke war Schill das Ideal des Muthes und der Vaterlandsliebe geworden. Sein Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen versuchte sich in einer Sagenbildung, wie sie sich bei dem Untergange mehrerer ausgezeichneten Männer findet. Es bildete sich bei dem Volke der Glaube, Schill sei nicht umgekommen, sondern aus dem Blutbade in Stralsund auf eine wunderbare Weise nach Rügen gerettet worden; er sei später nach England entkommen und lebe in einer fernen englischen Kolonie in tiefer Verborgenheit und warte der rechten Zeit zu neuen Großthaten, der Zeit der Rache und der Vergeltung an dem französischen Uebermuthe. Aber als die Tage der Rache kamen, erschien Schill nicht: denn er schlief ja längst

schon auf dem Kirchhofe zu Stralsund, und nur die Liebe seines Volkes hatte es noch nicht über sich gewinnen können, ihn verloren zu geben, ihn, an den sich seine Hoffnungen so lange geknüpft.

„Sein Wille war feurig und kühn sein Muth,
In Sturmesnacht ging ihm das Leben auf;
Er sah den Tag in der Morgengluth,
Und zog ihm, ein Herold, vorauf.“

„Und prangt ihm kein glänzender Marmorstein,
Sein Denkmal ist Kolberg, des Landes Hort;
Dem grub die Geschichte den Namen ein,
Und trägt ihn Jahrhunderte fort!“

Mit dem 31. Mai in Stralsund aber war das Drama noch nicht vollendet; es sollte noch ein blutiges Nachspiel folgen. So wollte es der große Würger, den sie nachher den Einzigen genannt haben. So groß war seine Furcht vor der Erhebung des einzelnen Mannes gewesen, daß er dessen Anhänger mit ächt italienischer Rachsucht verfolgte.

Lieutenant Peterson fiel als erstes Opfer am Morgen des 4. Juni noch in Stralsund. Er hatte die Vertheidigung des Knieper Thors geleitet und war daselbst nach tapferer Gegenwehr dem Feinde als Gefangener in die Hände gefallen. Für den Augenblick befreite er sich wieder und verbarg sich in dem Hause eines Bekannten. Er wurde jedoch verrathen, zum zweiten Male gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Dieses verurtheilte ihn, als Landesverräther und als thätiges Werkzeug der getroffenen Vertheidigungsanstalten, zum Tode. Kein Flehen der Gattin und der Kinder, keine Verwendung der angesehensten Einwohner der Stadt vermochten ihn zu retten. Auf der Batterie am Knieper Thore, welche er selbst angelegt und so tapfer vertheidigt hatte, durchbohrte eine Kugel sein Herz.

Unter den übrigen Gefangenen befanden sich noch eilf Offiziere. Sie waren Anfangs mit den andern in eine Kirche eingeschlossen worden, erhielten jedoch später ein besonderes Quartier. Als die Holländer am 9. und 10. Juni abzogen, nahmen sie die Gefangenen, zwischen 5—600 an der Zahl, alle mit. Sie wurden, wie die abziehenden Holländer selbst, auf Wagen fortgebracht und über Braunschweig nach Kassel und von da nach Frankreich geführt. Hier verweilten sie in Longwy, Thionville und einigen anderen Festungen bis in den August 1809. Die Unteroffiziere und Gemeinen wurden nach Brest und Cherburg transportirt, wo große Hafenarbeiten begonnen waren. Hier wurden sie fünf Jahre lang zu harter Galeerenarbeit angehalten; erst die Einnahme von Paris im Jahre 1814 befreite sie aus dieser Gefangenschaft. Die eilf Offiziere hatte man zurückbehalten. Ihr Blut sollte fließen, um die Deutschen von ähnlichen Erhebungsversuchen abzuschrecken, und es sollte mitten in dem Lande vergossen werden, für dessen Befreiung sie gekämpft hatten. Zu diesem Zwecke wurden sie aus den lothringischen Festungen in die damals französische Festung Wesel am Rheine zurückgeführt. Man spiegelte ihnen vor, man wolle sie den preußischen Behörden ausliefern, und sie waren daher freudig und guter Dinge. Zwar soll ihnen die Kunde von dem, ihnen bevorstehenden Schicksale, noch ehe sie Wesel erreichten, zu Ohren gekommen sein, mit der Mahnung, sich, wo möglich, während des Transportes zu befreien. Sie aber hätten das nicht für möglich gehalten und mehrere absichtlich dargebotene Gelegenheiten zur Flucht unbenützt gelassen. Mitte August trafen die eilf Offiziere in Wesel ein und wurden auf die Citadelle gefangen gesetzt. Es war mit oder vor ihnen schon in Wesel ein Dekret Napoleon's angelangt, welches befahl: „Die eilf Schill'schen Offiziere, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden, zu Wesel vor ein Kriegsgericht zu stellen und als Räuber zu behandeln und zu richten (de les traiter en brigands, de les juger comme tels)." Das Urtheil war also vor der Unter-

suchung schon gesprochen. Der Kaiser hatte erklärt, daß sie Räuber seien. Die Untersuchung war nur eine Scheinuntersuchung. Daher weigerten sich auch die besseren Männer, sich als Werkzeuge der Gewalt gebrauchen zu lassen. Der Befehlshaber der, damals in Wesel stehenden Portugiesen, und nach ihm der Ingenieur des Platzes, der Bataillonschef Garin, schlugen beide den angebotenen Vorsitz bei der sich bildenden Militär-Kommission aus und weigerten sich überhaupt, an dem Kriegsgerichte Theil zu nehmen. Schande für uns, daß ein Deutscher, von Harff aus einer Patricierfamilie in Köln, Kohorten-Chef der aktiven Nationalgarde im Rör-Departement, als Beisitzer bei diesem Kriegsgerichte zugegen gewesen ist. Es begann seine Sitzungen in den ersten Tagen des Septembers.

Die Untersuchung war für die Gefangenen durchaus günstig; denn sie behaupteten alle, daß sie dem Befehle ihres Majors gefolgt seien, ohne zu wissen, daß er ohne höheren Auftrag gehandelt. Der Bericht, welchen der Kapitän Rapporteur dem Präsidenten des Kriegsgerichtes erstattete, lautete daher auch so milde, daß auf ihn kein Todesurtheil gegründet werden konnte. Der Präsident aber verwarf, zufolge des an ihn ergangenen kaiserlichen Befehls, die Protokolle und das Gutachten Rapporteur's und ertheilte ihm den Auftrag, die Untersuchung von Neuem zu beginnen. Er erhielt die bestimmte Weisung, den Offizieren im Verhöre die Frage vorzulegen: „Woher der Major Schill das Geld genommen habe, um während des Zuges seine Truppen zu bezahlen.“ Die Offiziere konnten nicht läugnen, daß sie beim Durchzug durch fremdes Gebiet, im Königreich Westphalen und im Mecklenburgischen, auf Schill's Befehl die öffentlichen Kassen weggenommen hätten. Dieses Geständnisses bedurfte man, um den ersten Artikel des Gesetzes vom 29. Nivose, Jahr 6, gegen sie anwenden zu können, und das geschah. Dieser Artikel lautet: „Diebstahl mit offener Gewalt oder durch Gewaltthätigkeit auf öffentlichen Wegen und Straßen be-

gangen, Diebstahl in bewohnten Häusern mit Einbruch von Außen oder Einsteigen mit Leitern, sollen vom Tage der Verkündigung dieses Gesetzes an mit dem Tode bestraft werden.“ Nachdem man jenes Geständniß in die Protokolle aufgenommen hatte, schloß man ohne alle weitere Fragen das Verhör, und verkündete auf den 16. September, Morgens 9 Uhr, die letzte Sitzung des Kriegsgerichtes.

Der Tag des beabsichtigten Mordes erschien. Noch deckte Finsterniß die Erde; noch war der Vertheidiger der unglücklichen Schlachtopfer nicht gehört, das Urtheil nicht gesprochen. Da wurden, Morgens 4 Uhr, sechs französische Soldaten mit Hacken, Spaten und Laternen aus den Thoren der Festung auf den Exercirplatz gesendet, welcher sich zwischen der Lippe und den Gärten der Stadt ausbreitet und zum Richtplatze ausersehen war. Die Wasser des Rheins und der Lippe hatten sich über die niederen Wiesenflächen ergossen und man wählte daher einen am östlichen Ende des Platzes gelegenen Sandhügel dazu aus, in der Nähe des s. g. Fürstenberges. Es wurden hier drei große Gräber gegraben. Als es Tag geworden, erschienen Leute aus der Umgegend, auch viele Bürger aus der Stadt und sahen der Grabarbeit zu; ihre Zahl wurde immer größer und bedenklicher. Da ließ der Kommandant der Festung die vier Stadtthore schließen, die Wachen verstärken und das Zusammenstehen der Einwohner auf den Straßen auf das strengste verbieten. Erst nach vollendeter Hinrichtung wurden die Thore wieder geöffnet.

Um 9 Uhr, Vormittags, trat das Kriegsgericht auf der Citadelle zusammen. Die Gefangenen wurden eingeführt und ihr Vertheidiger, Noel Perwez aus Lüttich, welcher sich damals als Defenseur-Offizier in Wesel aufhielt, begann seine Rede. Er sprach kühn und freimüthig, so daß der Präsident des Gerichtes ihm mehrere Mal Stillschweigen gebot, woran er sich aber nicht kehrte und fortfuhr zu sprechen. Er wandte geschickt mehrere Artikel des Gesetzes zum Vortheile seiner Clienten an, und suchte

von Schill wie von seinen Getreuen, den Vorwurf der Räuberei abzuwälzen, mit welchem sie die Dekrete des französischen Kaisers gebrandmarkt. Er stellte Schill als ein Opfer der treulosen preußischen Diplomatie und Politik dar, und seine Offiziere hatten nur Ein Verbrechen begangen, daß sie ihrem Führer gehorsam und treu gefolgt waren. Im Einverständnisse mit dem wackeren Perwez hatte der preußische Auditeur Henrici, welcher sich damals als Kriegsgefangener von der Festung Hameln in Wesel aufhielt, eine ausführliche Vertheidigungsschrift ausgearbeitet, die sich auf das preußische Kriegsrecht gründete. Sie wurde jedoch von dem französischen Kriegsgericht gar nicht angenommen, und er selber als Vertheidiger nicht zugelassen. Nachdem Perwez geendet hatte, zog sich das Gericht in ein Nebenzimmer zurück, und in einer kleinen Viertelstunde war es mit dem Todesurtheil fertig. Es wurde den Gefangenen um halb 12 Uhr vor der Wache verkündiget. Sie waren anfangs betroffen, faßten sich aber bald wieder, und verlangten Feder und Papier, um den Ihrigen das letzte Lebewohl zu schreiben. Um 1 Uhr Mittags traten sie den Weg nach dem Richtplatze an. Kavallerie mit gespannten Karabinern eröffnete und schloß den Zug. In ihrer Mitte gingen die Schlachtopfer, zu zweien und dreien mit dünnen Stricken an den Armen aneinandergefesselt. Tiefes Schweigen herrschte auf dem Zuge und in der ganzen Stadt. Selbst die französischen Soldaten schienen unwillig den Henkersdienst zu verwünschen, zu welchem man sie zwang. Hinter dem Zuge schloß sich das Stadtthor wieder, und kein Bewohner durfte ihm folgen. Die Verurtheilten hatten das Anerbieten, nach dem Richtplatze zu fahren, zurückgewiesen, da sie zum letzten Gange noch Kraft genug besäßen. Nachdem sie auf demselben angekommen waren, bildeten die Truppen um die drei großen Gräber einen Halbkreis; viele Zuschauer waren aus der Umgegend zusammengeströmt. Die Gefangenen stellten sich in eine Reihe nebeneinander und wurden entfesselt. Sie prangten alle in der Blüte der

Jahre oder in der Fülle der Manneskraft; der jüngste unter ihnen war 18, der älteste 31 Jahre alt *). Vor ihnen brausten die Wasser der Ströme, welche sich wie im Zorne erhoben hatten ob des Frevels, dessen Zeugen sie sein mußten. Trübe waren die Blicke aller Anwesenden; nur die Augen der Opfer glänzten in heller Vaterlandsbegeisterung und Todesverachtung. Tiefe Stille herrschte im Kreise. Sechsundsechzig Kanoniere marschirten auf; sechs französische Kugeln waren für jedes deutsche Herz bestimmt. Eine Abtheilung Kanoniere stand in Reserve. Die Trommeln schwiegen und der Adjutant des Platzes trat vor, das Urtheil nochmals zu verlesen. Sie weigerten sich, es anzuhören, als eine nutzlose Entschuldigung des Mordes, der an ihnen verübt werden sollte. Auch die Augen ließen sie sich nicht verbinden; sie waren schon gewohnt, dem Tode in's Angesicht zu schauen. Nochmals umarmten sie sich und gaben sich den Bruderkuß. Dann entblößten sie Hals und Brust und riefen den Franzosen zu, das deutsche Herz nicht zu fehlen. Darauf erschallte ihr Ruf: „Es lebe der König; es lebe Preußen", und in demselben Augenblicke warf Ernst v. Flemming, der am Ende des linken Flügels stand, als verabredetes Todeszeichen seine Mütze in die Luft. Da krachten die Schüsse, und Pulverdampf verhüllte die Mordstätte. Zehn lagen entseelt auf dem blutigen Sande; Einer erhob sich noch; es war Karl v. Wedell, dem die Kugeln nur einen Arm zerschmettert hatten. Die Reserve

---

*) Es waren die Lieutenants: Leopold Jahn aus Massow in Pommern; Karl v. Wedell und dessen Bruder Albert v. Wedell aus Braunsforth in Pommern; Adolf v. Keller aus Trasburg in Preußen; Constantin Nathanael Gabian aus Geldern; Ernst Fried. v. Flemming aus Rheinsberg in Preußen, Karl v. Keffenbrink aus Krien in Pommern; Fried. v. Trachenberg aus Rathenow in Preußen; Dan. Schmidt aus Berlin; Fried. Felgentreu aus Berlin; Ferd. Galle aus Berlin.

trat vor; ihre Schüsse fielen, und Karl v. Wedell sank eine Leiche zu den Leichen seiner Brüder. Ein ungeheuerer Schmerz durchzuckte die Herzen aller Zuschauer. Elf herrliche Jünglinge waren nicht mehr; sie waren kaltblütig von dem fremden Wüthriche gemordet worden, der sich mitten in unserer Heimath angesiedelt hatte, die Blüten unserer Nation zerknickte und unsere Sitten und Gebräuche schändete. Die blutigen Leichen wurden von Pioniers, welche dazu bereit standen, entkleidet und in die mit Wasser angefüllten Gräber geworfen. Bürger drängten sich heran, um Stücke von den Stricken zu erhalten, mit welchen die Gefangenen aneinander gebunden waren, oder Theile ihres Anzugs, welche sie als Erinnerungszeichen heimtrugen.

Im Jahre 1834 ist den Gefallenen auf der Stelle, wo sie verblutet, ein einfaches Denkmal errichtet worden. Die Beiträge dazu sind in der ganzen preußischen Armee gesammelt worden.

Und wendest du, deutsches Volk, deinen befreieten Blick auf diese Gräber in Wesel, und auf das vergessene Heldengrab auf dem Kirchhofe in Stralsund, und denkest du, von den Blüten deines jungen Freiheitsbaumes umduftet, solche Zeiten sollen nicht mehr wiederkehren, solches Blut soll nicht mehr vergossen, solche Gräber sollen nicht mehr aufgeworfen werden: so vergiß nicht, dafür zu sorgen, daß dein Freiheitsbaum Früchte trage, von denen du solches hoffen darfst.

Also, deutsches Volk, Achtung nach Innen und nach Außen; Achtung vor dem Verrathe, welcher dir von dort droht; Achtung vor den Angriffen, welche dir von hier kommen werden. Achtung, und Vertrauen in deine eigene Kraft. Hilf dir selber und Gott wird dir helfen!

Sylvester Jordan.

Von

Eduard Duller.

„Die Hauptgrundlagen, Stützen und Pflegerinnen der selbstkräftigen Einheit im Erkennen, Wollen und Handeln, zu welcher ein Volk sich ausbildet, sind Gesinnungstüchtigkeit, Charakterfestigkeit und sittliche Willenskraft der Einzelnen im Volke, welche Eigenschaften daher vor Allem extensiv und intensiv gefördert, d. h. erweitert und gekräftigt werden müssen. Die Gesinnungstüchtigkeit ist nur auf das Beste des Volks bedacht, das ihr über alles geht; die sittliche Willenskraft sucht dasselbe gegen jedes Hinderniß zu erstreben, wozu die Charakterfestigkeit Beharrlichkeit und Ausdauer verleiht. Der Gesinnungstüchtige wird, die Auctorität der allgemeinen Vernunft über sich anerkennend, auf selbstische Rechthaberei verzichten, die Meinungsverschiedenheiten in Nebendingen beiseite setzen und die wahre öffentliche Meinung selbst dann, wenn er in ihr nicht seine eigene Meinung wiederfinden sollte, als die höchste Entscheidungsnorm in allen Volksangelegenheiten anerkennen, achten und befolgen, dabei aber nicht unterlassen, zur Berichtigung derselben da, wo er eine solche für nöthig hält, nach Kräften beizutragen, sowie dieselbe überhaupt zu durchbilden und zu vervollkommnen streben. Der Willenskräftige wird, in dem Volkswillen die allgemeine Vernunftnothwendigkeit erkennend, seine individuelle Freiheit nur dazu gebrauchen, um das nach der allgemeinen Vernunft Nothwendige als Verhaltungs- und Handlungsmaxime aus freiem Antriebe zu wählen und zu befolgen, und auf diese Weise seine persönliche Freiheit in der allgemeinen Vernunftnothwendigkeit aufgehen lassen, um diese wieder als persönliche Freiheit im Leben zu offenbaren. Denn die Freiheit, soll sie nicht mit Willkür in Eins zusammenfallen, ist wahre oder vernünftige Freiheit nur dann, wenn sie als Vernunftnothwendigkeit erkannt und geübt wird. Der Charakterfeste endlich wird seine Gesinnungstreue und seine sittliche Willenskraft in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens und gegen alle Hindernisse, Gefahren und Anfechtungen unerschütterlich bewahren bis zu seinem Lebensende. Ein geistig gebildetes und sittlichkräftiges Volk wird daher auch stets seine gesinnungstüchtigen, willenskräftigen und charakterfesten Männer als die Hauptstützen und Beförderer seiner Sache hochachten und lieben, so wie umgekehrt diese Männer in dem steigenden Wohle, in dem Glücke und Segen des Volkes ihre innere Zufriedenheit und Seligkeit und in der Achtung und Liebe desselben den schönsten Lohn finden."

Sylvester Jordan.

(„P. Gespräche über Staat und Kirche.")

Sylvester Jordan.

Geboren den 30. Dezember 1792 zu Omes in Tyrol.

Kennst du, deutsches Volk, jenen Gewaltigen, der beim schwelgerischen Mahle, auf weiche Kissen hingestreckt, von Räucherwerk umduftet, einschmeichelnden Flöten- und Harfentönen und unermüdlichen Huldigungsreden lauschend, den funkelnden Freudenbecher in der Hand, plötzlich Finger entdeckt, die aus der Wand hervorgehen, Finger, denen er das Schreiben nicht wehren kann; sie schreiben in Zeichen roth wie Blut, Worte, deren Sinn er nicht faßt. Er entfärbt sich, seine Gedanken erschrecken ihn, daß ihm die Lenden schüttern und die Beine zittern; er beruft alle Weisen und verheißt dem, der die Schrift liest und sagen kann, was sie bedeute, daß er mit Purpur solle gekleidet werden und güldene Ketten am Halse tragen und der dritte Herr in seinem Reiche sein. Aber keiner vermag die Worte an der Wand zu lesen, noch zu deuten. Da tritt ein Gefangener vor ihn und spricht: „Behalte deine Gaben und gib dein Geschenk einem Andern; ich will dennoch die Schrift lesen und deuten; sie heißt: „Mene, mene, tekel," und sie bedeutet: „Gott hat deine Herrschaft gezählt und vollendet; man hat dich gewogen und zu leicht funden!" Da schlägt die Stunde, der Estrich spaltet sich, die Säulen wanken, die Decke kracht, der Giebel bricht zusammen und, die Reue, die Schwüre des Verzweifelnden übertönend, schallt

im Donner des Sturzes die Stimme des Weltgerichts: „Es ist zu spät.“

In Trümmern liegt nun der stolze Prachtbau mit all seinen Marmortreppen, auf denen sonst die Bettler lagen und harreten, bis ihnen übermüthige Diener die Reste vom schwelgerischen Mahle hinabbrachten, welches droben in den goldenen Sälen die ganze Vetterschaft des Gewaltigen und all seine Räthe vereinigte; von den räumigen Küchen stehen nur noch, als warnende Denkzeichen, jene hohen Schlote, aus denen sonst der fortwirbelnde Rauch verkündigte, wie des Volkes Schweiß verpraßt ward; verschüttet sind die Keller, verschüttet die Verließe neben dran, in welchen die Opfer der Willkür um eines freien Gedankens, um eines kühnen Wortes willen ein langes Leben hindurch in Untersuchungshaft lagen, in deren furchtbare Einsamkeit nur das Lachen der Kellermeister, das sie durch die Mauer vernehmen konnten, als Lebenszeichen hineinscholl; von den vielen Hinterpforten, die zu geheimen Gängen führten, zeugen nur noch die ausgetretenen Schwellen, und von jenen üppig eingerichteten Kammern, wo abgelebte Wüstlinge mit sich selber im Spiegel liebäugelten, wo sie unter zweideutigen Scherzen um Sündengeld die Kleinodien der Völker, Rechte und Sprachgebiete, zerschnitten und verkauften, von diesen Kammern, oder — wie sie in ihrer Sprache heißen: „Kabinetten“ — stehen nur noch die nakten Mauern und die in die Wände gefügten eisernen Truhen, Zeugen ihres Verraths.

Auf diesen wüsten Trümmern der alten Zwingburg steht jetzt dein Genius, deutsches Volk! Er und kein anderer war jener Gefangene, den der weiland Gewaltige in dem Augenblick, da die geheimnißvollen Finger aus der Wand hervorgingen, zur Lesung und Deutung der Worte berief; er und kein andrer war's, der, das Drittheil des Reichs als bloßes Gnadengeschenk verschmähend, ihm zurief: „du bist gewogen und zu leicht befunden worden!“ Dieser Gefangene ist jetzt frei, er ist endlich wieder das, was er von Anfang her war, rechtlicher Eigenthümer des Vaterlandes, welches ihm die schlaueste aller Eroberungen,

die friedliche, abgerungen. Auf den Trümmern der zerstörten Zwingburg stehend, blicket er auf den erhabenen Plan eines neuen Gebäudes, das sich kühn und stark, allen Stürmen und feindlichen Angriffen trotzend, erheben soll, eines Tempels mit gewaltigen Pfeilern und weiten Hallen, in denen sie Raum haben, die Stammgenossen alle vom Saume der Meere bis zu jenem der Alpen und Karpathen, und sich die Hände reichen über dem Altare der Freiheit und Bruderliebe, auf welchem die aufgeschlagene heilige Schrift des Gesetzes liegt und der Kelch des neuen Bundes steht, woraus alle trinken sollen.

Schon hat der Genius des deutschen Volkes die Bauleute berufen, das große Werk zu beginnen; freudig und rüstig sind sie von allen Himmelsgegenden herbeigeeilt, um Hand anzulegen. Manche unter ihnen hatten lang nicht mehr gehofft, den neuen Tag zu schauen, dessen verheißende Morgensterne sie gewesen. Die Nacht, die auf dem ganzen Vaterlande lag, war für sie selbst eine hoffnungslose gewesen. Eine uralte Sage meldet von Burgen und Bollwerken, die erst dann fest und haltbar gemacht werden konnten, wenn man ein unschuldig Kind lebendig im Grundstein eingemauert hatte. So war's mit jenen Männern; die Tyrannei konnte erst dann den stolzen Bau ihrer Zwingburg sicher ausmauern, als sie die Männer, welche muthig die Wahrheit sprachen, lebendig begraben hatte. Nun schritten sie aus ihren Gräbern, den Kerkern hervor; der Weihekuß der Freiheit, den sie mit hinabgenommen, hatte sie lebendig erhalten, der Gedanke an das Vaterland hatte den Tod von ihnen verscheucht. Die Haare erbleicht, die Farbe des Grabes auf den Wangen, treten sie heran zu der hehren Jungfrau, der sie die Blüte der Jugend, die volle Kraft des Mannesalters geweiht, treten sie ein in die Reihen des rüstigen jungen Geschlechts, für welches sie gestritten und gelitten. Und sieh': ihre Wangen röthen sich wieder, angeglüht vom jungen Tag, ihre Augen leuchten so klar wie zuvor, ihre Kraft ist noch so stark wie in den Tagen der Jugend; auferstanden wie das Vaterland, haben sie sich auch wie dieses verjüngt. Wie die

Mannen des Rothbarts, die im Kiffhäuser mit ihm verzaubert gewesen, ihm folgend herausziehen, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und die Schwerter freudigen Muthes wieder entblößen und den Schild erheben, so sind sie noch die alten getreuen Geisteshelden des deutschen Volkes und schlagen seine Schlachten in derselben kernhaften Treue, die sich ihnen auch in der dunkelsten Nacht nicht verflüchtigen konnte, weil sie ihnen in's Herz hineinverwachsen ist.

Ein solcher Auferstandener ist Sylvester Jordan.

Sylvester Jordan erblickte am 30. Dezember 1792 in dem Weiler Omes, welcher zur Pfarrei Arams gehört und etwa zwei Stunden von Innsbruck entfernt liegt, das Licht der Welt; er war das jüngste von acht Kindern, welche seine Mutter Maria ihrem Manne, dem armen Schuhmacher Matthias Jordan, geboren hatte. Bei der Dürftigkeit der Aeltern und bei ihrem Mangel an Schulunterricht mußte das Kind den letzteren bis in's neunte Jahr entbehren; zwar schickten sie es in seinem siebenten Jahre während des Winters in die Dorfschule zu Arams; aber da war nicht viel zu lernen, und kam es draus heim, so mußte es schon im Hauswesen mitschaffen, so daß das Wenige in der Schule Gelernte rein verloren ging. Um so kräftiger regte sich die Lernbegierde in dem Kinde, und wozu ihm weder die schlechte Dorfschule zu Arams, noch die Aeltern Anleitung zu geben im Stande waren, das ward ihm gar bald in anderer Weise zu Theil. Sein Bruder Aloys hatte aus der eigenen Schulzeit noch das Buchstabiren und die Kenntniß einzelner geschriebener Buchstaben übrig behalten; das lehrte er denn seinen jüngeren Bruder Sylvester wieder und wenn in des Vaters Haus Kunden kamen, denen er's anmerkte, daß sie schreiben konnten, so ruhte er nicht, bis sie ihm Buchstaben vorzeichneten, die er dann eifrig nachmalte. Das sah sich seines Vaters Bruder, der bei Jung und Alt als der „Schuster-Franz“ bekannt war, mit stillem Behagen an. Es war ein kleiner, verwachsener Mann, mit scharfen, klugen Augen, die jeder Thorheit bis auf den Grund

sehen, ob sie auch Kutte oder Chorrock anhatte; er verstand es, köstliche Spottreime zu fertigen, die gleich von Mund zu Mund gingen; auch erfand er manches Stück geistlichen und weltlichen Inhalts, das zu der Bauern Ergötzen aufgeführt ward. Dieser Ohm sprach nun dem kleinen Sylvester stets gar freundlich zu, er sollt' es nur so fort treiben, und meinte: „aus dem muß noch was Rechtschaffenes werden," und er hat sich nicht geirrt, der brave, lustige „Schuster-Franz;" aus seinem Liebling Sylvester ist was Rechtschaffenes, ist ein Liebling des ganzen deutschen Volks geworden. — Was der Knabe einmal begann, das trieb er auch ganz; und so hatte er's denn schon im nächsten Sommer nach jenem verlornen Winter so weit gebracht, daß er seinen Aeltern die sonn- und festtäglichen Evangelien vorlesen und Druck- so wie Handschriften nachschreiben konnte.

Mit seinem neunten Jahre trat Sylvester in die Schule des Lebens ein; da fand er Lehrmeister, die streng genug, da vernahm er Lehren, die hart genug waren; aber eben solcher Meister und Lehren bedarf's für ein junges Gemüth, in dem ein edler Kern steckt, um es früh selbstständig zu machen, daß es, frei von allen Eindrücken der Umgebung, die es verderben könnten, in seine innere Welt einkehren, sich da drinnen seiner Freiheit versichern und allem, was von außen her ankommt, getrost entgegenblicken lernt. Der alte Jordan wollte, daß sein jüngstes Kind Schuhmacher werde wie er, und also geschah's denn auch; der neunjährige Sylvester lernte das Handwerk, und lernte es auch vollständig aus; theils trieb er's zu Hause, theils mit seinem Vater und seinem älteren Bruder „auf der Stöhr," d. h. in fremden Häusern, wohin sie auf Arbeit gerufen wurden, um den Bedarf zu versehen. Das war die erste gute Zucht, die Sylvester erfuhr, und der erste Gewinn für sein ganzes Leben: nichts halb zu thun! — Aber er sollte auch noch mehr voranbringen, er sollte Brod in's Haus schaffen helfen; und er that's redlich im Schweiß seines Angesichts, weil ihm von allem, was ihm sein Vater schon früh an Religion eingeprägt, das vierte

Gebot am tiefsten in's Kindesherz eingedrungen war und drinnen feste Wurzeln geschlagen hatte; da ging's nun, weil er des Vaters Gebot ehrte und befolgte, vom Dreifuß weg an manche harte Handarbeit in Haus und Hof, da hieß es Holz, Früchte, Heu, Dünger und dergleichen herbei tragen oder im Winter auf Schlitten heranziehen. Bei der Dürftigkeit der Familie mußte der Knabe auch im Taglohn arbeiten, um Geld zu verdienen, Flachs brechen und den Dreschflegel führen; und brachte er das sauer verdiente Geld heim, so fand er schmale Bissen. Das war die zweite Zucht und der zweite Gewinn, den sie ihm brachte, der Grundsatz: nichts um Dank oder Lohn, alles aus Pflicht und d'rum mit Freuden zu thun. Uebrigens fand der Knabe, wenn er nach harter Tagesmüh in's Vaterhaus heimkam, außer den schmalen Bissen dort oft noch etwas Schlimmeres, nämlich finstere Gesichter, Scheltworte, ja sogar Mißhandlung; in der dürftigen Wohnung hatte sich ein böser Geist eingefunden, der Unfrieden, wovor dem Knaben manchmal so graute, daß er dem Hause hinausfloh. Der Vater war nämlich von früh an kränklich, wenn er nun an einem Sonntag ein Glas mehr trank, da ward sein Mißmuth, den er betäuben wollte, noch mehr angeregt und böse Nachbarn hatten dann ihre heimliche Freude d'ran, ihn zu reizen; diese Stimmung mußten dann Weib und Kinder entgelten. Wie nun sein jüngster Sohn dies anzusehen und darunter zu leiden hatte, da malte er sich recht sehnsüchtig im Geist das Bild eines Hauses aus, welches der Gottesfriede zum stillen Tempel geweiht; da sah er in seinem frommen Sinn den Hausvater wie einen Priester d'rin walten, jedem gerecht und mild, da erwog er die ernsten Pflichten eines solchen, und das war die dritte Zucht in der Schule des Lebens und der dritte Gewinn davon. Das sittliche Gefühl war mit voller Stärke in der jugendlichen Seele erwacht und gleichwie er durch den peinlichen Eindruck des Gegensatzes zur Sehnsucht und zum Suchen nach dem Schöneren und Besseren gebracht worden war, so blieb nun in ihm ein eigenthümlicher Trieb haften, nämlich der: sich bei allem, was

er wahrnahm, gerade das Gegentheil davon vorzustellen. So war denn in ihm gleichzeitig das innere Bedürfniß erwacht, alles, was ihn berührte, selbsteigen zu prüfen und bei dem, was er für gut, wahr und schön hielt, durch das Bild des Gegensatzes gleichsam die Probe zu machen, ob es auch wirklich gut, wahr und schön sei. Auf diese Weise erstarkte sein sittliches Gefühl durch den sich fort und fort übenden Verstand, und er hatte in sich selber den sichern Halt und den rechten Maßstab gefunden, um beides nie mehr zu verlieren. Immer mehr bahnte ihm die harte Schule des Lebens den Weg zur Selbsterziehung; diese sicherte ihm bei seinem vertrauensvoll-offenen, für jede Mittheilung empfänglichen Gemüth die Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, die Ausprägung derselben zu einem Charakter. Wie reizend ist es, einen solchen, wenn er gereift und in seiner ganzen Tüchtigkeit vor uns steht, wenn wir ihn lieben, weil wir ihn lieben müssen, bis in die Anfänge seiner Entwickelung zurück zu verfolgen, das Werden und Keimen einer sittlichen Welt im Kleinen (und eine solche ist ja jeder vollendete Charakter!) zu belauschen! Ihr Mütter, führt eure Kinder nicht an den Sarg, sondern an die Wiege eines edlen Menschen, wenn ihr wollt, daß sie zu seines Gleichen heranreifen sollen; ihr Lehrer, lehrt eure Knaben, wenn ihr sie für Freiheit, Recht, Vaterlandsliebe und Humanität heranbilden wollt, lehrt sie die Vorkämpfer dafür nicht blos so kennen lernen, wie sie im Mittagsglanze ihres Wirkens dastehen, sondern so, wie sie als Knaben gedacht und gefühlt, gelitten und gerungen, sich selber klar geworden sind, wie sie sich von allem dem, was dem Genius frühzeitig die Flügel lähmen konnte, ohne fremde Beihülfe frei gemacht haben. Wie schön sind endlich selbst dessen Irrgänge, — als „Irrgänge“ nur dem ersten flüchtigen Blick des Beobachters erscheinend; denn, wer sie länger und schärfer verfolgt, der sieht: wie der Genius, sein Ziel suchend, unter vielen Wegen, die sich vor ihm aufthun, die offenen, sonnigen mißtrauisch vermeidet und sich die dunkelsten auswählt, auf denen tausend Andere sich in Nacht verlieren; der Genius wählt

gerade die dunklen, wie in sichrer Vorahnung, daß sich sein Blick zuerst an die Nacht gewöhnen und in ihr zurechtfinden lernen muß, bevor er so seinen Beruf erfüllen kann, alle diejenigen, welche seit Jahrzehnten oder gar seit Jahrhunderten an die Nacht gewöhnt sind, für's Ertragen des Lichts zu erziehen und zum seligen Genuß des Lichts aus der Nacht zu führen.

Der Tyroler ist ein ächter Sohn der Berge, frisch und kräftig, klug und anstellig, gemüthlich und witzig; in seiner vollen Lebensfreudigkeit kann dieser Menschenschlag ohne Büchsenknall und Ringkampf, ohne Gesang und Tanz nicht sein; das ist sein halbes Leben. Da schallt und widerhallt es auf Bergen und Thälern; da fliegt das Volkslied von Ort zu Ort, und aus jedem Hause tönt die Waldflaute oder Schwögelpfeife. Der junge Jordan hätte kein Tyroler sein müssen, hätte er nicht die Musik geliebt. Aber, wie's nun einmal in seinem Wesen lag, daß jeder Eindruck in ihm den Gegensatz hervorrief, so ging's ihm auch mit den lustigen Weisen, die er hörte; sie stimmten ihn zur Schwermuth, und eben weil er dieser so gerne nachhing, darum liebte er die Musik, die Schwögelpfeife wurde die traute Freundin seiner freudelosen Jugend. Eines Tages hörte der alte Jordan, wie sich sein Sohn Sylvester in den Freistunden auf diesem Instrument in ein paar Tanzweisen einübte; er meinte, das sei eitel und unnütz und Zeitverschwendung, und grollend untersagte er ihm dies Vergnügen, aber der Sohn wollte sich von seiner lieben Schwögelpfeife nicht trennen; er setzte dem Vater dieselbe Festigkeit entgegen, welche dieser auch bei häuslichen Zwisten an seinem Sylvester öfter kennen lernte, wenn er ihm über solche ernste Vorstellungen machte, da hieß es denn immer: „Du bist ein rechter Disputirer, an Dir ist ein Advokat verdorben.“ Wie nun der Vater sah, daß er durch sein eigenes Ansehen ihn von der Musik nicht abbringen konnte, wandte er sich an einen Hülfspriester, Namens Franz Hirn, welcher nach Omes kam, um die österlichen Kommunionszettel einzusammeln, und welcher in der ganzen Umgegend wie ein Heiliger geehrt wurde. Der

Priester, übrigens ein in manchen Dingen aufgeklärter Mann, theilte doch das Vorurtheil seiner Amtsgenossen, daß der Tanz eine Sünde und ein Spielmann folglich des Teufels Helfershelfer sei. „Wie, Du willst Dir die Hölle erschwögeln?" rief er dem armen Sylvester mit tiefem Ernst zu, und diese Worte brachten in dem jugendlichen Herzen den tiefsten Eindruck hervor. Der Tyroler ist von Haus aus ein frommes Gemüth; wie er die Augen aufschlägt, lehren ihn ja die Alpenhöhen im Rosenlicht und die donnernden Lawinen, der blaue Inn und die lachenden Thäler, die er durchrauscht, die Majestät Gottes ahnen in der Fülle seiner Schöpfung. Aber die einfache, schlichte, treuherzige Frömmigkeit wird dem Tyroler auch schon mit der Muttermilch verderbt. Der freie Bergessohn ist seit Jahrhunderten ein Leib- und Seeleigner einer Geistlichkeit, welche seine Sehnsucht nach der Gottheit in das dumpfe Gefühl der Nothwendigkeit einer blinden Abhängigkeit von der Kirche verwandelt. So ging's auch Sylvester Jordan. Er wußte nicht anders, als daß der Priester an Gottes Statt, Gott geheiligt, Gott näher und ein höheres Wesen als andere Menschen sei; was ein Priester aussprach, das galt ihm als Gottes Spruch; von der Kirche hatte seine Einbildungskraft sich das Bild einer geheimnißvollen Macht erschaffen, die vom Himmel auf die Erde und mit ihren Verdammungsurtheilen bis in den Abgrund der Hölle hinabreiche. Die Erde war für dies gequälte Kind wahrlich ein Jammerthal, der Himmel, der Aufenthalt aller Reinen, erschien ihm als das Reich ungestörter Seligkeit. Er hatte von jenen Heiligen gehört, die sich durch völlige Selbstentäußerung den Eingang in den Himmel erworben; gläubig wurden sie, die doch auch einmal Menschen gewesen, von Menschen mit einer Inbrunst, die an Anbetung gränzte, verehrt und angefleht. Da erwachte, wie der Priester Hirn die Worte gesprochen: „willst Du Dir die Hölle erschwögeln?" in Jordan's Gedächtniß die Aeußerung eines Jesuiten, die ihm sein Vater einst erzählt: „daß das Höllenthor, bei welchem stets ein Jesuit Thorwärter sei, nie geschlossen werden könnte, weil

fortwährend so viel Verdammte hineinflögen, als Schneeflocken vom Himmel fielen, wenn es schneiete," und ein Gemälde auf dem Aramer Kirchhof, die Hölle darstellend, entzündete seine Einbildungskraft durch die Vorstellung zahlloser ewiger Qualen. Im Gegensatz dazu empfand er aber nun auch alsbald die heißeste Sehnsucht nach dem Himmel, und er sah sich wohl bereits auch mit so einem goldenen Schein um das Haupt, wie seinen Schutzpatron oder irgend einen andern Heiligen in der Kirche. Das erste Opfer der Selbstentäußerung, welches der junge Schwärmer dieser stolzen Hoffnung brachte, war sein Liebstes auf Erden, seine einzige Freundin, — die Schwögelpfeife, von der er sich nun feierlich trennte. Auch das war aber auch ein Gewinn für sein ganzes Leben! Wohl dem, der früh sich daran gewöhnt, für eine Idee, die er für heilig hält, sich auch des Theuersten freiwillig zu entschlagen! Freilich war diese Idee eine gänzlich unhaltbare, blos ein Traumbild seiner erhitzten Einbildungskraft; außer dem Evangelien=, einem Gebet= und einem Predigtbuch war es ja eine Sammlung von Geschichten der Heiligen gewesen, woran er sich zuerst im Lesen, im Vorstellen und Denken geübt. Alles, was er nun darin je an Beispielen von Fleischesabtödtung und Selbstkasteiung vernommen, das war jetzt für ihn ein Sporn, desgleichen oder noch mehr an sich selber zu thun. Die härteste, niedrigste Arbeit suchte er nun geflissentlich auf; im Gedanken an Christus, wie dieser sein Kreuz zur Schädelstätte trug, lud er sich schwerere Lasten auf; jeden Sonntag beichtete er und empfing das Abendmahl. Ein Marienbild auf der Brust bewahrend, schlich er oft in den stillen Wald hinaus, zog das Bild der Jesusmutter hervor, warf sich vor demselben nieder und geißelte sich bis auf's Blut, um die Gunst der Himmelskönigin und deren Fürbitte bei ihrem Sohne zu erwerben. In dieser fieberhaften Gemüthsstimmung faßte er den Entschluß, Priester zu werden; so hoffte er das Ziel seiner inbrünstigen Sehnsucht zu erreichen, durch die Verleihung des heiligen Geistes Gott näher zu kommen und sich mit ihm auf's In=

nigste zu verbinden. Um aber in den Priesterstand eintreten zu können, mußte er zuvörderst studiren, und das lag nun freilich nicht in dem Plan seines Vaters, sogern auch sonst der römisch-katholische Bürger- und Bauersmann „einen geistlichen Herrn Sohn" (wie er's nennt) haben mag und sich selbst einer Staffel in den Himmel gewiß glaubt, wenn der, den er gezeugt hat, die Hostie in den lebendigen Gott, den Herrn Himmels und der Erden, verwandeln kann. Jordan's Vater dachte zuerst an sein Handwerk; nun hatte er seinen Sylvester so weit gebracht, daß dieser es in Omes oder anderswo leidlich treiben konnte, und jetzt sollte er auf einmal noch Geld aufbringen, um ihn studiren zu lassen; und woher denn das Geld nehmen? Sylvester hatte sich jedoch mit seinem Vorhaben an den Pfarrer zu Arams und an den Hülfspriester Franz Hirn gewandt, und der letztere, welcher gar wohl einsah, wie kräftig ein solches Gemüth der Kirche nützen könne, versprach ihm seine Unterstützung; er wirkte ihm zunächst aus, daß ihn ein überzähliger Priester zu Arams in den Anfangsgründen der deutschen und lateinischen Sprache unterwies. Auch der Vater willigte endlich ein, daß sein jüngster Sohn studiren dürfe, freilich nicht ohne langes Bedenken.

Im Sommer des Jahres 1806 ward dem Knaben die Erfüllung seines Wunsches zu Theil. Der überzählige Priester zu Arams fing an, ihn im Deutschen und Lateinischen zu unterrichten; Jordan mußte ihm dafür bei der Messe dienen. Das währte indessen nicht lange, und er wandte sich nun an den Hülfspriester Holzmann zu Oberperfuß. Zu dem ging er jeden Tag, meistens barfüßig, eine Wegstunde weit. Auch diesem mußte er zum Entgelt den Meßdienst leisten und außerdem die Stiefel putzen. Inzwischen wurde sein Vater durch den Rath mancher Bekannten in seiner Zusage wankend gemacht und bereitete seinem Sohn viel Herzeleid, da er diesen von seinem Beschluß abzuwenden trachtete. Mehr als einmal sprach er zu ihm: „Jetzt, Sylvester, könntest Du Deinen Aeltern das Brot verdienen helfen durch ein ehrlich Handwerk; statt

dessen verzehrst Du's bloß, ohne zu arbeiten; und überhaupt, wo soll denn das mit dem Studiren hinaus? das kostet Geld, und das haben wir nicht, viel Geld, weil's lange währt, darüber verlernst Du, was Du gelernt hast, das Handwerk, das seinen Mann nährt, und die Liebe dazu, und was wird am Ende aus Dir? ein Taugenichts!“ Aber Sylvester war nun einmal von seinem Entschluß nicht abzubringen, und meinte: „Hat mir's der liebe Gott eingegeben, daß ich studiren soll, so wird er mir's auch an guten Menschen nicht fehlen lassen, die mir dazu helfen.“ Und in solchem festen Vertrauen betete er inbrünstig um den Beistand des Himmels. Er konnte es nicht erwarten, das väterliche Haus zu verlassen, und so pochte er denn auch zweimal an Klosterpforten, bei den Kapuzinern in Innsbruck, und bei den Cisterziensern in Wiltau; wohl ihm, daß ihm beiderorts der Eintritt versagt ward, weil er zu arm war. Das Mönchsgewand, das Skapulier, dem der Wahnglaube der Vorzeit eine solche geheimnißvolle Kraft zuschrieb, daß vornehme Sünder sich auf dem Todtenbette damit bekleideten, um „von Mund auf in Himmel zu fahren“ (wie's im Volksausdruck heißt) — sie legen und schmiegen sich so fest an's ganze Dasein, daß kein Schmerzensschrei sich der gepreßten Brust entwinden kann, bis endlich der Tod sie davon befreit.

Im Herbst des Jahres 1806 wurde Jordan im noch nicht erreichten vierzehnten Jahre durch die Vermittlung des Hülfspriesters Hirn in das Gymnasium zu Innsbruck aufgenommen. Seinen Lebensunterhalt gewann er anfänglich durch Unterstützungen wohlthätiger Familien, denen ihn sein Oheim, der wackre Volksdichter Franz, empfahl; gar bald gewährte ihm jedoch Privatunterricht, den er ertheilte, die Möglichkeit, sich selbst zu erhalten. Bei dem unermüdlichen Fleiß, womit er sich den Studien widmete, entfalteten sich seine ausgezeichneten Fähigkeiten sehr schnell; außer den Lerngegenständen des Gymnasiums eignete er sich auch die Kenntniß der französischen und der italienischen Sprache an, und zwar mit solchem Erfolge, daß er

bald im Stande war, in der ersteren Privatunterricht zu geben. Dabei setzte er aus vollem Herzensdrange und mit aller Gewissenhaftigkeit, wie sie seinem Streben nach Heiligung entsprach, seine Andachtsübungen fort. Diese Gemüthsstimmung bewahrte ihn vor den Gefahren, welchen ein völlig sich selbst überlassener Jüngling in der Studienzeit ausgesetzt ist. Indessen ward sein Geist immer heller und so mußte ihm mancher Zweifel an der Wahrheit einzelner Kirchenlehren erwachen, welche er bisher mit unbedingter Gläubigkeit für untrüglich gehalten hatte. Er wandte sich mit seinen Zweifeln an die Beichtväter; aber die Art und Weise, wie diese ihn belehrten, regte ihn, weit entfernt, daß seine Zweifel beschwichtigt worden wären, nur zu ernsterem Forschen an. Da konnte denn mancher Glaubenssatz nicht länger Stich halten, da schwand so manches religiöse Vorurtheil, und eine reinere freiere Weltanschauung that sich vor seiner entzückten Seele auf; aber ob er auch immer freudiger kämpfend und ringend, immer mehr aus Nacht zum Licht, aus dem Zauberkreise einer Traumwelt auf den festen Worten der Wahrheit kam, — es blieb ihm ein religiöser Grund seines ganzen Wesens, ein festes Gottvertrauen, das seinem Charakter für alle Stürme des Lebens den unerschütterlichen Halt verlieh. In der Schule des Lebens, die ihn groß gezogen, wurde und war, wie er selbst bekennt, Gott selbst sein väterlicher Erzieher und Führer, der vorzüglich durch die Wunder der Natur und die Vernunft, die einzigen unverfälschten göttlichen Urkunden, zu ihm sprach.

So wie sich seine religiösen Anschauungen vom Glauben an die Kirchensatzungen losrangen, war ein Bruch zwischen ihm und der Geistlichkeit, deren Schützling er bisher gewesen, deren Amts- und Gesinnungsgenosse zu werden er sich vorbereiten sollte, unvermeidlich. Den ersten Anstoß gab er in seinem achtzehnten Jahre durch einen von ihm verfaßten und bei einer Schulfeierlichkeit öffentlich vorgetragenen Aufsatz, worin er „Jesus und Sokrates" nebeneinander gestellt und miteinander verglichen hatte; in den Augen einer Priesterschaft, welche Je-

sum von Nazareth als Gott anbetete und in Sokrates nichts weiter als einen „blinden Heiden“ erblickte, mußte schon der Gedanke des Jünglings, beide miteinander zu vergleichen, als eine Gotteslästerung erscheinen. Die Geistlichkeit ermangelte nicht, Sylvester Jordan, dessen Geist über die von ihr bestimmten Schranken des Denkens hinausstrebte, durch strengen Tadel zurechtzuweisen. Jordan seinerseits hingegen überzeugte sich nun immermehr, daß er für den Priesterstand nicht tauge; was sollte ein freies Herz in einem Bunde thun, dessen Mitglieder die Freiheit abschwören, um den unseligen Preis, über Unfreie herrschen zu dürfen! Ein Geist, der mit heißem Drang nach der Wahrheit hinstrebte, sollte sich so tief erniedrigen, nicht blos für seine Person der von ihm erkannten Lüge zu huldigen, um ein sorgenfrei Leben zu haben, sondern auch jene Lüge tausend Andern als Wahrheit zu verkündigen? Das vermochte Jordan nicht. Lieber wollte er, den vertrauenden Blick nach oben gewandt, einer ungewissen Zukunft entgegenschreiten, als ein gesichertes behagliches Lebensloos, wie es sich ihm darbot, ergreifen und dafür der Wahrheit und sich selber untreu werden. Es kam ihm zu statten, daß sich Tyrol damals unter baierischer Oberherrschaft befand; sein Augenmerk richtete sich auf München, welches denn freilich dem am Gängelbande geleiteten bethörten Landvolk von den Priestern als „neues Sodom“ geschildert wurde, weil diese Grund genug hatten, von dem Lichte der Aufklärung, welches Baierns Staatsverwaltung damals durchdrang, so manche Aufhellung und Aufdeckung zu fürchten; diese Furcht der früher allgewaltigen Priester war's denn auch, welche dem Kaiser Franz ganz trefflich diente, als der Volksaufstand in Tyrol entzündet und unterhalten ward. Der Beweggrund, warum sich Jordan, nachdem er sich einmal sagen mußte, daß er bei seinen Grundsätzen mit gutem Gewissen „kein Priester mehr werden könne,“ entschloß, nach München zu reisen, war der, daß die Hochschule zu Innsbruck aufgelöst worden war; es blieb dort nur ein Gymnasium, ein Lyzeum und eine theologische Schule; in München hoffte er sich nun

die einstige Beziehung der Landshuter Hochschule möglich zu machen und zu erleichtern. Seinen Bruch mit der römisch-katholischen Geistlichkeit vollendete ein Vorfall zu Kämmatten, einem nicht weit von Arams entlegenen Dorfe. Dort traf Jordan eines Tages bei einem großen Gastmahl eine Menge von Geistlichen, Weltpriester und Mönche, und es dauerte nicht lange, so brachten sie die Rede auf die baierischen Schulen, die ihnen ein Dorn im Auge waren. Nun ergossen sie ihren Spott über dieselben, wobei Jordan sein Theil bekam. Er aber war nicht blöde, sondern zahlte ihnen redlich aus. Hatte er doch auf Ferien-Reisen mit eignen Augen gesehen, wie's in so manchem römisch-katholischen Pfarrhofe hergeht, wie da dieselben Menschen, welche die Ehelosigkeit gelobt haben und für heiliger und Gott wohlgefälliger als die Ehe erklären, in wüster Unsittlichkeit leben, wie dieselben Menschen, welche Entäußerung von allen weltlichen Gütern und Genüssen als höchstes Verdienst, als Staffel zur ewigen Seligkeit einem unmündigen bethörten Volk predigen und anpreisen, beim Zehnteintreiben wuchern, wie sie, die da am nächsten Morgen im Beichtstuhl von Sünden lossprechen, oft die Nacht hindurch, bis eine Stunde vorher beim Wein schwelgen und der Leidenschaft des Spiels fröhnen. Alle diese Zeugnisse von der Verderbtheit der Geistlichkeit sagte nun Jordan bei jenem Gastmahl in Kämmatten jedem aus ihrer Mitte ungescheut in's Gesicht. Das konnten ihm die Priester nicht vergessen, so wie denn auch er in späteren Jahren, unter andern ernsten Beschäftigungen, nie vergessen hat, den Ur- und Erzfeind der Freiheit, des deutschen Volks, jeder Nationalität und der Menschheit zu entlarven und davor zu warnen.

Mit sechsunddreißig Gulden in der Tasche, die er sich durch Stundengeben zusammengespart hatte, reiste Jordan im September des Jahres 1811 nach München. Dort fand er durch die Vermittelung zweier würdiger Männer, K. v. Weiller und Fl. Meilinger, alsbald Gelegenheit, sich durch Ertheilung von Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu sichern. Er besuchte im Schul-

jahr $18^{11}/_{12}$ das Gymnasium und kehrte in der herbstlichen Freizeit zu seinen Aeltern heim, die sich nun überzeugen konnten, daß ihre durch die Geistlichkeit genährten Besorgnisse um ihn unbegründet seien; da gelang es dem wackeren Jüngling denn auch, den Frieden, die Eintracht und die Liebe im älterlichen Hause wiederherzustellen; weinend gelobten sich das beide Gatten und sie hielten ihr Gelübde bis an's Grab. Im Lehrjahr $18^{12}/_{13}$ besuchte Jordan das Lyzeum zu München, im Jahre 1813 bezog er die Hochschule zu Landshut, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Von dort reiste er, da Tyrol an das Kaiserthum Oesterreich zurückgegeben worden, im Herbste des Jahres 1814, nach Wien, wo er seine Laufbahn fortsetzen wollte. Bald fand er eine angenehme Hofmeisterstelle, welche ihm seinen Lebensunterhalt genügend sicherte, und freundliche Aufnahme bei einflußreichen Männern. Wien bot damals einem jungen Manne, welcher nicht blos auf der Hochschule, sondern auch vom Leben lernen wollte, ein anziehendes Schauspiel. Dort war nämlich am 1. November des Jahres 1814 eine Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten, Gesandten und Staatsmännern eröffnet worden, welche die Geschicke der Staaten und Völker Europa's feststellen sollten. Leider ist dies auf Kosten unseres deutschen Volkes, seiner Freiheit und Ehre geschehen, denn im Rathe der Machthaber hat der Verrath gesessen und inmitten der Feste, welche sie veranstalteten, inmitten des eitlen Prunkes, welcher Millionen verschlang, rief das im Heldenkampf für die Freiheit vergossene deutsche Blut vergeblich um Gerechtigkeit für unser Vaterland. Hinter dieser Versammlung mit all ihren Festlichkeiten und mit all ihrer Treulosigkeit, stand nicht blos der entthronte Kaiser, der bereits vom einsamen Eiland Elba an die Wiedererringung der verlornen Herrlichkeit dachte, nicht blos schwebte drüber wie ein großer Schatten der Traum jener hundert Tage, der mit Napoleon's Erwachen auf dem Bellerophon endigte, nicht blos standen hinter der Fürstenversammlung zu Wien die gräßlichen Hungerjahre von 1816 und 1817, sondern auch schon der

dreißigjährige Krieg der Regierungen gegen die Völker, ein Krieg nicht blos mit Flinten und Säbeln, sondern vielmehr mit Beschlüssen, mit Diplomaten und Spionen, mit feilen Richtern und Gedankenmördern, mit Jesuiten und Jesuitengeld, so wie mit russischen Rubeln geführt, ein Vertilgungskrieg nach dem Plane, um jede Wurzel von Selbstständigkeit auszureißen, um die Vorkämpfer derselben in Kerkern zu begraben, um das erwachsende Geschlecht für jede Geistes- und Willenskraft von Anfang her unfähig zu machen. O, wer da nicht den Abdruck der göttlichen Weltordnung in sich selber trug, der konnte während dieses dreißigjährigen Vernichtungskrieges wohl manchmal zweifeln, ob es überhaupt eine solche, ob es eine Vorsehung gebe. Doch laßt uns auf den jungen Jordan in Wien zurückblicken. Den schlichten Tyroler Jüngling, der eben erst den schweren Kampf zwischen Licht und Finsterniß im eigenen Herzen durchgemacht hatte, blendete all der Glanz der Wiener Feste während des sogenannten „Kongresses" nicht. Er glaubte (wie er selbst sagte) in einem Gefängnisse zu sein; alles beengte ihn. Wahrlich: die Wiener Luft war bis vor Kurzem Stickluft für jeden freien Geist und wer gegen sich selbst ehrlich genug war, der mußte sich fragen: „Willst Du in Wien bleiben und in Freuden leben, aber Dich selbst verläugnen und aufgeben?" Diese Frage stellte sich Jordan (es hat sie nach ihm noch mancher andere sich gestellt) und er beantwortete sie auch durch die That. Obwohl man ihm Aussicht auf eine Lehrerstelle an der neuzugestaltenden Hochschule zu Pavia gemacht hatte, wandte er im April des Jahres 1815 der Kaiserstadt dem Rücken und reiste über Linz und Wels, über Salzburg und Rosenheim, wo ihm, auf Empfehlung eines Freundes, eine Unterkunft als Gehülfe beim baierischen Landgericht zugesagt wurde, nach Tyrol.

Was bewog ihn zu dieser Reise? Es war nicht das Heimweh, jene bekannte seelisch-körperliche Krankheit der Alpensöhne, es war ein anderes, ein edleres Gefühl. Jordan hatte nämlich während seines Wiener Aufenthalts

gehört, was für Schmach und Herzeleid die Geistlichen seinen lieben Aeltern um seinetwillen angethan, und da wollte er denn selber kommen und thun, was eines Sohnes Pflicht ist. Die Sache verhielt sich so: Schon im Jahre 1814, als er vor seiner Reise nach Wien seine Aeltern besuchte, hatten ihm die Geistlichen bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er dem Dienst der Kirche untreu geworden sei, und als er sodann in einem Anfluge jugendlichen Muthwillens um ihren Segen zur Reise gebeten, da schlossen sie ihn, zur Erbitterung gereizt, in einer Versammlung zu Kämmatten, förmlich aus der Kirche aus. Das hätte ihm nun wohl gleichgültig bleiben können, wären sie nicht auch so boshaft gewesen, ihren Bannfluch über Jordan in der ganzen Umgegend bekannt zu machen; dabei sagten sie auch seinen Aeltern: „Ihr habt einen lutherischen Sohn, der an keinen Gott glaubt, und drum verdammt ist;“ dergleichen sprachen sie nicht blos zu dem Jordan'schen Ehepaar, auch weit und breit wußte es die Nachbarschaft, und nun kamen die Leute, welche Priesterwort für Gotteswort hielten, deuteten mit Fingern auf Jordan's Vater und Mutter und schwatzten, als könnte man sich dadurch eine Staffel zum Himmel verdienen, — „da, die sind's, die den verdammten lutherischen Sohn haben!“ Jordan's arme Mutter grämte sich darüber zu Tode. Das ist eins von jenen tausend Mitteln, wodurch die Geistlichkeit ihre Allmacht behauptet; was liegt ihr daran, ob ein Herz darüber bricht? Was kümmert sie's, ob der Friede einer Familie zu Grunde geht, ob Aeltern und Kinder einander entfremdet, einander todtfeindlich werden, wenn nur ihr Ansehen bewahrt bleibt. — Jordan dachte, wie er von dem finsteren Treiben gehört hatte: „Das Beste ist: ich komme selbst!“ Gedacht, gethan. Er kam in die Heimath, und wie er seine gute Mutter mit den blassen eingefallenen Wangen sah, da wußte er auch schon, was er zu befürchten hatte. Es war wiederum zu Kämmatten, wo sie in Gott vergnügt beisammen saßen, die Aeltern mit Freude auf den stattlichen Sohn hinblickend, dieser glücklich, daß er Aeltern

und Geschwister wieder umarmen konnte. Er sagte es sich selbst und sagte es ihnen allen: „das ist das Letztemal, daß wir diesseits des Grabes wieder beisammen sind, aber jenseits finden wir uns gewiß wieder.“ Und auf ein solches Wiedersehen nahmen sie denn auch Alle Abschied von einander. Aeltern und Geschwister hatte Sylvester Jordan durch den Blick seines treuen Auges, durch das herzlich fromme Wort, das ihm aus der Seele kam, vollkommen beruhigt und für alles Leid, für allen Spott reichlich entschädigt; sie wußten nun: „der ist gewiß nicht verdammt, der so viel Liebe im Herzen trägt.“ Nun wollte Jordan aber auch die verdammenden Geistlichen in Kämmatten noch besuchen, bevor er seiner Heimath für immer Lebewohl sagte, er wollte sie offen und ehrlich fragen: „warum habt ihr mich denn verdammt, warum habt ihr denn meine Lieben so geängstigt?“ Er wollte in Frieden mit Allen, die ihm weh gethan, von der Heimath scheiden. Doch, wie er den Pfarrhof betrat, kamen ihm gleich die beiden Geistlichen, die drin hausten, mit Flüchen entgegen; sie verboten ihm, darin zu verweilen; sie drohten ihm: würde er sich nach Verlauf einer Stunde noch im Dorf betreten lassen, so wollten sie Sturm läuten lassen, und die Gemeinde müsse ihn hinausjagen oder todtschlagen. Da ging er denn, um eine Erfahrung reicher.

Er schüttelte den Staub von den Füßen, trocknete die Thräne des Abschieds, und wanderte über Innsbruck nach Rosenheim. Nur kurze Zeit arbeitete er dort bei dem Landgericht als Schreiber und Gehülfe; Professor Salat schrieb ihm nämlich, daß eine Abhandlung, die er im Jahr 18$\frac{13}{14}$ zu Landshut zur Lösung einer Preisaufgabe geschrieben, den Preis erhalten habe, er möge nun nach Landshut kommen, um dort die Würde eines Doktors der freien Künste und der Weltweisheit zu erlangen. Er erwarb dieselbe am 15. Mai 1815 und begab sich sodann nach München, wo er von der Staatsregierung die Zusicherung erhielt, daß er das baierische Staatsbürgerrecht durch die Abtretung seines Vaterlandes an Oesterreich nicht verloren habe. Vom Herbst desselben Jahres an

setzte er seine Rechtsstudien an der Landshuter Hochschule fort, und am 28. August 1817 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Rechtswissenschaft. Seine gerichtliche Laufbahn im Staatsdienste begann er nun sofort bei dem Landgericht zu Landshut; doch schon im April des nächstfolgenden Jahres wurde das Verhältniß rasch gelöst und Jordan nahm das Anerbieten an, die Geschäfte des durch Reisen häufig verhinderten Rechtsanwalts Meinel in München zu besorgen. Während seines Aufenthaltes in München fand er Gelegenheit, den Kreis seiner Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern zu erweitern. In Landshut hatte er sich des näheren Umgangs mit Mittermaier, Wennig, Röschlaub, Köppen, Ast, Mannert, zu erfreuen gehabt, in München lernte er Lang, Oken, Docen, Rudhart, Soden, Gönner, Wendt, Spauer und Andere kennen, trat in freundschaftliche Verhältnisse zu Franz von Baader, J. v. Behr, Hornthal, Aretin, Häcker u. s. w. Seine besondere Aufmerksamkeit und lebhafteste Theilnahme erregte der erste baierische Landtag; er kam mit den bedeutendsten freisinnigen Abgeordneten in nähere Berührung, er verfaßte für manchen andern die Anträge und unterstützte sie durch mündlichen Rath. So legte er denn hier den Grund zu seiner genauen Kenntniß des eigentlichen Lebens, welches sich in jedem Staate entfalten muß, in welchem die erbliche Einherrschaft durch die verfassungsmäßige Volksvertretung beschränkt ist. Er beobachtete den Kampf, welcher nothwendig aus dem Gegensatz zweier von einander gänzlich abweichender Grundgedanken hervorgeht. Die eine Partei, welche sich die erhaltende nennt, lernte seit dem Fürsten- und Gesandtentage zu Wien das Wort Legitimität als eine Beschönigung aller Willkür der Machthaber, als einen Deckmantel für Volksknechtung und Volksverdummung gebrauchen; sie falschmünzte das gute alte deutsche Wort Treue, indem sie das lautere Gold seines Gehalts durch schnöde Demuth und feigen Gehorsam ersetzte. Sie entweihte das Ansehen des Gesetzes, indem sie die Polizei mit dem Gesetz auf gleiche Stufe erhob. Sie stellte die Regierung als eine ursprüng-

sich und für sich bestehende Macht, als die „von Gott eingesetzte“ Obrigkeit dem Volke gegenüber, während die Regierung ja doch nur aus dem Volke hervorgehen, nur um des Volkes willen bestehen und und nur durch das Volk wirken kann. So hat denn die sogenannte konservative Partei, die christlich-legitime, einen Gegensatz zwischen Regierung und Volk geschaffen und ein Mißtrauen, eine Feindseligkeit zwischen beiden hervorgerufen. Was nun Baiern insbesondere betrifft, so versündigte sich dort die sogenannte legitime, konservative Partei an der Majestät der ganzen deutschen Nation, indem sie mit Rom jenes berüchtigte Konkordat abschloß, welchem zur Schmach und zum Verderben Deutschlands mehrere andere nachfolgten. Der böse Geist unseres Vaterlandes, Fürst Metternich, hatte damals die Regierungen mit dem Netz der Karlsbader Beschlüsse umstrickt, und die große, freche üppige Lüge, genannt Gentz, saß wie die Spinne inmitten dieses Netzes. Die deutschen Kirchen, Klöster und Schulen füllten sich mit Heuchlern, die deutschen Höfe mit eigennützigen, an fremde Mächte verkauften Räthen, die deutschen Amts-Schreibstuben mit großen und kleinen Despoten, welche deswegen, weil sie vom Staat als Raddreher seiner Maschine angestellt waren, auf den Nichtbeamten voll Dünkel herabblickten, die stehenden Heere mit Junkern, welche ihre Untergebenen nicht als bewaffnetes Volk, sondern als beeidigte Söldner der Regierung und im Nothfall als Zuchtmeister des Volks betrachteten, die Kerker endlich mit Opfern aller dieser unseligen Zustände. Das Volk, es lag, betäubt von dem Unermeßlichen, Ungeheueren eines fürstlichen Wortbruchs, wie die Weltgeschichte keinen frecheren kennt, den es noch immer blos für einen schweren Traum halten wollte — es lag, stumpf dahinbrütend, in seinen Banden, in die man es während seiner Betäubung geschlagen, es lachte zuweilen in seiner Verzweiflung grell auf, es warf sich auf Kunst und Wissenschaft, um seine Kraft doch irgendwo zu verwenden; ach, was vermochte es mit gefesselten Händen, das Schwert am Haar über seinem Haupt! Um so eh-

renhafter war die kleine Schaar deutscher Männer, welche der Uebermacht gegenüber sich auf dem engsten Raume, der sich noch benützen ließ, behaupteten, um dann Schritt für Schritt den verlornen Boden für die feierlich versprochenen Rechte des Volks wieder zu erobern, Männer, von welchen man mit weit mehr Grund sagen mußte, daß sie die „erhaltende" Partei bildeten, weil sie die staatliche Ordnung auf die einzig dauerhafte Grundlage des für alle Söhne des Vaterlandes in gleichem Maße geltenden Gesetzes zu stellen bemüht waren. Solche Männer lernte Sylvester Jordan bei dem ersten Kampfe der Parteien, den er beobachtete, in München kennen; in die Reihe solcher Männer, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Nationalehre und Nationalwohlstand, Ordnung, Gesittung und Bildung als die höchsten Güter gelten, für deren Erringung ein wahrhaft treues Herz sich freudig zum Opfer hingibt, in die Reihe solcher Männer sollte auch er dereinst gestellt werden; seine Beobachtungen an der Wiege des konstitutionellen Lebens in München befähigten ihn, dereinst der Schöpfer einer Verfassungsurkunde zu werden, welche in der Frist bis zur Verwirklichung einer Reichsverfassung für ganz Deutschland, vor allen übrigen deutschen Verfassungsurkunden als die freisinnigste dastand.

Im Herbst des Jahres 1819 wurde Jordan von einer heftigen Brustentzündung und einem noch heftigeren Nervenfieber befallen. Nur der liebevollen treuen Pflege seiner Braut, Maria Staudinger, mit welcher er sich im Jahr 1818 verlobt hatte, verdankte er seine Genesung; sie verschaffte ihm auch bei seiner Abreise von München die Mittel zur Verfolgung seines Lebenszweckes. Mit dieser Abreise hatte es folgende Bewandtniß. Ungeachtet der angenehmen Verhältnisse, deren sich Jordan in München erfreute, konnte ihm doch seine dortige Stellung für die Dauer nicht genügen. Er fühlte, daß sein eigentlicher Beruf nicht in der Amtsstube, sondern auf dem Lehrstuhl sei; schon im Jahre 1815 hatte er sich um eine Lehrerstelle an einem Gymnasium oder Lyzeum be-

worden. Während seines Münchener Aufenthalts erwachte nun die Sehnsucht nach dem Lehramte neuerdings in ihm und er meldete sich um Zulassung als Lehrer an der Hochschule zu Landshut. Da wurde ihm nun aber die Bedingung gestellt, er müsse sich zuvor einer Prüfung bei dem Lyzeum in München unterziehen. Es bestand zwar allerdings ein Gesetz, wonach eine solche vorgängige Prüfung unerläßlich war; aber mit Recht fand es Jordan mit der Doktorwürde, welche er erlangt, unvereinbar: jene Bedingung zu erfüllen, und verlangte eine förmliche Abweisung, welche ihm denn auch im Mai 1819 endlich ward. Der eigentliche Beweggrund, weßhalb man das Gesetz gegen ihn anwenden wollte, war die Feindseligkeit mehrer Lehrer der Hochschule, sowohl im Fache der Rechtswissenschaft als der Gottesgelahrtheit. Bald nachher erhielt er eine Einladung, in Heidelberg als Lehrer der Rechtswissenschaft aufzutreten. Er verließ daher München am 19. Juni 1820 und verweilte bis in die Mitte Septembers in Frankfurt, wo er einem angesehenen Rechtsanwalt, Dr. Ehrmann, die Geschäfte besorgte, und übersiedelte dann nach Heidelberg. Als Anwalt hatte Jordan für Vertheidigung des Rechts und des Gesetzes eine Bildungsschule durchgemacht, welche ebenso seinem ganzen Charakter entsprach als sie gleichsam zum Abschluß desselben nöthig war; denn mit voller Entschiedenheit dem Unrecht entgegenzutreten, dem Rechte zum Sieg zu helfen, das Gesetz als höchstes Kleinod zur Geltung zu bringen, dazu trug er von früh an den mächtigen Trieb in sich, der je mehr und mehr wuchs und erstarkte. Dieser Trieb war's, der ihn zum Lehramt hinzog, zum Lehramt in der Rechtswissenschaft insbesondere; durch die lebendige Rede, wie sie aus voller Seele hervorquillt und die Seelen der Hörer befruchtend durchströmt, wollte er darauf hinwirken, daß das junge Geschlecht heranwachse mit einem Rechtsbewußtsein, welches immer großartiger sich ausbreitend das ganze Volk durchdringe und erkräftige. Nun hatte sich also für Jordan die langersehnte Laufbahn endlich eröffnet; sein reichbegabter Geist konnte in freudiger Rüstig-

keit wirken. Sein offenes Wesen, seine Biederkeit gewann ihm alle Herzen, seine Tüchtigkeit festigte die Achtung gleichtüchtiger Männer für ihn. Manches Freundschaftsband ward an den reizenden Ufern des Neckars geknüpft, und Jordan hat jedes heilig gehalten, ob auch der Tod es lös'te, er betrachtet es fort und fort unlösbar; mit die schönsten Züge in seinem Charakter sind die: ein festes Beharren an Freunden, das sich nicht so leicht erschüttern läßt, eine Hingebung, die nicht mißt und abwiegt, und wenn er enttäuscht wird, noch eine milde Schonung, wie er sie auch dem Feinde beweis't, weil er auch in diesem den Menschen ehrt.

Jordan's Aufenthalt in dem schönen Heidelberg dauerte nur ein Jahr. Im September 1821 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Lehrer der Rechte an der Hochschule zu Marburg. Noch in demselben Monat traf er, diesem Rufe folgend, in seinem neuen Wirkungskreise ein; noch im Dezember desselben Jahres führte er seine treue Braut Maria Staudinger an den Traualtar und an den bescheidenen eigenen Herd, den er sich nun gegründet. Sie war eine edle Seele, seiner werth, — dem Gatten die treue Freundin, die sein ganzes Wollen und Streben verstand, der reine Spiegel, in welchem er sein Innerstes wieder erkannte, vier Kindern, die sie ihrem Gatten schenkte, eine zärtliche, sorgsame Mutter.

Jordan's ausgezeichnete Fähigkeiten, seine rastlose Thätigkeit, seine tadellose Gesinnung, sein ehrenhafter Charakter drangen in Marburg gar bald zur Geltung durch. Schon nach Verlauf des ersten Jahres wurde er zum ordentlichen Hochlehrer und zum außerordentlichen Beisitzer der Juristen-Fakultät, im Mai zum außerordentlichen Mitglied derselben ernannt. Im Jahre 1824 ward ihm in Anerkennung, daß er einen Ruf an die Hochschule zu Freiburg im Breisgau abgelehnt, und zum Entgelt für ein für das kurhessische Haus verfaßtes Gutachten eine Gehaltszulage zu Theil. Im Jahre 1825 ward er zum Prorektor der Hochschule erwählt. Während seiner Amtsführung fand er Gelegenheit, seine Redlichkeit und seinen festen Muth in

Behauptung des Rechts, Höherstehenden gegenüber, zu bewähren. Das Hochschulgericht hatte in einer Schuldsache ein Urtheil gefällt, der Vicekanzler jedoch sich geweigert, dasselbe zu unterschreiben. Nun trug der Vorstand des kurhessischen Ministeriums des Inneren dem Prorektor Jordan auf, das Urtheil einseitig mit dem Vicekanzler abzuändern. Jordan erklärte, dies könne er nicht thun, und ohne sich durch den von dem Vicekanzler eingelegten Einspruch beirren zu lassen, eröffnete er das Urtheil in seiner ursprünglichen Gestalt beiden Theilen, vollzog es und setzte das Ministerium von seiner Handlungsweise in Kenntniß. Dies veranlaßte nun den Vicekanzler zu einer Beschwerde gegen Jordan, wogegen sich dieser rechtfertigen sollte. Mittlerweile trat der Vorstand des Ministeriums ab, das letztere billigte das Benehmen Jordan's, welcher sich glänzend gerechtfertigt hatte, und der neue Vorstand des Ministeriums, von Achtung für Jordan's Redlichkeit und Charakterfestigkeit erfüllt, beauftragte ihn später (1827) mit der Durchsicht der akademischen Gesetze. Als er sein Amt als Prorektor niederlegte, brachten ihm die Studirenden einen Fackelzug; an ihrer Spitze schritt der geheime Kabinetsrath Dr. Kopp, ein Greis, die Brust voll Orden; er hatte sich unter die akademischen Bürger aufnehmen lassen, um sich als solcher an der Festlichkeit zu Ehren seines jüngeren Freundes betheiligen zu können, der durch seine Vermittlung den Ruf nach Marburg erhalten hatte.

Jordan's Name tönte immer lauter im ganzen Land; seine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller, die Festigkeit seines Charakters, die Reife seiner politischen Ansichten, aus denen er gegen Niemand ein Hehl machte, hatten die allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr auf ihn gelenkt, je ernster die Zeiten wurden, je schwerere und dunklere Wetterwolken sich über Kurhessen zusammenzogen. Jordan war zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei allen Gefahren, welche dies sein engeres Vaterland bedrohten, nur in der Herstellung einer neuen Verfassungsform Rettung und Heil zu suchen sei, einer solchen, durch welche eben so sehr den staatsbürgerlichen Freiheitsrechten, der Willkür

der Regierung gegenüber, ausreichender Schutz [illegible]
Fortbildung, der Entwicklung derselben ein [illegible]
Spielraum verbürgt, als auch dem Andrang [illegible]
losigkeit mit allen nothwendigen Folgen der Staats[illegible]
tung und Volksentsittlichung ein starker Damm entg[illegible]
gestellt werden könne. Für eine solche Verfassungsf[illegible]
hielt er, wenn er den vorhandenen Zustand der Bildun[illegible]
mit den geschichtlichen Verhältnissen verglich, die erblich[illegible]
Einherrschaft, beschränkt durch eine mit wesentlichen Rechten
ausgerüstete wahrhafte Volksvertretung („constitutionelle
Monarchie"). Nur durch die Herstellung einer solchen
Verfassungsform könne, so glaubte er, das Hereinbrechen
von gewaltsamen Umwälzungen (Revolutionen) abgewehrt
werden, von welchen er (wie er sich später einmal aus-
sprach) dafür hielt, daß sie „nicht künstlich erzeugt werden
können, sondern daß sich ihre Ursachen nach und nach im
Verlaufe der Zeiten sammeln, und daß oft geringfügige
Veranlassungen sie zum Ausbruch bringen;" — „es ist zu
bedauern (äußerte er sich bei dieser Gelegenheit), daß oft
die Urheber der Revolutionen durch die Mittel, durch welche
sie den Ausbruch derselben hindern wollen, diese gerade
herbeiführen und beschleunigen, und wer ihnen die Augen
öffnen, die wahren Heilmittel angeben will, wird nicht
gehört, wird vielmehr verachtet und als Feind verfolgt."
Er war von der Nothwendigkeit überzeugt, daß „das ganze
Staatswesen nach Stoff und Form wieder deutsch wer-
den, daß, was bei unsern Ahnen als Resultat natürlichen
Gefühls und Takts galt, als Resultat vernünftigen Er-
kennens wiederkehren müsse;" hierin erkannte er „die Aus-
söhnung der alten und neuen Zeit."

Im Juli des Jahres 1830 erhob sich das französische
Volk und stürzte den Thron, auf welchem ein geistes-
schwacher Greis, mit der Königskrone geschmückt, nur als
willenloses Werkzeug jener Staatskunst saß, welche die
heiligsten Volksrechte unterdrückte und sich vermaß, eine
Weltordnung, welcher die Menschheit längst entwachsen war,
mit List und Gewalt wiederherzustellen. Im Hintergrunde
dieser Staatskunst stand der Jesuitismus mit seinem furcht-

Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel,“ und mit ungeheuern Schätzen, welche er trefflich zu benützen [illegible]nd. Er, der Meister dieser Staatskunst, dem die [illegible]en Regierungen, die deutschen wie die französische als [Wer]kzeuge dienten, er war der eigentliche Vater der fran[zö]sischen Staatsumwälzung; denn das große Gesetz der Ge[sch]ichte, welches er durch den weltlichen Arm aufhalten, [v]ernichten zu können gewähnt, das Gesetz fortschreitender Entwickelung, konnte nun nur auf dem Wege der Gewalt zur Geltung kommen. König Karl X. von Frankreich verlor die Krone und flüchtete, das Volk aber, welches seinen Sieg durch Mäßigung ehrte, schon zur Herstellung einer republikanischen Staatsform geneigt, ließ sich abermals täuschen und huldigte dem Herzog von Orleans, welcher als König Ludwig Philipp den Thron bestieg. Das ungeheure Ereigniß, binnen weniger Tage vollendet, wetterleuchtete nach Deutschland herüber und der Jubel unsres Volks begrüßte den Sieg der Freiheit und Nationalität in Paris; alle Nerven spannten sich an, Kräfte, die längst verfallen schienen, erwachten plötzlich beim Anblick des Erfolges, welchen der Muth errungen; man fing in Deutschland, nachdem man so lang über das Unerträgliche und Schmachvolle blos geseufzt, nun an, sich endlich auf die eigene Kraft zu besinnen und Zutrauen in sich selbst zu fassen, um so mehr, je deutlicher die Regierungen durch Zittern das Geheimniß ihrer Schwäche verriethen. In jenen deutschen Staaten, wo sich von Jahr zu Jahr immer mehr Zündstoffe gerechten Volkszorns angehäuft hatten, da bedurfte es nur der Kunde von den Pariser Julitagen, um ihn zum Ausbruch zu bringen. So war's auch in Kurhessen der Fall. Das Volk dieses Landes war, — so wie einst Philipp der Großmüthige das Opfer kaiserlicher Willkürherrschaft und treuloser, hinterlistiger Staatskunst —, seit dem dreißigjährigen Kriege das Opfer fürstlicher Selbstsucht gewesen, wie die deutsche Geschichte leider noch manches Seitenstück dazu bietet. Nicht genug, daß das Volk unter der Geißel solcher Fürsten sein Vermögen hergeben mußte, um den Schatz seiner Zwingherren zu füllen, —

es verlor auch immer mehr von seinem innersten Eigenthum, von seinem Selbstgefühl, von seiner geistigen Größe, von seiner sittlichen Würde. Wieviel Selbstachtung konnte wohl ein Volksstamm noch behalten haben, der nur Wittwen- und Waisenthränen, und keine Zornesthräne, kein Manneswort, keine Mannesthat mehr übrig hatte, als Landgraf Friedrich II., ohne Scham vor dem Andenken seines Ahnherrn Philipp's des Großmüthigen, die theure Errungenschaft desselben, die Reformation verläugnend, — katholisch geworden war, den Sklavenhandel im Großen trieb und 22,000 Hessen an England, zum Kampf in Amerika, für das Blutgeld von mehr als einundzwanzig Millionen Thaler verkaufte! Da murrten die so verschacherten Söhne des „Landesvaters" von „Gottes Gnaden" wohl auf hoher See und im aufgedrungenen Kampf gegen die Gründer der Freiheit, da murmelten sie wohl manch ein Rachelied zwischen den Zähnen, da stieg wohl aus dunklen Hütten manch ein Seufzer, manch eine Klage zum Weltenrichter empor, manche Frage, ob es nicht auch für's Volk Gottes Gnade gebe, ob das Volk nicht auch von „Gottes Gnaden" auf Erden sei; aber die daheim, die an des fürstlichen Judas Schloß klopfen und ihn aus seinem Sündentaumel mit dem Schwert herauspochen konnten zur Rechenschaft, — sie schwiegen still, sie waren geduldig, sie scheuten vor sich selber und mancher feile Wicht pries wohl gar noch, wieviel der „landesväterliche" Menschenverkäufer für Kunst und Wissenschaft gethan, oder besang den Glanz und die Pracht seines Hofes. — Seitdem geht ein finsterer Geist durch dieses Haus, und jener geheimnißvolle Finger, den keine sterbliche Macht aufzuhalten vermag, schrieb sein „Mene, Mene, Tekel" daran. Diesem Menschenverkäufer folgte sein Sohn Landgraf Wilhelm IX. auf dem Fürstenstuhl. Ihn hat, wie zum Fluch, den er mit den Schätzen zusammen als Erbschaft antrat, das schlimmste Geschick, das einen Sterblichen treffen kann, die Lächerlichkeit ereilt. Längst war das deutsche Kaiserthum eine Leiche, der Name eines „Kurfürsten," d. h. eines Fürsten, der auch ein Recht habe,

ein Reichsoberhaupt zu wählen, eine Lüge geworden; nun seht: kurz bevor man das todte Wahlkaiserthum förmlich beisetzte, erhielt Landgraf Wilhelm IX die Würde eines Kurfürsten und nannte sich Wilhelm I. Im großen Weltkampf gegen Napoleon erntete er den Lohn der Treulosigkeit, welche seine ganze Handlungsweise bestimmte. Von Anfang her ein erbitterter Gegner Frankreichs, zuerst Englands Verbündeter, dann als Theilhaber des Basler Friedens Verräther an Deutschland, später Preußens Bundesgenosse, und hierauf, als Napoleon (1806) Preussen angriff, plötzlich öffentlich wieder bemüht, den Abschluß eines Parteilosigkeits- (Neutralitäts-) Vertrags zu erwirken, während er insgeheim sein Heer um's Doppelte verstärkte, — wie verdient ein solcher Mensch von der Geschichte genannt zu werden? Napoleon hielt Gericht über ihn, und der kaum erschaffene Kurfürstentitel, diese lächerliche Abfindung jämmerlicher Eitelkeit, dieser Spott auf Deutschlands Unglück, erlosch; das Land, aus welchem der Treulose geflüchtet war, ward ein Theil des neuen „Königreichs Westphalen,“ womit der Sieger von Jena seinen Bruder Hieronymus eigentlich weniger als Vasallen belehnte, denn vielmehr zum Statthalter eines neuen Theils des Kaiserreichs bestellte. Sieben Jahre, so lange Napoleon's Glückstern noch leuchtete, blieb Wilhelm I. im Ausland; dann, als der deutsche Volksgeist den Herrn der Welt niedergeworfen, dann kam der jämmerliche Mann wieder hervor, buhlte beim Wiener Fürstentag um einen Königstitel, und als man ihm den verweigerte, was that er? Er machte sich lächerlich, indem er trotzig darauf beharrte, fort und fort Kurfürst zu heißen, Kurfürst in einem Reiche, wo eben neuerdings wieder kein Kaiser mehr zu küren war. Für ihn waren die sieben Jahre, da er außer Landes gewesen, gar nicht da. Was während der Zeit geschehen, das war für ihn nicht geschehen; was während der Zeit zu Recht geworden, das war für ihn nicht gewesen. Er kam wieder und mit ihm sollte nun auch die alte Zeit wieder aus dem Grabe erstehen, eine Leiche mit Perrücke und Zopf, mit dem dreieckigen

Hut und mit dem Sinnbild der Gewalt, dem militärischen Stock. Nur an der Wiederherstellung der früheren landständischen Verfassung fand dieser Herr kein Gefallen, weil sie, wenn auch weit entfernt von Forderungen der Gleichberechtigung der Stände vor dem Gesetz, doch immer das Willkürfürstenthum beschränkte. Zwar versprach er die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, ja er verhieß sogar, „daß für Kurhessen die liberalste Konstitution festgesetzt werden sollte;" als nun aber die alten Stände wirklich versammelt waren (1815 und 1816) und als man sich, nach gepflogenen Verhandlungen über einen ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf, schon zur Veröffentlichung des Gesetzes anschickte, da ward der Kurfürst plötzlich andern Sinnes; es verdroß ihn, daß die Landstände seiner Forderung einer Ersetzung von 4 Millionen Thaler an die Kriegskasse das Verlangen entgegen stellten: es solle eine genaue Nachweisung des Staatsvermögens gegeben werden. Der Landtag wurde ohne Abschied geschlossen, und am 4. März 1817 erließ der Kurfürst ein „Haus- und Staatsgesetz," welches wohl einzelne Bestimmungen des Verfassungsentwurfs enthielt, aber den Landständen den letzten Rest ihrer Befugnisse entriß; sie wurden unter Wilhelm's I. Regierung nicht mehr einberufen. Er starb im Jahre 1821 und Kurfürst Wilhelm II. trat nun die Regierung an.

Das arme mißhandelte Volk blickte voll Hoffnung auf ihn; bald genug und gründlich genug ward es enttäuscht. Es erschien am 29. Juni 1821 ein sogenanntes „Organisationsedikt," dessen Grundzüge waren: unabhängige Rechtspflege, Trennung derselben von der Verwaltung, Eintheilung des Landes in passende Verwaltungsbezirke, angemessenere Stellung der Staatsdiener und genauere Abgränzung des Wirkungskreises jeder Stelle. Was die Landstände betrifft, so war ihrer in dem Organisationsedikt nur obenhin gedacht und von ihrer Zusammenberufung keine Rede; vergeblich mahnte die Ritterschaft daran, vergeblich wandte sie sich an den Bundestag. Dem Kurfürsten bangte vor den Landständen hauptsächlich deß-

wegen, weil bei ihrer Einberufung die Trennung des Staatsvermögens vom Hausschatz in nächster Aussicht stand. Gleichwohl war eben ihre gesetzgeberische Thätigkeit dringend erforderlich, wenn jene Veränderungen, in welchen man mit dem uns Deutschen eigenthümlichen, trotz aller Enttäuschungen so unverwüstlichen Vertrauen den Anfang besserer Zustände begrüßte, nicht zum Unsegen des Landes werden sollte. So kam's denn auch. Zu der schrankenlosen Willkür des Fürsten gesellte sich in Folge der neuen Einrichtung eine Beamtenherrschaft, welche vollends jede freie Regung des Volksgeistes, zumal im Gemeindeleben, erstickte, und dazu ward nun auch die Menge drückender Lasten noch vermehrt. So mußte die Mißstimmung gegen den Kurfürsten immer weiter um sich greifen, immer heftiger werden; als nun aber das Volk auch noch sah, wie die Sittlichkeit auf dem Throne verhöhnt wurde, da war das Maß gefüllt, da brach die gerechte Entrüstung los. Der Kurfürst, seit dem Jahre 1797 mit einer preußischen Prinzessin vermählt, lebte in einem ehebrecherischen Verhältniß mit einer Frau, Namens Ortlepp, welche er zur Gräfin Reichenbach machte und der er später die Herrschaft Lessonitz in Mähren kaufte, von welcher sie dann Gräfin Reichenbach-Lessonitz hieß. Diese Frau beherrschte nicht blos den Kurfürsten, sondern durch ihn gar bald auch das ganze Land. Kaum hatte der Kurfürst die Regierung angetreten, so zog sie in sein Schloß; sie wollte, daß man sie mit der Achtung, wie seine Ehefrau, wie eine regierende Fürstin behandele; wer so glücklich und — so elend war, ihre Gnade zu erbetteln, der war der Beförderung zu Beamtenstellen gewiß. Es wurden im Staatsdienst eine Menge Stellen eingezogen, eine Menge Gehalte verringert; wo kam aber das dabei ersparte Geld hin? Größtentheils in den Besitz der Gräfin Reichenbach. Zuerst ward der Adel stutzig; er wollte der fürstlichen Nebenfrau nicht den Hof machen; es blieb ihm nichts anders übrig, als sich freiwillig oder unfreiwillig zu entfernen. Bald mußte, wer sonst noch unabhängig gestellt war, das Gleiche thun. Im Juni

1823 erhielt der Kurfürst, als er sich im Bade Renndorf befand, einen Drohbrief des Inhalts: er und die Gräfin Reichenbach würden ermordet werden, wenn er nicht binnen Jahresfrist seinem Land eine dem 13. Artikel der Bundesakte entsprechende Verfassung gebe, wenn er nicht den Einfluß der Gräfin auf Regierungsangelegenheiten beseitige und wenn er nicht das Benehmen gegen seine Umgebungen ändere. Dieser Drohbrief rief zahlreiche Untersuchungen und in deren Folge viel Unrecht gegen Unschuldige hervor; der Kurfürst selbst wurde jedoch dadurch nur noch eigensinniger und neben seiner Rohheit trat nun immer mehr auch die Furcht an den Tag, welche ihn überall Gefahren gegen sein Leben erblicken ließ. Man erzählte sich's im ganzen Land, wie der „Landesvater" bis in seine späteren Jahre in den Räumen seines Palastes die Peitsche zu schwingen verstand, wenn sein Zorn entbrannte; man erzählte es sich innerhalb und außerhalb seines Schlosses und seines Landes, wie sein Jäger, den Hahn an der Büchse gespannt, im Zimmer stehen mußte, wenn der Bartscherer das Messer an's Kinn seines Gebieters setzte; waren es wohl die Hausgeister, die ihn ängstigten, sah er wohl auf den Wänden die Schatten der Verkauften, die aus Amerika herüber geschwebt waren? Die Kurfürstin, welche die volle Achtung und Liebe des Volkes genoß, konnte endlich die Launen und, wie es allgemein hieß, die thätlichen Mißhandlungen ihres Gemahls nicht länger ertragen; sie verließ Kassel im Mai des Jahres 1826; der Sohn, der Kurprinz, that wenige Monate später das Gleiche; er trug ein schlimmes Beispiel strafloser Willkür und Entsittlichung im Herzen mit fort; er ging, im vollen Zerwürfniß mit seinem Vater, nach Berlin, ein junger Mann, unbedeutend in geistiger Beziehung, empfänglich für schlimme Eindrücke, leicht zugänglich für verderblichen Rath. In Kassel ward mittlerweile die Willkürherrschaft nicht einmal nach Grundsätzen, sondern lediglich nach Launen einerseits und nach Eigennutz anderseits, immer ärger. Der Kurfürst hörte nichts, wollte nichts hören

von allem dem, was die Unterdrückung, den Jammer des Volks, sein eigenes Wohl betraf. Wie in einem Zauberkreise eingefangen, lebte er dahin, als müsse er ewig leben, als lebe kein Gott mehr. Geld, Geld und abermals Geld, hieß die Losung, nämlich für ihn und die Gräfin; die Lasten des Staates wurden immer drückender, das Land immer ärmer; die Willkür griff an's Eigenthum; die letzte Hoffnung des Unterdrückten, der Spruch des Richters wurde verhöhnt; der „allerhöchste Befehl" entschied und um diesen zu beschönigen, wurde das erhabene Wort: „Staatszweck" mißbraucht.

Das war der Zustand Kurhessens im Jahre 1830, und nun urtheile man mit gesunden Sinnen, ob er nach göttlich-menschlichem Recht länger ertragen werden konnte! Dessenungeachtet wählte das Volk, welches sich wahrlich in den Zustand der Nothwehr versetzt sah, nicht den Weg der Gewalt, um diesen Zustand zu ändern; es verschmähte es, in deutscher Hochachtung für das Gesetz, die von Seiten des Fürsten noch zu Anfang des Jahres 1830 begangene Gewaltthätigkeit zu erwiedern. Es drang blos und zwar endlich einmal mit entschiedenster Festigkeit und Nachhaltigkeit auf die Erfüllung eines ihm gegebenen Worts und verlangte in einem Zeitpunkte, wo es, durch das Gelingen der Pariser Julirevolution und durch die Ueberzeugung von der Furcht des Kurfürsten ermuthigt, bei weitem mehr hätte ertrotzen können, blos die Zusammenberufung der Landstände. Von ihnen erwartete es die richtige Lösung der schwierigen Frage, wie es vom Untergange errettet werden könne, ohne daß es die bisherige Grundlage der Verfassung, die erbliche Einherrschaft aufzugeben nöthig hatte. Im entscheidenden Augenblick brach am Vormittag des 15. Septembers 1830 der trotzige Eigensinn des Kurfürsten Angesichts der ungeheueren Menschenmasse zusammen, welche lautlos den weiten Platz vor seinem Schlosse besetzt hielt; er bewilligte die Forderung des Volks, der Landtag wurde berufen. Die Marburger Hochschule, von ihrem alten Rechte Gebrauch machend, erwählte für denselben Syl-

vester Jordan zu ihrem Abgeordneten, und so ward denn diesem ein Wunsch, den er längst in sich getragen, erfüllt; schon in früherer Zeit hatte er es sich immer als Glück geträumt, als ständischer Abgeordneter öffentlich aufzutreten, seine staatsrechtlichen Talente auszubilden und nützlich sein zu können.

Mit dieser Zeit begann Jordan (wie er selbst sagt *) einen neuen Abschnitt seines Lebens; er trat vom Katheder auf die Volkstribüne, von den theoretischen Studien in das praktische Staatsleben, von der häuslichen Ruhe auf den politischen Kampfplatz über. Er traf in der Mitte Oktobers in Kassel ein. Ein vortheilhafter Ruf ging ihm voran, der die öffentliche Meinung günstig für ihn stimmte und ihm bald das allgemeine Vertrauen so sehr erwarb, daß sein Einfluß auf das Volk in kurzer Zeit völlig entscheidend, und er so in den Stand gesetzt wurde, auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe wohlthätig einzuwirken. Diesen Einfluß erwarb er sich nicht durch Schleichwege, sondern durch die Eigenschaften und das Benehmen, wodurch man allein das Zutrauen der Menschen erwerben kann, nämlich durch sein offenes, freundliches und herzliches Entgegenkommen, durch furchtlosen Ernst, durch gemeinfaßliche Belehrung über die Gefahren der Unordnung und die Vortheile der Ruhe, durch geduldiges Anhören der Klagen und Wünsche, durch seine Freimüthigkeit und sein unerschütterliches Festhalten an seiner Ueberzeugung. Die kunst- und schmucklose Natürlichkeit des Tyrolers, seine Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, — Gaben, die Jordan wie ein theueres Vermächtniß einer zärtlichen Mutter treu bewahrt hat, — finden bekanntlich überall leicht Eingang und Zutrauen. Diese Worte sind Jordan's eigenes Urtheil über sich selbst.

Am 16. Oktober wurde der Landtag, nach althessischer Weise aus den in drei Kurien getheilten Ständen bestehend, durch den „landesherrlichen Prinzipal-Kommissär" von

*) Staatslexikon. 8. Bd. S. 550.

Vorbeck, welcher den geschäftskundigen und gewandten, aber nichts weniger als gesinnungstüchtigen Eggena zum Gehülfen erhielt, eröffnet, und alsbald durch die Zuziehung von Abgeordneten der Grafschaft Schaumburg und der bisher nicht vertretenen Landestheile Fulda, Hanau und Isenburg vervollständigt, um, (wie es ausdrücklich hieß) gemeinschaftlich „das große Werk einer umfassenderen, den Begriffen und Bedürfnissen unserer Zeit angemessenen Verbesserung und Erweiterung der Landesverfassung" zu berathen. Wie zum Spott dieser schönen Verheißung war der Entwurf der Verfassungsurkunde, welcher den Ständen vorgelegt wurde, mit Ausnahme weniger unwesentlichen Aenderungen und Ausführungen, kein anderer, als der von 1816; er beruhte nicht auf den Grundsätzen wahrer Volksvertretung (Repräsentativ-System), sondern auf jenen der starren, alten Standesvertretung (Curien-System), und enthielt durchaus keine Bürgschaften für die Wahrung der Volksrechte und der staatsbürgerlichen Freiheit. Zur Prüfung dieses Entwurfs bildete sich sogleich ein landständischer Ausschuß und Sylvester Jordan wurde zum Vorsitzenden und Berichterstatter desselben gewählt.

Während sich nun Eggena alle erdenkliche Mühe gab und kein Mittel verschmähte, um die einzelnen Abgeordneten zur Annahme des von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurfes zu bestimmen, fand er in Jordan einen Gegner, an dessen Ueberzeugungstreue jeder solcher Versuch und jedes noch glänzendere Versprechen wirkungslos abprallte. Jordan hielt den Entwurf für völlig ungenügend und so trat er denn der Ansicht mehrerer Ausschußmitglieder: „man sollte ihn, ungeachtet die Zugeständnisse unbedeutend seien, dennoch annehmen, damit sich die Unterhandlungen nicht wieder wie 1816 zerschlügen," — mit voller Entschiedenheit entgegen. Er hatte es sich zur Aufgabe und Pflicht gemacht: „dem Lande eine solche Verfassung zu verschaffen, welche, den geistigen und materiellen Bedürfnissen des Staates möglichst entsprechend, zugleich den übrigen konstitutionellen Verfassungen Deutschlands

würdig zur Seite stünde.“ Gleich in den ersten Ausschuß-Sitzungen entwickelte er seine Ansichten über die Grundzüge einer neuen Staatsverfassung mit voller Klarheit und Bestimmtheit und überzeugte die Ausschußmitglieder so sehr von der Richtigkeit seiner Grundsätze, daß sie, so wie dann auch die Landstände, demnach das Verfassungswerk aufbauten, als dessen eigentlicher Schöpfer somit Jordan betrachtet werden darf.

Allerdings ist die kurhessische Verfassungsurkunde, wie sie am 5. Januar 1831 vom Kurfürsten unterzeichnet wurde, keineswegs durchaus das unveränderte Werk Jordan's; an den Mängeln, welche sich darin finden, an den Lücken, welche man darin wahrnimmt, trägt er keine Schuld; diese rühren vielmehr von der Landtagskommission her. Als nämlich Eggena einsah, daß es ihm, der fast ungetheilten Mehrheit der Landstände und der öffentlichen Meinung gegenüber, nicht gelingen würde, die unfreisinnige Regierungsvorlage durchzubringen, als er sich überzeugte, daß die geheimen Wege der Versuchung eben so wenig zum Ziele führten, — da wandte er sich plötzlich auf die entgegengesetzte Seite und bot nun Alles auf, um eine Verständigung der Regierung mit dem Landtag eben über den nach Jordan's Grundsätzen ausgearbeiteten Entwurf zu Stande zu bringen. Von beiden Seiten schenkte man ihm das Vertrauen, an die Abfassung der beiderseitig genehmigten Bestimmungen die letzte Hand zu legen, und da ward denn hie und da ein Wort, ein Zusatz eingeschaltet, unscheinbar auf den ersten Anblick, und doch schlau genug ausgesucht und angebracht, um die volle Klarheit des Sinnes zu trüben, die ganze Kraft der Grundsätze abzuschwächen. Manche andere Anträge Jordan's von entscheidender Wichtigkeit wußte man aus der zu vereinbarenden Verfassungsurkunde gänzlich zu beseitigen. Dahin gehörte unter andern sein Antrag: in derselben die nöthige Fürsorge für die Erziehung des Thronfolgers zu treffen, und ferner ein anderer: die Wahlfähigkeit nicht von zufälligen Vorrechten des Vermögens oder der Geburt, sondern

möglich von freien Errungenschaften, nämlich bürgerlicher, geistiger und sittlicher Selbstständigkeit, abhängig zu machen, wie es die einzig mögliche Grundlage jeder wahrhaften Volksvertretung ist und insbesondere auch die der übrigen von Jordan aufgestellten Bestimmungen in Bezug auf die Zusammensetzung der volksvertretenden Kammer und auf den Umfang ihrer Rechte war. Jener erste Antrag hinsichtlich der Erziehung des Thronfolgers, der sogar an die Befugnisse der kräftigen alten Landstände erinnerte, gereichte, wenn er in's Staatsgrundgesetz aufgenommen wurde, wahrlich nicht weniger zur Sicherstellung der erblichen Einherrschaft, als zur Bürgschaft der Verfassung. Sein zweiter Antrag mußte eben die Erhaltung eines gesetzlichen Zustandes zur Folge haben, indem er die Verfassung erst zur vollen lebendigen Wahrheit, zum Gemeingut des ganzen Volkes machte. Dennoch galten diese und andere Ideen Jordan's der unverbesserlichen Partei, welche sich damals mit ächt jesuitischer Schlauheit vom offenen Angriff in ihre geheimen Hinterhalte zurückzog, — als „Revolutionsideen!“ Ungeachtet der Unvollkommenheiten, welche (wie gesagt) nicht auf Jordan's Rechnung kommen, war die kurhessische Verfassung ein Werk, welches seiner Zeit an freisinnigem Geiste die übrigen in Deutschland übertraf, indem es aus einer gesunden Auffassung des Staates hervorging. Die Grundanschauungen, aus welchen es erwuchs und welche verwirklicht werden sollten, sind folgende. Der Staat ist die Anstalt, in welcher dem Volk seine ursprünglichen Rechte durch die Herrschaft des Gesetzes gesichert und verbürgt sind. Er muß daher allen seinen Angehörigen vollständige Rechtsgleichheit gewähren. Die erbliche Einherrschaft hat daher im Staate nicht etwa ein besonderes ursprüngliches Recht von sich selber, oder wie man's herkömmlich nannte: „von Gottes Gnaden,“ sondern nur ein vom Volk verliehenes, mit bestimmten Verpflichtungen, inwiefern sie die Majestät des Staates darstellt und einen sicheren, kräftigen Mittelpunkt der vollziehenden Gewalt bildet, ohne welche der Zweck und das Fortbestehen des Staates als Volksrechtsanstalt leicht ge-

16*

fährdet wird. Nur deshalb ist die Person des Landesfür
(nicht Landesherrn), als Oberhaupt des Staates, un
letzlich; er vereinigt in sich alle Kraft der Staatsgew
übt sie jedoch auf verfassungsmäßige Weise, d. h. gem
der beiderseits feierlich angenommenen Verfassungsfo
aus; demzufolge muß er beim Antritt der Regieru
(deren Sitz nie außer Landes verlegt werden kann)
loben: „die Staatsverfassung aufrecht zu halten und
Gemäßheit derselben sowie nach den Gesetzen zu regieren
er stellt hierüber eine (im landständischen Archive zu h
terlegende) Urkunde aus, worauf die Huldigung und zu
zuerst von den versammelten Landständen geschieht; and
seits hat denn auch jeder Staatsangehörige männlich
Geschlechts im achtzehnten Jahre den Huldigungseid
leisten, mittelst dessen er Treue dem Landesfürsten u
dem Vaterlande, Beobachtung der Verfassung und Geho
sam den Gesetzen gelobt. Das Verhältniß zwischen de
Staatsoberhaupt und sämmtlichen übrigen Staatsangeh
rigen beruht daher auf der Rechtsgrundlage des Ver
trags. Es wird durch die Erblichkeit der Einherrscha
(vermöge leiblicher Abstammung aus ebenbürtiger Ehe nac
der Linealfolge und dem Rechte der Erstgeburt, mit Aus-
schluß der weiblichen Erbfolge) nicht geschmälert, geschweige
denn in ein patriarchalisches verwandelt; denn so wie ein
leiblicher Erbe des Staatsoberhaupts erst dann die Hul-
digung erhalten kann, wenn er den Eid auf die Verfas-
sung geschworen, so wird auch ferner im Fall der Min-
derjährigkeit oder längeren Verhinderung an Ausübung
der Regierung eine Regentschaft mit einem besonderen Rath
bestellt, welche die Aufrechthaltung der Landesverfassung
und die Regierung nach den Gesetzen urkundlich zu geloben
haben; und sollte endlich bei einem zunächst nach dem re-
gierenden Landesfürsten berufenen Prinzen eine solche Geistes-
oder körperliche Beschaffenheit sich zeigen, welche es dem-
selben wahrscheinlich für immer unmöglich machen würde,
die Regierung des Landes selbst zu führen, so ist über
den künftigen Eintritt der Regentschaft durch ein Gesetz
zeitig zu verfügen. Da Jordan als der Schöpfer der

kurhessischen Verfassung zu betrachten ist, deren Grundlage die konstitutionelle (oder auch: die demokratische) Monarchie bildet, so dürfte eine Darlegung seiner eigenen Ansichten über diese Staatsform, wie er sie in einem späteren Werke *) offen ausgesprochen hat, hier am Platze sein. Er bezeichnet sie als diejenige, welche, wenn sie in ihrem wahren Begriffe erfaßt und vollständig verwirklicht und gehandhabt wird, als monarchischer Freistaat die Republik in jeder Hinsicht ersetzt und mehr als diese den Fortbestand und die Selbstständigkeit nach Außen gewährleistet. „Sie vereinigt (nach Jordan's Ansicht) die Vorzüge der Einherrschaft mit den Vorzügen der Volksherrschaft; die Kraft und Energie von jener mit der Intelligenz von dieser; die Einheit in der Leitung und Ausführung mit der Umsicht und Gründlichkeit in der Berathung und Schlußfassung, und vermeidet so auf die beste und sicherste Weise die Nachtheile, welche mit der selbstherrlichen Einherrschaft hinsichtlich der Berathung und Schlußfassung, und mit der Volksherrschaft hinsichtlich der Leitung und Ausführung verbunden sind. . . . . . Sie ist mehr als jede andere Staatsform geeignet, die Herrschaft des Rechtsgesetzes zu begründen, für die Dauer zu verbürgen und zu vervollkommnen.“ Der wahre Begriff des Monarchen besteht nach Jordan's Ansicht darin, „daß er den Willen, die Selbstständigkeit und die Würde der Volkspersönlichkeit repräsentirt und handhabt und dessen Würde mit der des Volks steigt und fällt. Durch die Verantwortlichkeit der obersten Staatsbeamten für alle Staatshandlungen des Staatsoberhauptes wird der Mißbrauch der Staatsgewalt verhindert; das Recht zu beurtheilen, ob ein solcher Mißbrauch der Staatsgewalt vorliege, steht, da die Regierung nur des Volks wegen da und bestimmt ist, den Gesammtwillen des Volks zu verwirklichen, blos dem Organ des Volkswillens, der

*) S. Gespräche über Staat und Kirche (Frankf. a. M. 1848.).

Gesammtheit des Volksrepräsentanten, zu. Was nun das Erbrecht betrifft, so hält Jordan dafür, daß es gegen die Unterbrechung der Beherrschung und die damit, so wie gegen die mit den Präsidentenwahlen in den Republiken verbundenen Nachtheile, sowie in Bezug auf die Einherrschaft, daß sie gegen Partei- oder Pöbelherrschaft schützt; kurz: „das Erbrecht verbürgt die Stätigkeit der Regierung, die Einherrschaft deren Einheit und Kraft, und die Volksvertretung deren Redlichkeit, Gründlichkeit und Volksthümlichkeit."

Betrachten wir nun die übrigen Grundzüge der kurhessischen Verfassung! Aus dem obersten Grundsatz: „Alle Einwohner sind vor den Gesetz einander gleich" ergeben sich folgende Bestimmungen: Einem jeden ohne Unterschied steht die Wahl des Berufes und die Erlernung eines Gewerbes frei; kein Inländer kann wegen seiner Geburt von irgend einem öffentlichen Amte ausgeschlossen werden; auch gibt dieselbe kein Vorzugsrecht zu irgend einem Staatsamte. Die Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses hat auf den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte keinen Einfluß (die den Israeliten bereits zustehenden Rechte wurden unter den Schutz der Verfassung gestellt und zugleich verheißen, daß die besonderen Verhältnisse derselben gleichförmig für alle Gebietstheile durch ein Gesetz geordnet werden sollten *); jedem Einwohner steht vollkommene

*) Diese Bestimmung in §. 29 der Verfassungsurkunde war der Keim, aus welcher das freisinnige Gesetz vom 29. Oktober 1833 erwuchs. Durch dasselbe wurden die israelitischen Staatsbürger den christlichen in Rechten und Pflichten im Allgemeinen gleichgestellt; ausgeschlossen blieben sie nur vom Patronat über christliche Kirchen, sowie von christlichen Kirchen- und Lehrämtern. Bedingung zu Erlangung des Staatsbürgerrechts war Niederlegung des Nothhandels und Ergreifen eines bürgerlichen Geschäfts und Gewerbes; sie erlangten das Ortsbürgerrecht in der Gemeinde, in welcher sie wohnen, und soll-

Freiheit des Gewissens und der Religionsübung zu. Die Freiheit der Person und des Eigenthums unterliegt keiner andern Beschränkung, als welche das Recht und die Gesetze bestimmen. Das Eigenthum oder sonstige Rechte und Gerechtsame können für Zwecke des Staats oder einer Gemeinde nur in den durch die Gesetze bestimmten Fällen und Formen gegen vorgängige volle Entschädigung in Anspruch genommen werden. Alle Frohnen, Dienste, Grundzinsen, Zehnten, überhaupt alle Reallasten sind für ablöslich erklärt. Einzelne Staatsangehörige, sowie Gemeinden und Körperschaften haben das Recht der Beschwerden und Bitte. Bestehende Monopole sowie Bann- und Zwangsrechte, sollen abgeschafft, ausschließliche Handels- und Gewerbsprivilegien nicht mehr ohne Zustimmung der Landstände ertheilt werden. Die Presse und der Buchhandel sind frei (vorbehaltlich eines besonderen Gesetzes gegen Preßvergehen und der Censur in den durch die Bundesgesetze bestimmten Fällen), das Briefgeheimniß unverletzlich; Niemand kann wegen der freien Aeußerung bloßer Meinungen zur Verantwortung gezogen werden, den Fall eines Vergehens oder einer Rechtsverletzung ausgenommen. Jeder Waffenfähige bis zum zurückgelegten 50sten Lebensjahre ist im Falle der Noth zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet; außerdem wurde noch eine Bürgerbewaffnung in den Stadt- und Landgemeinden „als eine bleibende Anstalt zur geeigneten Mitwirkung für die Aufrechthaltung der inneren Ruhe und Ordnung, sowie in Nothfällen zur Landesvertheidigung“ verheißen. Dies sind die Bestimmungen des dritten Abschnitts über die Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen.

Die Rechte und Verbindlichkeiten der Gemeinden sollten in einer besonderen Städte- und Ge-

---

ten zu den Gemeindelasten nur insofern beitragen, als diese nicht zu Zwecken der christlichen Kirche erforderlich sind.

Gemeindeordnung alsbald festgesetzt und darin die freie Wahl ihrer Vorstände und Vertreter, die selbstständige Verwaltung des Gemeinde-Vermögens und der örtlichen Einrichtungen unter Mitaufsicht ihrer besonders erwählten Ausschüsse, die Bewirkung der Aufnahme in den Gemeindeverband und die Befugniß zur Bestellung der Gemeindediener zu Grund gelegt werde; schon in der Verfassungsurkunde wurde indessen einstweilen ausgesprochen, daß keine Gemeinde mit Leistungen oder Lasten beschwert werden könne, wozu sie nicht nach allgemeinen Gesetzen oder anderen besonderen Rechtsverhältnissen verbunden sei, desgleichen daß das Vermögen und Einkommen der Gemeinden und ihrer Anstalten nie mit dem Staatsvermögen oder den Staatseinnahmen vereinigt werden dürfe, wogegen alle Lasten, welche nicht die örtlichen Bedürfnisse der Gemeinde, sondern die Erfüllung allgemeiner Verbindlichkeiten des Landes oder einzelner Theile desselben erheischten, auch von dem ganzen Lande oder dem betreffenden Landestheile getragen werden sollten. Sämmtliche Vorstände und sonstige Beamte der Gemeinde sind gleich den Staatsdienern auf Festhaltung der Landesverfassung und insbesondere auf Wahrung der dadurch begründeten Rechte der Gemeinden zu verpflichten.

In einem besonderen Abschnitte (dem sechsten) bestimmte die Verfassungsurkunde die Rechte und Pflichten der Staatsdiener. Bei ihrer Anstellung und Beförderung sollte nicht Gunst, nicht Anwartschaft, sondern einzig und allein Tüchtigkeit maßgebend sein. Sie wurden in Bezug auf Absetzung, Schmälerung oder Entziehung des Diensteinkommens, nachgesuchte Entlassung, vor den Uebergriffen höherer Willkür geschützt, andererseits sollte aber auch wieder durch den ausgesprochenen Grundsatz: „ein jeder Staatsdiener bleibt hinsichtlich seiner Amtsverrichtungen verantwortlich und kann auch von den Landständen oder von deren Ausschuß bei der zuständigen Gerichtsbehörde angeklagt werden," das Volk gegen die Gefahren einer Beamtenherrschaft

sichergestellt werden, welche in ihren das Selbstgefühl und jede freie Regung des Volksgeistes erstickenden Folgen ein fast ebenso großes Unglück und Verderben wie Priesterherrschaft ist.

Als oberste Staatsbehörden wurden nur das Gesammtministerium und die „Vorstände der Ministerial-Departements" eingesetzt, durch welche der Regent in der unmittelbaren Ausübung seiner Regierungsrechte unterstützt werden soll. Ausgeschlossen ist hierdurch jede besondere Kabinetsregierung des Fürsten in einem besonderen Kreise von seinen Privatbeamten; die Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes ist ergänzt durch die Verantwortlichkeit der Vorstände der betreffenden Ministerien, welche zusammen das berathende Staatsministerium bilden. So sollte ebenso sehr einerseits die Volksfreiheit durch die persönliche Verantwortlichkeit des jede Verordnung unterzeichnenden Vorstandes für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit ihres Inhalts, als anderseits wieder die Würde des Staats in der unantastbaren Stellung seines Oberhauptes gewahrt werden.

Daß an die Spitze der Bestimmungen über die Rechtspflege der Grundsatz gestellt werden mußte: „Die Rechtspflege soll von der Landesverwaltung fernerhin auf immer getrennt sein," — versteht sich von selbst. Hieran reihten sich nun folgende wichtige Bürgschaften: „Niemand ist an der Betretung und Verfolgung des Rechtsweges vor den Landgerichten gehindert, Niemand darf seinem gesetzlichen Richter, sei es in bürgerlichen oder peinlichen Fällen, entzogen, Niemand darf anders als in den durch die Gesetze bestimmten Fällen und Formen zur gerichtlichen Untersuchung gezogen, zu gefänglicher Haft gebracht, darin zurückgehalten oder gestraft werden; jeder Angeschuldigte soll, wofern nicht dringende Anzeigen eines schweren peinlichen Verbrechens wider ihn vorliegen, der Regel nach gegen Stellung einer angemessenen, durch das Gericht zu bestimmenden Kaution seiner Haft ohne Verzug entlassen werden; die Haussuchung findet nur auf Verfügung des zuständigen Gerichts oder der Ortsobrigkeit in den gesetz-

lich bestimmten Fällen und Formen statt; keinem Angeschuldigten darf das Recht der Beschwerdeführung während der Untersuchung, das Recht der Vertheidigung, oder der verlangte Urtheilsspruch versagt werden und der Verhaftete ist berechtigt, unter geeigneter gerichtlicher Aufsicht mündlich oder schriftlich über seine Familienangelegenheiten sich mit seinen Angehörigen zu benehmen. Weitere Bestimmungen betrafen die gesetzliche Zahl und das gesetzliche Alter der Richter, sowie vollständige Besetzung der Gerichte, die Art derselben durch Räthe und Beisitzer, ihre unbedingte Unabhängigkeit und die Selbstständigkeit der Rechtspflege, die Aufhebung der allgemeinen Vermögens-Konfiskation und der Moratorien. Schließlich wurde die Einrichtung der Rechtspflege auf eine der Gleichheit vor dem Recht entsprechende Weise und somit die Aufhebung der privilegirten persönlichen Gerichtsstände und die Zuziehung von Familienräthen für die wichtigeren Angelegenheiten der Vormundschaften und persönlichen Kuratelen verheißen.

Die Verfassungsurkunde stellt hinsichtlich des Verhältnisses der Kirche zum Staate, alle im Staat anerkannten unter gleichen Schutz des Staates, überläßt jedoch den verfassungsmäßigen Beschlüssen der Kirche die Sachen des Glaubens und der Liturgie; die hoheitlichen Rechte des Schutzes und der Oberaufsicht über die Kirchen übt die Staatsregierung aus. Was die evangelische Kirche betrifft, so beließ die Verfassungsurkunde die unmittelbare und mittelbare Ausübung der Kirchengewalt dem Landesfürsten (hier noch im alten Sinne als Landesherr und „oberster Bischof" zu verstehen), traf jedoch Vorsehung für Fälle, wie sie in Hessen schon vorgekommen und deren unselige Folgen wir noch heutzutage im Königreich Sachsen wahrnehmen, nämlich für den Uebertritt des Fürsten zu einer andern als zur evangelischen Kirche; in solchen Fällen sollten nämlich die Landstände ein entscheidendes Wort mitsprechen, über seine Beschränkung in Ausübung der Kirchengewalt. Im Uebrigen wurde doch wenigstens in liturgischen Sachen

den Synoden das Recht der Zustimmung, der Staatsregierung aber hinwieder das Recht, die Synoden zusammenzuberufen, zuerkannt. In Bezug auf das Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zum Staate sind in der Verfassungsurkunde Bestimmungen enthalten, welche dem Reinkirchlichen hinreichenden Raum lassen, ohne daß der Staatszweck durch Uebergriffe eines kirchlichen „Staats im Staate" so leicht beeinträchtigt werden kann. Alle Stiftungen für Kultus, Unterricht und Wohlthätigkeit stellte sie unter den besonderen Schutz des Staates; ihr Vermögen oder Einkommen sollte unter keinem Vorwand zum Staatsvermögen eingezogen oder so lange der stiftungsmäßige Zweck noch zu erreichen steht, für andere Zwecke und wenn dies nicht mehr der Fall ist, zu andern ähnlichen Zwecken nur mit Zustimmung des betheiligten und sofern öffentliche Anstalten in Betracht kommen, mit jener der Landstände verwendet werden dürfen.

Die Verfassung bestimmte sodann den Inbegriff alles dessen, was zum Staatsvermögen gehörte. Dies sollte vollständig verzeichnet und muß stets in seinen wesentlichen Bestandtheilen erhalten werden, weßhalb es ohne Einwilligung der Stände weder durch Veräußerung vermindert, noch mit Schulden oder sonst einer Last beschwert werden kann. Vom Staatsvermögen ist das Fideikomißvermögen des kurfürstlichen Hauses gesondert; für den Bedarf des kurfürstlichen Hofes an Geld und Naturalien bleiben die dazu vorbehaltenen Domänen und Gefälle auf immer bestimmt, diese werden aber dessenungeachtet durch die Staatsfinanzbehörden, ganz so wie das übrige Domanialvermögen verwaltet; deren Ertrag fließt in die Staatskasse. Für Aufbringung des ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedarfes haben die Stände zu sorgen, ohne deren Bewilligung weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten eine direkte oder indirekte Steuer, so wenig als irgend eine sonstige Landesabgabe ausgeschrieben oder erhoben werden kann.

Aus dieser wichtigen Bestimmung, wie aus manchen andern, bei welchen die Rechte der Landstände hervortraten, ersieht man die hohe Stellung, welche diese letzteren in der neuen Verfassung einnahmen. Ihr Beruf ist: als Vertreter des ganzen Landes die verfassungsmäßigen Rechte desselben geltend zu machen. Da nun dem Wesen der Verfassung nach der Fürst als Staatsoberhaupt nicht über dem Staatszwecke, sondern innerhalb desselben und um dessen willen dasteht, da das Verhältniß zwischen dem Landesfürsten und dem Volk ein Vertrag ist, welcher durch die gleichmäßige Wahrung der Rechte beider Theile und durch Erfüllung der gegenseitigen Pflichten aufrecht erhalten wird, so folgte daraus die Annahme, daß bei einer solchen konstitutionell- (oder demokratisch)-monarchischen Verfassung das Wohl des Landesfürsten und das des Vaterlandes unzertrennlich seien, und deshalb lautet denn der Eid eines Mitgliedes der Ständeversammlung: „Ich gelobe, die Staatsverfassung heilig zu halten, und in der Ständeversammlung das unzertrennliche Wohl des Landesfürsten und des Vaterlandes, ohne Nebenrücksichten, nach meiner eigenen Ueberzeugung bei meinen Anträgen und Abstimmungen zu beobachten."

Wie können nun aber die verfassungsmäßigen Rechte geltend gemacht werden? Bevor man diese Frage beantwortet, muß man zuerst wissen: in welcher Weise werden nach der kurhessischen Verfassung die Mitglieder der Ständeversammlung gewählt, daß sie wirklich als Vertreter des ganzen Landes betrachtet werden dürfen? wird eben bei ihrer Wahl der große Grundgedanke der Verfassung: „völlige Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen" richtig gewürdigt und verwirklicht? Entscheidet hierbei blos die Tüchtigkeit des Geistes und Charakters, oder sind die Vorrechte der Geburt einer besonderen Stellung, des Vermögens maßgebend? Jordan hatte sich, wie schon erwähnt worden, in strenger Folgerichtigkeit jenes großen Grundgedankens entschieden für das Erstere ausgesprochen; seine Ansichten und Vorschläge drangen

jedoch durch; man wollte nicht sowohl etwa mit der Vergangenheit jedoch nicht brechen, als vielmehr den Bevorrechteten, welche sich auf dieselbe beriefen, Rechnung tragen; man bangte vor der vollen nnd ganzen Freiheit, vor dem Flügelschlage des Geistes, der weder einen Stammbaum, noch Brief und Siegel von einer Hochschule hat, noch an die Scholle gefesselt ist; man fürchtete: ein solcher Geist, frei an und für sich selber und frei von jeder irdischen Rücksicht, werde, wenn er die Ständeversammlung durchwehe, die Trümmer des mittelalterlichen Lehnsstaates, die Schranken des neueren Polizeistaates, wie beide allerdings noch bestanden, vollends zu Boden stürmen. Die Partei, welche früher so mächtig gewesen, gab, wenn auch für den Augenblick aus dem Felde geschlagen, ihre Hoffnungen auf einen künftigen Sieg nicht auf; sie kämpfte, um sich einen Weg dafür offen zu halten, und sie setzte es durch, daß man in der neuen Verfassungsurkunde, die dem Geiste derselben widersprechende Zusammensetzung nach dem alten System aufnahm. Demgemäß wird die kurhessische Ständeversammlung gebildet: „1) Durch einen Prinzen des kurfürstlichen Hauses für eine jede, dermal apanagirte Linie desselben, welche in Ermangelung von dazu fähigen Gliedern, oder bei deren Verhinderung sich durch einen geeigneten, in Kurhessen begüterten Bevollmächtigten vertreten lassen kann. 2) Durch das Haupt jeder fürstlichen oder gräflichen, ehemals reichsunmittelbaren Familie, welche eine Standesherrschaft in Kurhessen besitzt, mit Gestattung der Stellvertretung durch eines ihrer dazu fähigen Familienglieder, und in deren Ermangelung oder Verhinderung durch einen anderen geeigneten Bevollmächtigten, welcher in Kurhessen begütert ist. 3) Den Senior oder das sonst mit dem Erbmarschallamt beliehene Mitglied der Familie der Freiherren von Riedesel. 4) Einen der ritterschaftlichen Obervorsteher der adeligen Stifter Kaufungen und Wetter. 5) Einen Abgeordneten der Landesuniversität. 6) Einen Abgeordneten der althessischen Ritterschaft von jedem der fünf Bezirke. 7) Einen Abgeordneten aus der Ritterschaft der Grafschaft Schaumburg, gewählt von der-

selben unter Mitstimmung der adeligen Stifte Eschwege und Obernkirchen. 8) Einen Abgeordneten aus dem ehemals reichsunmittelbaren Adel in den Kreisen Fulda und Hünfeld. 9) Einen Abgeordneten aus dem ehemals reichsunmittelbaren und sonst stark begüterten Adel in der Provinz Hanau. 10) Sechszehn Abgeordnete von den Städten, und 11) sechszehn Abgeordnete der Landbezirke, mit Ausschluß der darin befindlichen Städte und derjenigen adeligen Güter, deren Besitzer an der Wahl der unter 6 bis 9 aufgeführten Abgeordneten Theil nehmen.“ Sieht man nun, wie sorgsam die Formen der alten Standschaft und die Bedeutung des Adels als solchen gewahrt sind, so bemerkt man auch bei den beiden letzten Klassen von Abgeordneten beschränkende Bestimmungen. Von den Abgeordneten der Städte muß nämlich die Hälfte aus Magistratspersonen bestehen, oder aus Einwohnern, welche als Mitglieder der Bürgerausschüsse zum zweitenmale gewählt worden sind, oder ein Vermögen von mindestens 6000 Thalern besitzen, oder ein sicheres und ständiges Einkommen von 400 Thalern jährlich genießen, oder monatlich 1 Thaler 12 Groschen an öffentlichen ständigen Abgaben entrichten; ebenso müssen acht Abgeordnete der Landbezirke entweder so viel Grundeigenthum besitzen, daß es ihnen an eigentlicher Grundsteuer wenigstens 2 Thaler monatlich erträgt, oder sie müssen mindestens 5000 Thaler im Vermögen haben und zugleich die Landwirthschaft als Haupterwerbsquelle betreiben. In diesen Bestimmungen über Wählbarkeit ist freilich noch mehr Freisinnigkeit, als in jenen der meisten anderen deutschen Verfassungsurkunden, welche die Wählbarkeit ausschließlich vom Adel und vom Vermögen abhängig machen, oder sogar das Beamtenthum vorzugsweise begünstigen, wie wenn z. B. der zu Wählende etwa 100 Gulden direkte Steuern jährlich bezahlen oder als Staatsdiener einen ständigen jährlichen Gehalt von wenigstens 1000 fl. beziehen muß. Was indessen im Jahre 1830, als der deutschen Schläfer, vom Schein der Pariser Julisonne eben erst geweckt, als erste Abschlagszahlung schon mit Freuden für den ganzen Schuldausstand

hinnahm, was damals an freieren Verfassungsformen schon als ausreichend, als das vollste Maß galt, — heutzutage, seit die Märzsonne über Deutschland aufgegangen, erscheint es jedem unbedeutend und ungenügend, und das erwachte Volk, welches seiner Rechte im ganzen Umfang bewußt geworden, welches seine eigene Kraft kennen gelernt hat, es hat vollen Grund, mit freudigem Stolz auf Jordan hinzublicken, welcher schon damals, unbeirrt von allen entgegenwirkenden Einflüssen, standhaft inmitten aller Versuchungen, das Urbild einer die Freiheit verbürgenden Verfassung, wenn gleich innerhalb der monarchischen Formen zu verwirklichen strebte. Wie nun auch Jordan's Vorschläge verkümmert wurden, — er baute doch einen gar stattlichen festen Damm, auf welchen das Volk in allen andern deutschen Staaten seit siebenzehn Jahren im bitteren Gefühl der Schutzlosigkeit und mit dem Wunsch hinblickte, dessen gleichen auch bei sich aufzuführen. Dieser Damm ist das „Einkammersystem," und Jordan hat das Verdienst, daß auf diese Weise wenigstens ein Gegengewicht wider die dem Geiste der neuen Zeit entgegenstehende Zusammensetzung der Landstände hergestellt wurde. Denn dadurch, daß die Mitglieder oder Stellvertreter des hohen und niedren Adels mit den Volksabgeordneten in einer und derselben Versammlung sitzen, und nicht, wie dies in anderen Staaten der Fall ist, in einer besonderen ersten Kammer, welche alle Vorrechte der Geburt, des geistlichen Standes und der Regierungsbegünstigung enthält, — dadurch ist ihnen gleiche persönliche Freiheit mit allen Uebrigen gelassen und sie können im Kampfe der Meinungen die ihrige vollkommen geltend machen; aber es ist ihnen unmöglich gemacht, bereits erlassene Beschlüsse, welche der Ausdruck des Volkswillens sind, durch ihr bloßes „Nein" zu vernichten. Eine andere Gewährleistung für das Volk wurde durch die Bestimmung gegeben, daß die Beschlüsse nur in Sitzungen, denen wenigstens zwei Drittel der ordnungsmäßigen Anzahl von Mitgliedern beiwohnen, und nach der absoluten Stimmenmehrheit gefaßt werden, und dann durch die fernere, daß die Verhandlun-

gen der Ständeversammlung der Regel nach öffentlich sein müssen (wie lang hat man in anderen Staaten vergeblich um Oeffentlichkeit der Sitzungen der zweiten, geschweige denn der ersten Kammer bitten müssen); außerdem gibt auch die verhältnißmäßig kürzere Dauer der Zeit, binnen welcher die Abgeordneten ihre Eigenschaft für die landständischen Verrichtungen behalten, nämlich 3 Jahre, nach deren Ablauf zu einer neuen Wahl geschritten werden muß, eine größere Sicherheit dafür, daß die Ständeversammlung die Gesinnung und den Willen des Volks möglichst treu abspiegelen. In Zeiten, wie die unsrigen, und gewiß in jeder kommenden ist indessen auch diese Frist für jede volksvertretende Versammlung, gleichviel, ob in einem demokratisch-monarchischen oder demokratisch-republikanischem Staate, eben so gewiß zu lang, als selbst in einem ersteren eine Adelskammer neben einer Volkskammer rein unmöglich ist. Wurden aber die Grundlagen des ersteren so festgestellt, wie sie in seinem reinen Begriffe, als im Keime enthalten sind, dann rückte der wesentliche bleibende Inhalt weit über die zeitweiligen Namensunterschiede zwischen beiden Staatsformen hinaus; ja, sie konnten sich nur dadurch unterscheiden, daß in der letzteren ein auf kürzere Frist erwähltes Oberhaupt, in der ersteren ein erbliches, aber doch auch nur auf Vertrag rechtskräftiges als Träger der Volksmajestät und als Inhaber der Mittel, sie zur Geltung zu bringen, dastand; im übrigen sollte die demokratische Monarchie und die demokratische Republik, — jede von beiden nichts anderes, als ein und derselbe freie Volksstaat sein, der seinen Ausdruck in der vollkommensten und wahrsten Volksvertretung fände.

Doch nun zum Schluß noch ein Blick auf die ausgedehnten Rechte, welche nach der kurhessischen Verfassungs-Urkunde den Landständen zustehen und wodurch sie eigentlich zu mehr als bloßen Wächtern der Volksrechte berufen sind; doch wahrlich: sie zu solchen zu machen, das war nach den Tagen der gränzenlosen Willkür, welche das hessische Volk durchlitten, schon ein Verdienst, der Ur-

gerkrone werth! An der Spitze der Rechte der Landstände steht ihre bereits erwähnte Pflicht, das Gelöbniß des zur Regierung Fähigen: daß die Staatsverfassung aufrecht erhalten und in Gemäßheit derselben so wie nach den Gesetzen regieren wolle, entgegen zu nehmen und sich urkundlich versichern zu lassen, bevor sie selbst huldigen, worauf dann erst das ganze Volk mit Rechtssicherheit huldigen kann; in dem von ihnen geleisteten Huldigungseide liegt zugleich die allgemeine Anerkennung des verfassungsmäßig geschehenen Regierungs-Antritts" (Verf.-Urk. §. 90). Hieran reiht sich Recht und Pflicht der Landstände, in Beziehung auf die Regentschaft. — Die weiteren hochwichtigen Rechte derselben sind, außer dem bereits erwähnten der Steuerbewilligung, welches bis tief in's innerste Leben des Volks und Staats eingreift, auch nachfolgende: „Die Ständeversammlung ist befugt, über alle Verhältnisse, welche nach ihrem Ermessen auf das Landeswohl wesentlichen Einfluß haben, die zweckdienliche Aufklärung von den landesherrlichen Kommissarien zu begehren." „Ohne Einwilligung der Stände kann weder das Staatsgebiet überhaupt, noch ein einzelner Theil desselben mit Schulden oder auf sonstige Art belastet werden, noch kann eine Vertauschung einzelner Theile desselben stattfinden (die überhaupt grundgesetzlich nur gegen einen vollständigen Ersatz an Land und Leuten, verbunden mit anderen wesentlichen Vortheilen, möglich ist); so haften sie dem Volk dafür, daß es nicht nach irgend welcher Willkür, ohne seinen eigenen Willen (den sie ja vertreten), zur Sache, zur Waare wird. „Ohne ihre Beistimmung kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erläutert werden;" sie haben dagegen das Recht, zu neuen Gesetzen, sowie zu Abänderung oder Aufhebung der bestehenden Vorschriften Anträge zu machen. Sie haben ferner das Recht, (im Namen Einzelner, ganzer Klassen und Körperschaften) Beschwerde zu führen, und sie sind „befugt," aber auch verpflichtet, diejenigen Vorstände der Ministerien oder deren Stellvertreter, welche sich einer Verletzung der Verfassung schuldig gemacht haben, vor dem Oberappellationsgerichte anzuklagen, wel-

ches sodann ohne Verzug die Untersuchung einzuleiten, selbst zu führen und nach deren Beendigung in voller Sitzung zu erkennen hat; die gegründet befundene Anklage ziehet, wenn nicht schon das Strafurtheil die Amtsentsetzung des Angeklagten ausspricht, jedenfalls dessen Entfernung vom Amte nach sich. Ebenso steht ihnen und ihrem Ausschusse (den sie vor Verabschiedung, Vertagung oder Auflösung eines jedesmaligen Landtages aus ihrer Mitte wählen, damit er bis zum nächsten die landständischen Interessen wahrnehme, *) das Recht zu, gegen andere Beamten, welche sich einer Verletzung der Landesverfassung, namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfassungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchsten Staatsbehörde, einer Veruntreuung öffentlicher Gelder oder einer Erpressung schuldig machten, sich bestechen ließen, ihre Berufspflichten gröblich hintansetzten oder ihre Amtsgewalt mißbrauchten, — die gerichtliche Untersuchung zu veranlassen. Nun denn, dies Alles in's Auge gefaßt, — sollten die Stände nicht mehr sein, als blos Wächter der Volksrechte? In der That, wenn sie herzhaft und redlich all' die Pflichten erfüllten, welche in ihren Rechten enthalten sind, dann waren sie lebendige Säulen der Volksherrschaft.

Zur Abänderung oder Erläuterung der Verfassungs-Urkunde ward entweder Stimmeneinhelligkeit der auf dem Landtag anwesenden ständischen Mitglieder, oder eine auf zwei nach einander folgenden Landtagen sich aussprechende Stimmenmehrheit von drei Vierteln derselben als erforderlich festgesetzt, — die Entscheidung von Zweifeln über den Sinn einzelner Bestimmungen ebenfalls staatsgrundgesetzlich einem Kompromißgericht anheimgestellt, welches aus sechs unbescholtenen, der Rechte und der Verfassung kundigen, wenigstens 30 Jahre alten Inländern zusammen-

---

*) Die Mehrzahl der Mitglieder des Ausschusses (im Ganzen 3 bis 5) darf nicht aus Staats- oder Hofdienern bestehen.

setzt werden solle, von denen drei durch die Regierung und drei durch die Stände zu wählen.

Nachdem der Kurfürst die Verfassungsurkunde am 5. Januar unterzeichnet hatte, übergab er sie drei Tage später den Landständen, und sie wurde nun zuerst von diesen, sodann von dem stehenden Heer, von der Bürgerwehr und von den Staatsdienern beschworen. Der Landtag blieb noch versammelt und somit denn auch Jordan fortwährend in Thätigkeit. Er wirkte bei der Berathung des Wahlgesetzes, der landständischen Geschäftsordnung, der Gesetze über die Verwaltung des Staatsschatzes und des kurfürstlichen Hausschatzes und des Staatsdienstgesetzes mit. Der Landtagsabschied erfolgte am 9. März 1831 und schon für den 11. April war der neue Landtag, der erste verfassungsmäßige, einberufen. Es war nur eine gerechte Huldigung des Volks für die Männer, welche das große Werk zu Stande gebracht, daß es dieselben wieder zu Abgeordneten wählte. So erschien auch Jordan abermals als Abgeordneter der Hochschule zu Marburg.

Mittlerweile hatte sich Manches begeben, wodurch sich das freudige Vertrauen des Landes auf eine naturgemäße Fortentwickelung der neuen Rechtszustände in Mißtrauen verwandeln mußte. Anfänglich hatte es den Anschein gehabt, als sei der Kurfürst mit aufrichtiger Hingebung der neuen Ordnung der Dinge zugethan; doch das änderte sich bald. Die Verhältnisse, welche darauf einwirkten, waren folgende: Schon kurz vor den Herbsttagen des Jahres 1830 hatte sich der Kurprinz mit seinem Vater ausgesöhnt und beide waren von Karlsbad am 12. September nach Kassel zurückgekehrt. Am Tage vor der Verkündigung der Verfassungsurkunde traf auch die Kurfürstin nach fünfjähriger Abwesenheit zur allgemeinen Freude wieder ein und jeder Vaterlandsfreund hoffte nun mit um so größerer Zuversicht, daß mit dem Frieden zwischen Fürst und Volk auch der Friede in der fürstlichen Familie dauernd wieder hergestellt sei. Aber siehe da: nur wenige Tage später erschien plötzlich die Gräfin Reichenbach wieder auf Wilhelmshöhe bei Kassel und alsbald gab sich auch die Ent-

rüstung des Volks so unverholen, so entschieden kund, daß der Gräfin nichts anders übrig blieb, als sich schleunigst zu entfernen. Es hat nicht an Menschen gefehlt, die da meinten: das Volk habe sich in die häuslichen Verhältnisse des Fürsten nicht einzumischen; allein das ist eine ganz verkehrte Ansicht. Das Oberhaupt des Staats hat nicht blos eine rechtliche, sondern auch eine sittliche Verpflichtung in Bezug auf das Volk, und das Volk darf nicht dulden, daß der Träger und Vertreter seiner Majestät, dem es deshalb die höchsten Rechte einräumt, dessen Person es als heilig und unverletzlich erklärt, jene Majestät entweihe. Der Kurfürst war über die Verachtung, welche die Bewohner der Hauptstadt der Gräfin Reichenbach bezeigten, im hohen Grade entrüstet, er verließ gleich nach Unterzeichnung des Landtagsabschiedes seinen Aufenthalt in der Nähe der Hauptstadt und begab sich nach Hanau; vergeblich blieben die Versuche der Landstände und des Stadtraths von Kassel, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er betrachtete nun von seinem Standpunkt aus das Volk als undankbar, die Verfassung als eine Beschränkung seiner Hoheitsrechte, ja seiner Persönlichkeit. Diese seine Abneigung gegen die Verfassung steigerte sich, als ihm der Inhalt einer an die Stände gerichteten Eingabe bekannt wurde; es war darin ausdrücklich gesagt, daß der unheildrohende Zustand des Landes nur durch die Anwesenheit des Regenten am Sitz der Regierung beseitigt werden könne, damit derselbe den verfassungsmäßigen Rath seines Staatsministeriums nicht entbehre und den Eingebungen einer mit der Verfassung nicht befreundeten Kamarilla kein Gehör gebe; bei längerer Abwesenheit aber möge der Kurfürst die Voraussetzung genehmigen, daß nach den in §. 7 und 8 der Verfassungs-Urkunde enthaltenen Voraussetzungen gehandelt werde; das letztere hieß mit anderen Worten: es solle ein Regentschaftsrath niedergesetzt werden. Eine Abordnung, bestehend aus dem Vorsitzenden und zwei Mitgliedern der Ständeversammlung, so wie aus dem Bürgermeister und zwei Mitgliedern des Stadtraths zu Kassel begab sich im August 1831 nach Hanau, um abermals einen Versuch zu machen,

den Kurfürsten zur Rückkehr nach Kassel zu bewegen. Die Unterhandlungen nahmen jedoch plötzlich eine ganz andere Wendung; der Kurfürst entschloß sich nämlich, der Regierung zu entsagen und sie seinem Sohne, dem Kurprinzen, mit dem Titel „Mitregent" zu übergeben; sich selbst behielt er nur die Schlösser zu Hanau, Philippsruhe u. s. w. vor, und übrigens auch nebst seinem Privatvermögen die sämmtlichen Einkünfte des Hausschatzes. Von dieser Vereinbarung, welche am 30. September 1831 verkündigt ward, hofften nun alle Freunde der Verfassung und des Landeswohles, daß durch sie den verderblichen Einflüssen eines das Staatsoberhaupt umgebenden volksfeindlichen Kreises ein Ende gemacht sei, daß mit ihr ein schönerer Tag für Kurhessen begonnen habe, indem alle verfassungsmäßigen Einrichtungen sich nun, von obenher ungehindert, würden entwickeln und ausbilden können.

Bald zeigte es sich jedoch, daß auch diese Hoffnung sich nicht verwirklichen werde; der finstere Geist, der durch das Fürstenhaus ging, wollte es nicht verlassen. Der Kurprinz Mitregent hatte sich mit einer Frau, deren Gatte auf ihren Besitz verzichtete, auf die linke Hand trauen lassen und ihr den Titel Gräfin von Schaumburg gegeben. Dieses Verhältniß wollte seine Mutter nicht als eheliches anerkennen. Die Mißbilligung desselben durch die Kurfürstin führte zu einem Zerwürfniß zwischen dem Sohn und der Mutter. Die Kurfürstin konnte am 3. Dezember 1831 das Schauspielhaus nicht besuchen, weil der zum kurfürstlichen Gelaß führende Eingang auf Befehl der Hofverwaltung unerleuchtet und verschlossen blieb. Die Bevölkerung wurde dadurch zur Erbitterung gereizt und gab sie vor dem Schlosse des Kurprinzen kund; die bewaffnete Macht schritt ein und erlaubte sich rohe Mißhandlungen, und statt daß die Thäter bestraft worden wären, sah das Volk sie freigesprochen, unter Angabe des Grundes, daß die Soldaten, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, aufgeboten worden seien, nach Kriegsgebrauch einzuschreiten. Was ließ sich da noch ferner erwarten? Seufzte vor dem 30. September 1831 das ganze Land

schwer bedrängt unter der Herrschaft der Reichenbach'schen Partei, so vermochte jetzt, wo es sich nicht blos um Geldopfer und Beamtenstellen, sondern auch um die persönliche Sicherheit handelte, keine Brust mehr frei aufzuathmen. Gleichzeitig zeigten sich immer mehr Beweise, daß der Kurprinz seine Stellung ganz anders als im Geiste der Verfassung, nämlich als unbedingte Machtvollkommenheit und Gewaltfülle auffaßte; bei einer solchen Anschauung mußte sich nun freilich die neue auf dem Wege des Vertrags zu Stande gekommene Verfassung wie eine Fessel ausnehmen, wie ein in ungünstiger Stunde abgetrotzter Abbruch an einem von Gottes Gnaden gerade diesem Geschlecht verliehenen unveräußerlichen Recht, dessen Inhaber über dem Gesetz stehe!

Das war denn ein ganz fruchtbarer Grund und Boden, in welchen die Feinde des Volks und der Freiheit, und also die Feinde der neuen kurhessischen Verfassung ihre Saat einsenken konnten. Bald sah man, wie treulich sie gepflegt wurde, wie üppig sie aufwuchs, wie mächtig sie dem zarten Reis der jungen Verfassung Luft und Licht und Erde nahm; am Ende (so hoffte man) würde dies von selbst dahinwelken müssen, ohne daß irgend wer eine Anklage erheben würde: das sei nach einem bestimmten Plane geschehen. Das ist die Schlauheit jener bereits bezeichneten Partei, die bis vor Kurzem in Deutschland allmächtig war und ihre Allmacht für ewig während hielt. Unter den Hauptführern derselben trat in Kurhessen Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug mit besonderer Kühnheit hervor, — ein Mann, von welchem man schon im Jahre 1830 nicht ohne Grund vermuthen wollte, daß er in näheren Beziehungen zu den Interessen des Kurprinzen stünde. Erst im März des Jahres 1832 trat er auf den Schauplatz, auf welchem er alsbald eine bedeutende Rolle spielte; er wurde Ministerialrath, Mitglied des Gesammtministeriums und Berichterstatter für die Beschwerden gegen Ministerialbeschlüsse, im zweiten Monat darnach (am 19. Mai) Geheimer-Rath und Vorstand des Ministeriums der Rechtspflege, wenige Tage

später auch Vorstand des Ministeriums des Innern. Was das Volk von ihm in dieser seiner Amtsthätigkeit hielt, das bezeugt auf's allertreffendste der Volkswitz, der ihn statt Hassenpflug — „Hessenfluch" nannte. Geist und Kraft konnte man ihm nicht absprechen, aber so vermißte man an ihm jene Eigenschaften, welche das Volk von dem verantwortlichen Minister eines konstitutionell-monarchischen Staates verlangen durfte. Dem Kurprinzen hatte er sich dadurch empfohlen, daß er starr an den mittelalterlichen Begriffen von Regierungsgewalt festhielt. Allerdings war ihm die neue Verfassung und jede damit übereinstimmende freie Regung des Volksgeistes in tiefer Seele verhaßt; im Uebrigen aber hatte er auch wieder nicht die geringste Lust, seine persönlichen Ansichten und Strebungen dem fürstlichen Willen völlig unterzuordnen. Im Gefühl der ihm inne wohnenden Kraft und in Berechnung der allzugroßen im Volk noch vorhandenen Unentschiedenheit, glaubte er kühn dem Volk auf den Nacken treten und die Verfassung vernichten zu können, um dann auch den Fürsten zu seiner Anschauung zu bekehren und unter dieselbe zu beugen. Das war die Gliederung seines Planes. Um die erste Hälfte desselben zu verwirklichen, fand er die Weltlage ganz und gar geeignet, — einen bedeutenden Nachlaß aller Kräfte, der mit dem Falle Polens auf die ungeheuere Nervenanspannung gefolgt war, den eingeschüchterten Bundestag deshalb voll frischen Muthes: eine neue allgemeine Volksknechtung im Vertrauen auf die Sehnsucht nach Ordnung und auf die Heere der beiden Großmächte zu wagen. Aber Hassenpflug war schlau genug, den Vernichtungskampf gegen die kurhessische Verfassung in der Art vorzubereiten, daß er, ohne sich vorerst offen preiszugeben, eine Stütze derselben nach der andern untergrub. So gelang es ihm, da das verheißene Preßgesetz noch nicht erlassen war, durch Handhabung der bis dahin nicht aufgehobenen Censur, die öffentliche Meinung bis zu dem Punkte verstummen zu machen, daß sie nicht einmal die Forderung der Preßfreiheit mehr erheben konnte. Die Ständeversammlung mußte nach und nach

aller selbstständigen Mitglieder beraubt und durch gefügige Staatsdiener ergänzt, es mußte dann ihr sittliches Ansehen beim Volke gänzlich entkräftet, es mußte ihre ganze Wirksamkeit sowie die des ständischen Ausschusses zum bloßen Schatten gemacht werden. Deßwegen mißbrauchte die Regierung ihr allzugefährliches Vorrecht, Staatsdienern die Genehmigung zum Eintritt in die Ständeversammlung zu versagen, und wen rechnete sie in die Klasse der Staatsdiener noch ein? Sogar Rechtsanwälte und Bürgermeister! Abgeordnete, welche sich zugänglich und geneigt zeigten, wurden entschieden begünstigt, andere, deren Einfluß sie fürchtete, suchte sie durch Versprechungen zu gewinnen oder durch Drohungen einzuschüchtern, solche, welche standhaft und unerschütterlich der Regierung gegenüber ihre Gesinnung behaupteten, die Verfassung und die Volksrechte vertheidigten, wurden mit aller List und Gewalt bis zum völligen Untergang verfolgt. Das Volk sollte sehen, daß sich die Regierung um die Stände gar nicht kümmere; auf alles, was von ihnen ausging, nahm sie keine Rücksicht; wer sich mit einem Gesuch an die Stände wendete, der durfte sich im Voraus darauf gefaßt machen, daß ihm die Regierung den entschiedensten Widerspruch entgegenstellen würde. Sollten wirklich Verbesserungen in's Leben treten, dann wußte man doch durch allerlei Ränke einen Streit zwischen Regierung und Ständen über irgend eine Nebensache zu erwecken, damit dann das Volk glauben sollte, die erstere meine es wohl, während die letzteren ihre Widerspruchslust über das allgemeine Beste setzten. So sollte, nach Hassenpflug's Rechnung, das Volk alle Achtung vor den Ständen, alles Vertrauen zu denselben verlieren. Wenn nun aber die Stände ihr wichtiges Recht ausübten: die Minister in Anklagestand zu versetzen? Auch dagegen wußte Hassenpflug zu arbeiten; er suchte nämlich Einfluß auf die Gerichte zu gewinnen und benützte dazu nicht blos Versetzungen der Richter von einem Gericht zum andern, sondern auch, da er Vorstand zweier Ministerien, der Rechtspflege und des Innern zugleich war, Versetzung aus dem Gebiet der Verwaltung

und der Rechtspflege, und dergleichen mehr. Was mußte die nothwendige Folge dieses ganzen Angriffsplanes und aller der Mittel, deren er sich bediente, was konnte sie anders sein, als die Entsittlichung des Beamtenstandes, die Entwürdigung des Richterstandes! Damit aber sein Werk vollständig sei, zog er auch noch die Kirche und die Schule als Bundesgenossen an sich. Die protestantische Kirche sollte auf Hassenpflugs Gebot ihre Mutter, die Freiheit, verläugnen und die Fesseln der Bekenntnißschriften tragen, damit das arme Volk, wenn es sich an ihr Herz flüchten wollte, auch da wieder in die Gewohnheit des Gehorchens versänke; die Schule sollte nur dazu dienen, die Grundsätze, nach welchen Hassenpflug sein verderbliches Werk mit so großer Umsicht und so unermüdlicher Thätigkeit aufbaute, in die Herzen des heranwachsenden Geschlechts zu pflanzen und somit jede künftige Gegenstrebung von vorneherein unmöglich zu machen. Das ist das Bild der unseligen Zustände, wie sie — nicht blos in Kurhessen unter Hassenpflug und seinen Nachtretern, nein, wie sie mehr oder minder in den meisten deutschen Staaten von 1832 bis 1848 vorhanden wären. Ebenso standen auch die Mißverhältnisse, welche in der kurfürstlichen Familie obwalteten, nicht etwa einzig in ihrer Art da, und jene Fürstenhäuser, in welchen Sittlichkeit, wechselseitige Liebe und Eintracht stillen Segen schufen, waren blos Ausnahmen von der großen Regel! Welch eine Zeit, deren Nachwehen noch lange empfunden werden! Welch ein Nachthimmel, über unser Vaterland ausgespannt, ein Nachthimmel ohne Sterne, als wäre die deutsche Erde ein großer Sarg, das deutsche Volk die ausgestellte Leiche; ringsum sie in geheimnißvollem Schweigen die Bundesversammlung geschaart, als Leichenhüter, lauschend, ob sich irgend ein Lebenszeichen kund gebe, und bereit, den aufflammenden Lebensfunken sogleich wieder zu ersticken; hinter ihr in zweiter Reihe, im weiteren Kreise sie umschlingend, die Priester, die da beteten: „Requiem aeternam da eis domine!“ Weder sie noch jene Leichenhüter hörten eine weissagende Stimme, die aus

der Ferne her in die Grabesnacht drang: „Dies irae, dies illa!“

Wie stand nun Sylvester Jordan, der Schöpfer der kurhessischen Verfassung, in jenen Tagen da, der zahlreichen, schlauen, mächtigen, vom deutschen Bunde begünstigten und ermuthigten Rückschrittspartei, und ihrem kühnsten Vorkämpfer Hassenpflug gegenüber?! Groß in seiner Treue für Volk und Freiheit, und für das Werk, das er zum Nutzen beider geschaffen! Er merkte wohl, wie mißliebig er dieser Partei war, er merkte es an den verschiedenartigen Versuchen, welche sie machte, um auf ihn einzuwirken, an Versprechungen, womit man ihn zu verlocken hoffte, an drohenden Mienen des Mißfallens, an Zurückhaltung einer Gehaltserhöhung, welche aus einer Summe bestritten werden sollte, die der Landtag für Verbesserung der Gehalte verdienter Hochschullehrer verwilligt hatte. Die Regierung hatte Jordan's Antheil bestimmt, die landesherrliche Verfügung darüber war bereits ausgefertigt, aber der Vorstand des Ministeriums des Innern, der sie gegengezeichnet, wollte sie an Jordan erst dann behändigen, wenn der Landtag zu Ende sei; was konnte Jordan wohl für einen anderen Beweggrund zu dieser Handlungsweise annehmen als den, daß man ihm Gelegenheit geben wollte, sich die Gunst der Regierung, und somit die Behändigung der Verfügung, die Verbesserung seiner Lage durch ein geschmeidiges Benehmen auf dem Landtag zu erkaufen? Aber Jordan ließ sich durch nichts irre machen. Begeistert für die gute Sache der Freiheit und der Volksrechte, die ihm heilig war, stand er unerschütterlich da im Kreise der Volksvertreter, mit festem Gottvertrauen im Herzen, das ihm ruhig auf jede Anfeindung seiner Gegner hinblicken ließ, das seine Mannskraft aufrecht hielt, wenn er mitten im heißen Kampfe für des Vaterlands theuerste Güter an sein eigenes theuerstes Gut daheim dachte, an die treue liebevolle Gattin, deren Verlust er stündlich befürchtete, und wenn er gar bald im holden Wonnemond (1832) an den frischen Hügel dachte, der ihre entseelte Hülle deckte. Das Unglück vermochte ihn wohl zu beugen; der

Wahrheitsmuth, die Thatlust richteten ihn wieder auf, und so blickte er, indem er im Ständesaale auf seinem Posten stand, mit heiterer Stirne, mit dem Lächeln des Wohlwollens für alle Menschen, das seinen Zügen den Ausdruck seines Charakters gibt, über den engeren Kreis hinaus auf's weite große deutsche Vaterland, und wahrlich, jedes Wort, das er mit klangreich-kräftiger Stimme im engeren Kreise sprach, es ward vernommen draußen in allen deutschen Gauen, weil es zugleich für alle gesprochen war, und in jedem treuen Herzen fand seine Rede Wiederhall; ganz Deutschland wußte, wofür Jordan kämpfte, das war nicht blos für Kurhessen, das war für ganz Deutschland gekämpft. Als die Frage vom Anschluß Kurhessens an den preußisch-darmstädtischen Zollverband zur Berathung kam, waren Viele als freisinnig bekannte Männer dagegen. Jordan erklärte sich mit Entschiedenheit dafür; die Beitrittserklärung Kurhessens erfolgte am 25. August 1831 und hiermit war allerdings der bisherige mitteldeutsche Handelsverein bis in den Grund erschüttert, ja zerrissen, aber auch der Anfang zu dem Vorspiel einer künftigen Einigung Deutschlands gemacht. Die Folgezeit hat Jordan's Benehmen in dieser wichtigen Angelegenheit gerechtfertigt und Kurhessen insbesondere hat hinlänglichen Grund gehabt, ihm dafür Dank zu wissen. Bei den wichtigsten Verhandlungen jenes denkwürdigen ersten verfassungsmäßigen Landtages, bei den Berathungen über das Preßgesetz, das Bürgerwehrgesetz, das Rekrutirungsgesetz, die Gemeindeordnung, die Ablösung der Grundlasten, setzte Jordan die ganze Kraft seiner überwiegenden Kenntnisse und seiner festen Gesinnung, seines unerschütterlichen Muthes und seiner überzeugenden, überwältigenden Rede ein. Am 28. Juni 1832 erschienen die Beschlüsse des deutschen Bundes, welche die auf dem Grundsatz der Volksvertretung beruhenden Verfassungen in ihrem Lebensnerv versehrten, die Steuerverweigerung dem Aufruhr gleichstellten, jedes freisinnige Gesetz eines einzelnen Staates der Vernichtung durch den Bund preisgaben und die Landstände einer Bundespolizei unterordneten; wie das alles gemeint war, das

zeigte sich erst recht in zehn weiteren Beschlüssen vom 5. Juli desselben Jahres, welche ein wahrer Hohn gegen die Freiheit und Nationalität waren, und welche in jedem ehrliebenden Herzen die gerechteste Erbitterung gegen die Frevler erwecken mußten, die es wagen konnten, die deutsche Nation so völlig zum Gespött des Auslandes zu machen. Da war es für jeden Ehrenmann Pflicht zu sprechen, aber wie wenige thaten es! Um so höher ist Jordan's muthige Treue in Anschlag zu bringen. Kaum waren die Bundesbeschlüsse erschienen, so stellte er den Antrag: „die Regierung um Mittheilung der gedruckten „Verhandlungen des Bundestages zu ersuchen und das „Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auch für „die dem kurhessischen Bundestagsgesandten ertheilte Instruktion verantwortlich zu machen." — Erlangte dieser Antrag Geltung, so war dem volksfeindlichen Bundestage der Daumen der rechten Hand gelähmt, der Daumen, den er so oft dem Volk auf's Auge gedrückt. Eine große Mehrheit erhob Jordan's Antrag auch wirklich zum Beschluß; aber das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verschanzte sich hinter die Bundesakte und sagte kurzweg: „Das ist ein Eingriff in die Souveränetätsrechte," und somit war Jordan's Antrag vergeblich gemacht. Konnte Jordan, konnte irgend Jemand damals ahnen, daß es sechszehn Jahre später nicht mehr als Verbrechen bestraft werden würde, den triftigsten Einwand zu erheben, und den bundesaktlichen Souveränetätsrechten gegenüber den Grundsatz der Volkssouveränetät auszusprechen? Die Regierung hatte in Jordan's Antrag genug gesehen, um sich recht gründlich vor einem Landtag zu fürchten, auf welchem ein solcher Antrag wie der Jordan's die Mehrheit für sich gewinnen und zum Beschlusse erhoben werden konnte. Sie ergriff ein Mittel, das ihr allerdings durch die Verfassung gestattet war, um einen Zweck zu erreichen, welcher derselben feindlich war; sie ordnete nämlich am 26. Juli 1832 die Auflösung des Landtags an. Jordan fühlte das ganze Gewicht des Schlages, welches die Regierung gegen die Verfassung geführt, er fühlte aber

auch die Verpflichtung, bis zum letzten Augenblick für diese einzustehen und ihre Rechte zu wahren. So trat er denn unerschrocken hin und verlangte: „Laßt den Landständen wenigstens so viel Zeit, bis sie den verfassungsmäßigen Ausschuß zur Ausübung seiner Funktionen gehörig instruirt haben!“ Das war nun aber eben die List der Regierung gewesen, daß sie der Ständeversammlung durch die plötzliche Auflösung keine Zeit zu einer besonderen Instruktion für den bleibenden ständischen Ausschuß lassen wollte, wornach dieser (kraft des §. 102 der Verfassungsurkunde) „bis zum nächsten Landtage über die Vollziehung des Landtagsabschiedes wachen und dabei in der verfassungsmäßigen Weise thätig sein, auch sonst das landständische Interesse wahren und die ihm weiter obliegenden Geschäfte verrichten konnte.“ Jordan's Verlangen blieb, wie sich leicht voraussehen ließ, unberücksichtigt; aber wie ward es zurückgewiesen? der Landtagskommissär erklärte: „da nun einmal die Auflösung der Ständeversammlung ausgesprochen sei, so könne er Jordan nicht mehr als Mitglied derselben anerkennen.“ Da mußte nun Jordan schweigen und seinen bittren Schmerz um das der Willkür preisgegebene Vaterland tief in's Herz verschließen; Hassenpflug aber frohlockte ob seinem Sieg und sann der Maßregeln, um denselben für die nächste Zukunft gegen alle bisherigen Stützen der Verfassung auszubeuten. Das Volk hingegen wußte gar wohl, was es von beiden Männern zu halten hatte, und wie es seinen Dank, seine Verehrung für Jordan aussprach, das zeigte sich alsbald.

Jordan hatte, wie bereits erwähnt worden, im Mai 1832 seine Gattin verloren. Er sah die Nothwendigkeit ein, seinen vier Kindern, welche mütterlicher Aufsicht und Pflege bedurften, eine zweite Mutter zu geben; war es ihm ja doch bei seinen mannigfachen Berufsgeschäften, bei öfterer und längerer Abwesenheit als Ständemitglied, nicht möglich, sich selbst der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Er beschloß daher, sich wieder zu verehelichen und wählte Pauline Wigand, die Tochter seines Freundes, des damals in Hörter wohnenden trefflichen Geschichtforschers Dr. Paul

Wigand, zur Lebensgefährtin. Offen und wahr gab er seinem Freunde, als er um die Hand der Tochter warb, Rechenschaft über sich selbst; „ich bin", so schilderte er sich jenem, — „kein durch Leidenschaften geblendeter Jüngling mehr, sondern ein Mann, der wohl prüft, abwägt und überlegt, bevor er handelt, aber darum nicht weniger gemüthlich und tieffühlend ist als ein Jüngling. Die Gefühle sind zwar nicht aufbrausend wie bei diesem, weil sie mehr in die Tiefe als nach außen gehen. Das Gemüthsleben, wurzelnd in der Religion und Nahrung schöpfend aus dieser, ist mein vorherrschender Charakterzug, mein geistiges Bedürfniß. Aus dem Gemüthe, diesem Focus alles Höheren, kommt Licht und Wärme." Vom 28. Juli bis zum 6. September 1832 lebte er in Wigand's Familienkreise zu Höxter; am 2. September wurde die Hochzeit gefeiert. Am 6. September verließ er mit seiner Gattin und in Begleitung seiner Schwiegerältern Höxter, um sich zunächst nach Kassel zu begeben. Sie fuhren am Nachmittag des 7. Septembers die breite Landstraße, als in der Nähe von Wilhelmsthal im Walde eine Schaar junger Bürger aus Kassel zu Pferd und in laubgeschmückten Wagen plötzlich den Wagen umringte und Jordan beglückwünschte. Nahe bei Obervellmar, eine Stunde von Kassel, sprengte der Ortsvorstand, ein kräftiger ältlicher Landmann, an den Wagen, begrüßte Jordan mit schlichten herzlichen Worten und bat ihn, im Dorfe anzuhalten, weil ihn die Gemeinde festlich empfangen wollte. Die Reisegesellschaft stieg aus; eine Laubhalle war auf freiem Platz errichtet, viel Volk versammelt, fröhliche Weisen erklangen. Der Ortsvorstand trat auf Jordan zu und bot nach schöner alter Sitte dem Volksvertreter, der es mit dem Glück des Landes so wohl meine, den bekränzten Becher zum Ehrentrunk. Jordan dankte und ermahnte das versammelte Volk, stets an Recht und Ordnung festzuhalten, in der Treue gegen Verfassung und Gesetz nicht zu wanken. Die wackren Bauern gaben dem Manne des Volks das Ehrengeleite bis an's Thor von Kassel; da sprengten die Verehrer, die seiner bei Wilhelmsthal geharrt, ihm voran, und im

raschen Trabe fuhr Jordan mit seinem Ehrengefolge durch die Stadt, und zum Wilhelmshöher Thore hinaus; absichtlich hatte er einen Freund gebeten, ihn in seinem vor jenem Thor unweit der Stadt gelegenen Gartenhause zu beherbergen, um allen öffentlichen Ehrenbezeigungen und einer Kundgebung der Volksgesinnung, welche vielleicht zu Unordnungen führen konnte, zu entgehen. Wirklich verbreitete sich auch sogleich in der ganzen Stadt die Kunde, Jordan sei blos durchgefahren, und die schon vor dem Gasthause versammelten Menschen verliefen sich. Kurz nachher kam eine abgeordnete Schaar junger Bürger aus jener Begleitung und kündigte eine festliche Fackelmusik an. Jordan fragte sogleich, ob sie dazu die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten hätten, und als sie dies verneinten, und beifügten, die Erlaubniß wäre ihnen sogar verweigert worden, aber man könne ihnen so etwas nicht verbieten, und dem Verbot zum Trotz würden sie ihren Plan dennoch durchführen, da forderte Jordan sie mit allem Ernst auf, sich zu fügen, widrigenfalls würde er sogleich abreisen *). Jordan hatte gute Gründe, so und nicht anders zu handeln. Er durchschaute die geheimsten Wünsche derjenigen, welche gern auch den geringfügigsten Anlaß aufgreifen wollten, um seine Person mit irgend einer ungesetzlichen Handlung des Volks in Verbindung zu bringen, und ihn als Urheber derselben bezeichnen zu können. Mochte er auch daher im Stillen Zustände beklagen, in welchen die Polizei an die Stelle des Rechts getreten ist, so war es die gewissenhafte Sorge, nicht sowohl für seine Person, als für seine Stellung, welche er zum Wohle des Volks behaupten mußte, so war es eben die Rücksicht auf dies letztere, welche ihm jene Haltung vorschrieb. Und dennoch vermochte er durch dieselbe den bösen Geist nicht zu verscheuchen, der nun einmal im Dunkel jenes Abends erwacht war, den Neid, der es dem Manne

---

*) Nach den Angaben Wigand's („Vertheidigung Jordan's," Mannheim 1844.).

des Volks nun und nimmer verzeihen konnte, daß ihm alle Herzen in der Hauptstadt entgegen jauchzten, daß ihm die Liebe des Volks heller als aller Fackelglanz entgegen flammte, während Jemand anderer, der eine solche Huldigung etwa für sich bestimmt wähnen mochte, unbegrüßt in seine prachtvollen Räume trat. Unzweifelhaft ist's, daß Jordan um der Liebe, welche ihm das dankbare Volk nicht verhehlte, um des Ansehens willen, das er bei demselben genoß, um des Einflusses willen, den er auf dasselbe übte, von der Regierung gefürchtet ward.

Von Kassel begab sich Jordan nach Marburg. Hier traf er am 13. September ein, und ward auf's Glänzendste empfangen. Bürger zu Wagen und zu Roß waren ihm bis zur nächsten Postrast entgegengezogen, um ihm das Ehrengeleite bis zur Stadt zu geben; vor dem Thore erwartete ihn der Stadtvorstand im Festanzuge, mit den Stadtfahnen, zahlreiches Volk umstand die in grünem Laubschmuck prangende Ehrenpforte. Und als er nun kam, näherten sich ihm weißgekleidete Jungfrauen und reichten ihm nebst einem Gedicht den wohlverdienten Lorbeerkranz; denn ein Sieger war's ja, den die Stadt begrüßte, ein Sieger im unblutigen und doch heißen Kampf mit Feinden des Volks, er hatte das theuerste Gut, das Recht, verfochten, und ob ihm auch die Uebermacht den Kampfplatz für den Augenblick verschloß, das Volk öffnete ihm denselben auf's Neue; zwei Tage vorher hatte ihn nämlich die Hochschule abermals zum Abgeordneten für den bevorstehenden Landtag gewählt. Im Vollgefühl dessen, was das Land seiner muthigen Ueberzeugungstreue verdankte, im Vorgefühl dessen, was es ihm künftig noch zu verdanken haben werde, zog er, vom Jubelruf des Volks umschallt, in die Stadt ein; eine glänzende Erleuchtung derselben und ein Festball ihm zu Ehren beschlossen den frohen Tag, und als die Mitternachtsstunde schlug, ertönte ein kerniges Lied aus Männerbrust vor der Wohnung des Mannes, der, wie wenig andere, dieses Namens werth war. Jordan, konnte er auch gegen solche Beweise von Achtung und Liebe des Volkes nicht gleichgültig bleiben, dachte

doch inmitten der Festlichkeiten zunächst nur an das, was ihm das Werthvollste war, an sein bevorstehendes Voranschreiten auf der Bahn eines Abgeordneten; er dachte mit vollem Ernst daran, und es überwehte ihn eine trübe Ahnung. „So werde ich," schrieb er am 16. September an seinen vertrauten Freund und Schwiegervater Wigand, „nicht umhin können, abermals die Dornenbahn des bevorstehenden Landtags zu wandeln; des Herrn Wille geschehe, auch wenn er Bitteres über mich beschließt." Er verhehlte sich auch nicht, daß der glänzende Empfang, der ihm zu Theil geworden, die volle Erbitterung seiner Neider und Feinde in den höchsten Kreisen und ein bis auf's Aeußerste getriebenes Wirken gegen ihn hervorrufen würde. Er hat sich in dieser Voraussetzung auch wirklich nicht geirrt; seine Gegner gaben ihm Gelegenheit, die bitteren Worte des Dichters in voller Wahrheit zu erproben, die Worte: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht." Die Menschen, auf welche diese Worte passen, erklärten ganz ungescheut, ein Mann, der solche Volksgunst genieße, stelle die Regierung ganz in Schatten; — nun denn, warum leuchtete sie nicht? — man gestand sich, daß er um jeden Preis beseitigt werden müsse, und man berieth sich auf's Angelegentlichste, ob man nicht irgend einen Punkt auffinden könne, wo er wegen Ueberschreitung des Gesetzes und der Ordnung zu fassen sei, um ihn zur Untersuchung ziehen und entfernen zu können. Aber wie sie ihm auch nachtrachteten, — „sie fanden nicht, wie sie ihm thun sollten."

Jordan nahm die auf ihn gefallene Wahl für den zweiten Landtag an. Da wußte denn nun auch Hassenpflug, was er zu thun habe; er wollte von dem Recht der Regierung, Staatsdienern, die zum Eintritt in die Ständeversammlung erforderliche Genehmigung zu entziehen, Gebrauch machen, um den Landtag der bewährten, rechtskundigen Volksfreunde zu berauben, wie Jordan's, Baumbach's, Pfeiffer's, Werthmüller's; die Bestimmung 71 der Verfassungsurkunde, deren er sich als Waffe bediente, lautete also: „Sobald ein Staatsdiener, des geistlichen oder weltlichen Standes, zum Abgeordneten

gewählt ist, hat derselbe davon der vorgesetzten Behörde Anzeige zu machen, damit diese die Genehmigung, welche nicht ohne erhebliche, der Ständeversammlung mitzutheilende Ursache zu versagen ist, ertheilen, auch wegen einstweiliger Versehung seines Amts Vorsorge treffen könne." Es fragte sich zunächst, durfte diese Bestimmung auch auf ein Mitglied der Hochschule Anwendung finden? Jordan stellte die Entscheidung der Frage dem academischen Senate anheim; dieser entschied sich im Sinne der Wahlfreiheit der Hochschule, und demzufolge brauchte nun Jordan nicht bloß um die Genehmigung des Ministeriums nicht nachzusuchen, sondern er durfte dies auch sogar nicht, wenn er nicht durch einen solchen Schritt den Rechten der Hochschule etwas vergeben wollte. Demgemäß handelte er denn auch; er that keinen Schritt, um die Genehmigung des Ministeriums zu erlangen, sondern erschien zur anberaumten Zeit (am 25. Januar 1833) in Kassel, um die Rechte seiner Vollmachtgeber zu wahren; nur die Ständeversammlung selbst konnte und sollte entscheiden, ob seinem Eintritt in ihre Mitte ein Hinderniß entgegenstünde; und als es darauf ankam, hat sie entschieden für Jordan's Zulassung, für die Rechte der Hochschule, gegen eine Auslegung jener Bestimmung durch bloße Willkür. Bis zu diesem entscheidenden Augenblick hatte Jordan übrigens manchen Seelenkampf durchzumachen. Er mußte als gewissenhafter Familienvater auch auf das Wohl seiner Angehörigen sehen und deren Lage bedenken; er mußte, mit Rücksicht darauf, wenn er als Abgeordneter nach Kassel ging, sich selbst sagen: „Ich habe dabei große finanzielle Nachtheile, so verliere ich z. B. wieder die Honorare vom laufenden Semester, indem ich kein Kollegium halten kann; mein Gehalt, der sehr gering ist, wird unter bewandten Umständen von der Staatsregierung nicht vermehrt werden". Dieß alles sprach er seinem Schwiegervater in einem Briefe vom 4. November 1832 aus; aber er fügte hinzu: „Indessen verzage ich nicht, den Blick nach oben gerichtet,

und bedenkend, daß ehrlich am längsten währt, und daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereicht. Der Horizont kann sich umwölken, aber die Sonne wird dennoch wieder hervordringen, und sodann die Werke der Finsterniß beleuchten". Dieses sein altes Gottvertrauen gab er auch in den Worten an Wigand kund: „Mich hat meine gewiß nicht dornenlose Wanderung bisher bis zur Evidenz überzeugt, daß das unbedingte Vertrauen auf Gott die Seelenruhe allein zu gewähren vermöge und nie getäuscht werde, wenn man anders nur Vernünftiges erwartet. Wohl werde ich alle meine Kräfte dem Volk widmen, das mich liebt; ob aber meine Wirksamkeit von Erfolg sein werde, das steht bei Gott, der allem Guten seinen Segen verleiht. Ist mein Streben seinem Willen gemäß, so wird es nicht ohne Erfolg sein".

Hassenpflug hatte übrigens einen Faden in der Hand, welchen er zum Stricke zu drehen gedachte, um Jordan, in Beziehung auf dessen Fürsorge um seine Familie, zu fesseln; das war jene bereits im Frühjahr 1832 ausgefertigte, jedoch damals zurückgehaltene Verfügung hinsichtlich seiner Gehaltszulage, welche man ihm nach Beendigung des ersten Landtags zu behändigen versprochen hatte. Der Landtag war geschlossen worden, Jordan hatte aber jene Verfügung nicht erhalten. Da ersuchte er denn Hassenpflug, unter'm 10. Oktober, ihm dieselbe zu übersenden, oder aber die Gründe nahmhaft zu machen, warum er noch nicht die Genehmigung zur Annahme der Wahl ausgewirkt habe. Das letzere Verlangen war jedenfalls in unpassende Verbindung mit dem Ersteren gebracht, und Jordan hat die Uebereilung, womit er beide Punkte zusammenstellte, hart zu büßen gehabt. Er selbst gab dadurch Hassenpflug gewissermaßen die Waffen in die Hand.

Nachdem sich Jordan zur Eröffnung des Landtages in Kassel eingefunden hatte, erkannte der landständische Ausschuß seinen Beglaubigungsausweis als richtig an und es begann nun sogleich sein Kampf mit dem Ministerium, den er nur „mit den Waffen der Verfassung, der Gesetze, des Rechts und der Wahrheit, und zwar mit

der größten Seelenruhe zu führen" entschlossen war. Männlich-kühn trat er dem Ministerium gegenüber, „frei und unbefangen, gestählt durch sein Bewußtsein, und im festen Vertrauen auf den, der die Seinigen nicht verläßt und das Schicksal der Fürsten und Völker mit weiser Hand lenkt, — überzeugt, daß der Gerechtigkeit und der Wahrheit göttliche Kraft beiwohne, der nichts zu widerstehen vermag" *); er wußte klar: „Es gilt die Frage, ob die Verfassung bestehen soll oder nicht." Im Bewußtsein, daß das gute Recht auf seiner Seite sei, rechnete er mit Zuverlässigkeit auf seinen Eintritt in die Ständeversammlung und in dieser Voraussicht holte er die Seinigen nach Kassel, glücklich in dem Gedanken, in dem ihm theuer gewordenen Wirkungskreise gerade in einer so bedeutungsvollen Entscheidungszeit für die Rechte des Volks auch fernerhin nach allen seinen Kräften thätig sein zu können. Vergeblich gebot ihm das Ministerium, bei Strafe von 20 Thalern, binnen 24 Stunden nach Marburg zurückzukehren. Er blieb, rief den Schutz des Obergerichts an und erwirkte von diesem den Spruch, daß er bis zur demnächstigen Entscheidung des höchsten Gerichtshofes sicher in Kassel bleiben dürfte. Da veranlaßte die Erklärung der Ständeversammlung, daß seinem Eintritt in ihre Mitte kein Hinderniß entgegenstehe, die sofortige Auflösung derselben am 18. März 1833. Jordan war tief erschüttert; wie konnte er, wenn er auch von dem argen Geist der Regierung viel befürchtete, ahnen, daß sie es wagen würde, ihre Willkür so ungescheut zur Schau zu stellen?

Hassenpflug zog nun die Fäden des Gewebes, in welchem er Jordan umgarnen wollte, mit kunstgerechter Hand immer enger zusammen; er durchschaute dessen allzugroßes Vertrauen auf die Redlichkeit von Menschen, deren Unversöhnlichkeit er doch hinlänglich kennen mußte, um zu wissen, daß er auf ihre Redlichkeit nicht bauen konnte, und dann Jordan's Rücksicht auf die Erhaltung

---

*) Briefe Jordan's an Wigand v. 2. und 4. Februar 1833 (in Wigand's „Vertheidigung Jordan's").

seiner Familie, somit auf die Gehaltszulage. Wie sich nun das alles so gestaltete, daß er am Ende als der Betrogene dastand, das ergibt sich aus seinen eigenen Mittheilungen also *): Am 18. März, also am Tage der Auflösung, wurde Jordan von dem damaligen Landtagskommissär, Regierungsrath Koch, schriftlich gebeten, ihn jedenfalls vor seiner Abreise zu besuchen, da er (Koch) selbst nicht ausgehen könne. Jordan that dies und erfuhr, daß Hassenpflug ihn zu sprechen wünsche. Jordan, der sich dazu bereit erklärte, verschob deßhalb seine auf den 19. März bestimmte Abreise nach Hörter auf den folgenden Tag, und begab sich am 19. zu Hassenpflug. Da erklärte ihm denn dieser im Verlauf der Unterredung, „daß er Jordan's landständische Wirksamkeit für verderblich nnd namentlich für ein Hinderniß des guten Einverständnisses zwischen der Staatsregierung und den Landständen halte," und bemerkte, „daß die Staatsregierung es als eine patriotische Handlung von seiner Seite anerkennen würde, wenn er auf den ferneren Eintritt in die Ständeversammlung verzichten wollte." Jordan entgegnete, „daß er um Alles in der Welt kein Friedensstörer sein möchte und daher bereit sei, dem Wunsche der Staatsregierung nachzukommen." Mit diesem Zugeständniß hatte er sich die Hände gebunden und nun nahm Hassenpflug, der einmal Jordan's Manneswort hatte, keinen Anstand mehr, den Knoten fester zu schlingen; er versicherte Jordan, daß er in diesem Falle sowohl die Gehaltszulage als auch die einem Landtagsabgeordneten zukommenden Tagegelder, welche ihm die Regierung bisher nicht ausbezahlt hatte, erhalten sollte. Um seinem gegebenen Versprechen nachzukommeu, faßte Jordan den Entschluß, „selbst nach Marburg zu reisen und auf die abermalige Wahl zum Abgeordneten der Hochschule zu verzichten, d. h. zu erklären, daß man ihn nicht wieder wählen möge, da er doch die auf ihn gefallene Wahl auf jeden Fall ablehnen würde." Bevor er indessen seine Reise nach Marburg

*) Nach Jordan's Selbstvertheidigung.

antrat, brachte er seine Familie zu seinem Schwiegervater nach Hörter, und zwar aus dem Grunde, weil er seiner Gattin schon früher versprochen hatte, nach Beendigung des Landtags mit ihr nach Hörter zu reisen, und weil er sie, da sie, in gesegneten Umständen, an großer Nervengereiztheit litt, nicht wohl in Kassel allein lassen und dagegen hoffen konnte, sie würde im väterlichen Hause, umgeben von ihren Aeltern, Geschwistern und Freundinnen, seine Wiederabreise um so leichter ertragen. Er kam am 24. März 1833 in Marburg an und verfügte sich am folgenden Tage sogleich zum Prorektor Löbell, um demselben seinen Verzicht auf die Wahl zu erklären und ihn zu ersuchen, den akademischen Senat davon in Kenntniß zu setzen. Schon am 26. März fand die neue Wahl eines Abgeordneten der Hochschule statt; Jordan wurde dazu eingeladen, ließ aber dem Proretkor sagen, daß er nicht erscheinen würde; es war ihm nämlich bei der Einladung außer der Wahl des Abgeordneten kein anderer Gegenstand der Verhandlungen angekündigt worden; erst nachher erfuhr er, daß in derselben Sitzung auch über die von der Regierung gemachten Ausgleichungsvorschläge verhandelt und beschlossen worden war; hierdurch wurde seine Nebenabsicht, welche er bei dieser Reise noch hatte, gänzlich vereitelt; die nämlich: zur Abwendung von solchen Bestimmungen mitzuwirken, welche seiner Ansicht nach mit den Rechten der Hochschule als einer Körperschaft unvereinbarlich sein möchten.

Jordan sah sich nun am Ziele seiner Laufbahn als Volksvertreter; er wollte sich wieder ganz seinem Berufe als Lehrer und Schriftsteller widmen; dringend fühlte er jedoch das Bedürfniß, bevor er mit frischem Muth wieder an's Werk ging, durch eine Erholungsreise seine bedeutend angegriffenen geistigen und körperlichen Kräfte zu erfrischen; Frankfurt und Heidelberg, wohin ihn so schöne Erinnerungen und so viele Freunde aus den Jahren 1820 und 1821 lockten, waren die Zielpunkte seiner Reise. Er war jedoch entschlossen, sich diese nur dann

zu gönnen, wenn er es ohne Nachtheil für seine Familie konnte, und dies war der Fall, wenn er sich die endliche Auszahlung seiner Gehaltszulage und der ihm gebührenden Tagegelder, deren Betrag auf 236 Thaler angewachsen war, erwirkte. Er schrieb deßhalb an den ihm befreundeten Regierungsrath Koch in Kassel, welcher damals Hassenpflugs Vertrauen genoß, bat ihn um seine Vermittelung bei dem letzteren und wartete nun in Marburg auf das versprochene Geld; doch vergeblich; weder dies traf ein, noch auch nur eine Antwort von Koch. Somit gab er denn seinen Reiseplan auf und begab sich am 3. April von Marburg über Kassel nach Hörter zu seiner Familie. Nach Ablauf der Freizeit kehrte er dann nach Marburg zurück und begann seine Vorlesungen wieder.

Wie benahm sich nun die Regierung gegen ihn, nachdem sie nichts mehr von seiner landständischen Thätigkeit zu fürchten hatte? Sie fand es nicht der Mühe werth, ihm Wort zu halten; sie ließ ihn die Stunde, in welcher es ihr gelungen war, ihm seine Entsagung abzugewinnen, durch demüthigende Nichtbeachtung seiner Ansprüche schwer genug büßen. Im Jahre 1833 arbeitete Jordan ein Gutachten über die Standesherrlichkeit des Grafen von Isenburg-Büdingen aus, welches das Ministerium des Innern von ihm verlangt hatte. Auf diesen Umstand hin erinnerte er unterm 20. November desselben Jahres Hassenpflug brieflich an dessen Versprechen; doch dieser ließ ihn ohne Antwort. Vergeblich hatte sich auch die Ständeversammlung (ohne Jordan's Veranlassung) im August 1833 bemüht, die Regierung wenigstens zur Bezahlung der ihm vorenthaltenen Tagegelder zu vermögen. Es war eben eine unselige verlorene Sache. Im Jahre 1834 hob das Oberappellationsgericht das früher erwähnte Mandat des Obergerichts auf; seltsam klang der Entscheidungsgrund: „weil, wenn auch der Universität ein Besitz des Rechts, ein Mitglied des akademischen Senats zum Landtage abzuordnen, ohne daß dieser Abgeordnete in seiner Eigenschaft als Staatsdiener die Genehmigung des Ministeriums des Innern zu seinem Eintritt in die

Ständeversammlung bedürfe, beizulegen sein sollte, dieselbe doch nicht auf den zeitigen Abgeordneten der Universität für übergegangen zu halten sei und diesen nicht zu einer possessorischen Klage berechtigen würde." Jordan bezahlte endlich die Straffumme von 20 Thlr. nach, um nicht einen neuen Prozeß anzufangen. Endlich hatte er noch den bitteren Spott der Regierung zu erdulden, daß die für ihn bestimmt gewesene Gehaltszulage unter seine zwei ältesten Amtsgenossen im rechtswissenschaftlichen Fach vertheilt wurde.

Dies alles war jedoch nur das Vorspiel zu einem ernsteren Schauspiel, dessen leidender Held Sylvester Jordan sein sollte; es galt, den unerschrockenen Vorfechter der Wahrheit und des Rechts, den treuen Freund des Volks völlig zu vernichten, von dem man doch noch immer fürchtete, er würde eines Tages aus dem stillen Kreise seiner Familie wieder in's öffentliche Leben hinaustreten. Allerdings lag das nahe. Die Bauern des Marburger Wahlbezirks erwählten ihn zu ihrem Abgeordneten; Jordan schrieb darüber am 15. Oktober: „Ich nahm die Wahl an, um den Leuten zu zeigen, daß ich stets bereit bin, für das Vaterland zu wirken, insoweit es von mir abhängt, machte jedoch die Bedingung, daß, wenn ich die Genehmigung des Ministeriums, die ich in diesem Falle nöthig habe, nicht erhalten sollte, die Annahme als nicht geschehen anzusehen sei, indem ich über die Gründe der verweigerten Genehmigung die Entscheidung der Ständeversammlung nicht abwarten wolle." Die Genehmigung wurde ihm auch nicht ertheilt, und als man ihn zum zweiten Male wählte, schlug er die Wahl aus. Wenn Jordan aber auch bloß als Lehrer des Rechts an der Hochschule fortwirkte, so schien er der Partei, welche nach Willkür herrschte, eben durch seinen geistigen Einfluß auf die Jugend gefährlich, welche seine Ansichten einst in den Staatsdienst, in's Richteramt verpflanzen würde. Nicht weniger fürchtete man ihn als Schriftsteller, und man hatte hinlänglichen Grund dazu. Zwar gestattete ihm seine geschwächte Gesundheit nicht, viel zu schrei-

ben, aber alles, was er schrieb, war die Sprache eines Geistes, der die Pläne der Machthaber, welche diese schöne deutsche Erde frevelnd verunehrten, bis in's Kleinste aufdeckte und dem Richterspruche des gesunden Volksverstandes preisgab. Diese Sprache scholl weiter als die eines Volksvertreters im Ständesaal; wohl war die Presse gefesselt zum Hohn einer so vorzugsweisen „Nation des Geistes" wie die deutsche; die Wahrheit aber ließ sich selbst unter allen Beschränkungen ihres Ausdrucks nicht verkennen. Von allen Arbeiten Jordan's, welche größtentheils in's Gebiet der Rechts- und Staatswirthschaft einschlagen *), ist es insbesondere eine, welche seine verschiedenen Gegner zur höchsten Erbitterung wider ihn reizen mußte, nämlich seine Schrift über „Jesuiten und Jesuitismus," welche zuerst in dem achten Bande des „Staatslexikons", dann aber auch, mit Zusätzen vermehrt, in einem gesonderten Abdrucke erschien. Mit scharfem Blicke hat Jordan die innersten Zustände der europäischen Staaten durchschaut, die ganze staatliche Ordnung seit dem Abschluß des sogenannten „heiligen Bundes" in ihrer ganzen Verderbtheit erkannt. Wahrlich: alle diese Staatengebäude, die so stolz ihre goldenen Giebel emporstreckten, auf denen das Kreuz recht bedeutungsvoll der Wetterfahne zum Halt diente, — wie gewaltig auch ihre Mauern aus Quadern aufgeführt waren und der Ewigkeit zu trotzen schienen, — sie standen auf Rösten, die der Holzwurm durchnagt hat; all die Menschen, die da drinnen thronten und Gesetze schrieben,

---

*) Als Schriftsteller war Jordan zuerst mit der Preisschrift aufgetreten: „Ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische gültig, wenn die Philosophie in ihrem tiefsten Grunde aufgefaßt werden soll?" Außer mehreren Gelegenheitsschriften und vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken schrieb er: „Ueber die Auslegung der Strafgesetze mit besonderer Berücksichtigung des gemeinen Rechts" (Landshut 1818)." „Versuche über allgemeines Staatsrecht" (Marburg 1828). „Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts" (Kassel 1831).

sie ahnten's zum wenigsten Theil, daß sie nur willenlose Diener einer unsichtbaren Macht waren, welche unter ihnen, über ihnen, neben ihnen waltete, welche ihnen den Taumelbecher würzte und die weichen Pfühle bettete, welche ihre Träume und Gedanken beherrschte, welche ihre Arme lenkte, den leeren Schall ihres Mundes in Worte verwandelte und sie der Mitwelt verhaßt und unmöglich, der Nachwelt verächtlich machte. Diese Macht hat die ganze Gesellschaft vergiftet mit dem süßlockenden, einschmeichelnden Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel; sie hat den Eigennutz zum Heiligen und die Tyrannei zur Gottheit gemacht. Diese Zustände bestehen großentheils noch. Die Menschheit wird nicht eher sich selbst erkennen, sich selbst achten, die Freiheit wird nicht eher eine haltbare Grundlage in staatlichen Formen erhalten, als bis diese Macht in allen jenen hunderterlei Gestalten ausgerottet ist, in welche sie sich zu verwandeln versteht. Wahrlich: der erweist der Menschheit einen Dienst und verdient ihren Dank, der sie in jeder solchen wandelbaren Gestalt entlarvt, der den Teufel unter der abgerissenen Maske des Heiligen, und den Tod unter der Majestät jener Gottheit herausfindet und für jedes Auge deutlich darstellt. Aber wer dies thut, der mache sich auch auf die Rache eines Teufels gefaßt. Jordan hat's gethan; seine Schrift über Jesuiten und Jesuitismus ist ein Meisterstück; jeder Vater sollte sie seinen Kindern vorlesen; jeder Lehrer sollte der Jugend daraus vortragen, so würde endlich ein Geschlecht heranwachsen, geübt im Wachen und im Kampf, und fähig, dereinst ein gesünderes, völlig freies zu erzeugen. Trefflich hat J o r d a n nicht blos den kirchlichen Jesuitismus geschildert, der „die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie als letzten Zweck verfolgt, der jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke mittel- oder unmittelbar beiträgt, für erlaubt hält, der jene Herrschaft nur erreicht durch den unbedingten, blinden Glauben an die Lehre der römischen Kirche, und dieses Ziel wieder nur erreicht

durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird; denn bürgerliche Freiheit verträgt sich mit blindem Kirchenglauben eben so wenig als politische Denkfreiheit und freie Wissenschaft." Hieraus ergibt sich die weitere Folgerung: „Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt und so die Bevormundung und Passivität der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des Jesuitismus. Der Jesuitismus in der weiteren Bedeutung, als mittel- oder unmittelbare Wirksamkeit für die Herrschaft der Hierarchie, ist demnach jede Thätigkeit für die Verfinsterung des Geistes, für die Entselbstständigung des Willens, für die Passivität des Menschen, und jeder Kampf gegen Licht und Wahrheit, gegen Vernunft und Denkfreiheit, gegen freie Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft, gegen politische und religiöse Freiheit; kurz: er ist jedes Mittel zur Förderung des Obscurantismus, des Servilismus und Geisteszwanges." Diese Wirksamkeit des Jesuitismus wies Jordan nach in dem Streben jener Staatskunst, welche nach den sogenannten Freiheitskämpfen von 1814 und 1815 in der unseligen Zeit, welche man als die der „Restauration" (Wiederherstellung der alten Zustände) bezeichnet, die Alleinherrschaft zu gewinnen suchte. Die Restauration setzte der ewigen Wahrheit, daß das Volk von Anfang an selbstherrlich sei und daß der Begriff des Staats nur aus dieser ursprünglichen und unveräußerlichen Selbstherrschaft entspringe, die „Legitimität" entgegen, ein von Eigenthum an Grund und Boden und von Gott unmittelbar abgeleitetes, von dem Volkswillen unabhängiges Herrscherrecht; somit ging sie, die Dienerin des Jesuitismus, um die Idee eines Volkes, als eines Inbegriffes von gleichberechtigten und gleichverpflichteten Staatsbürgern zu unterdrücken, darauf aus, die durch besondere Vorrechte von einander unterschiedenen Ständekasten wieder einzuführen; sie stellte der

neuen Philosophie, als freier wissenschaftlichen Forschung, den Obscurantismus („Beschränkung der Wissenschaft nach Umfang und Gegenstand auf die positiv angenommenen Zwecke und Grundsätze des Staates und der Kirche") entgegen, und der freien Glaubensmeinung (dem Vernunftgebrauch in Glaubenssachen) den positiven Offenbarungsglauben, wie ihn die Kirche auffaßt. Sie war ein Kampf gegen das durch die Fortschritte der Civilisation — durch die Geschichte Nothwendiggewordene, sohin ein Versuch des schlechthin Unmöglichen, der, wie jedes Anstreben gegen das Gesetz der Nothwendigkeit, (als solches tritt auch die Geschichte auf) nothwendig zur Verwirrung und zum Untergange führte. So schilderte Jordan, auf der Höhe der Zeit stehend, das künstliche Gewebe des Jesuitismus, womit dieser Staat, Kirche und Schule umschlungen hat, er wollte (wie er selbst furchtlos bekannte) auf die Gefahr aufmerksam machen, in welcher die Gegenwart schwebt, er wollte den Weg, um dem Jesuitismus mit Erfolg entgegenwirken zu können, deutlich bezeichnen und auf das Ziel hinweisen, „zu welchem das System der Restauration in seiner konsequenten Verfolgung nothwendig führt," damit Deutschland gerüstet und bereit sei, mit gewohntem Muth seine Nationalkleinodien gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Gewiß: diese Schrift Jordan's war eine That für's deutsche Volk, deren Werth noch lang nicht genug gewürdigt ist. Man hat vermuthet, daß sie den letzten Ausschlag zur Verfolgung Jordan's gegeben habe. Wenn man nun auch dies nicht beweisen kann, so ist es doch wenigstens gewiß, daß sich der politische Jesuitismus als kunstgerechter Reiter auf den hessischen Löwen schwang, ihn an der Mähne packte und hintrieb, wohin es ihm beliebte. Die geistlichen Jesuiten selbst mochten damals vor der Hand bloß von weitem zusehen, und ganz unvermerklich ihre Kreise enger und enger ziehen, wie sie's bei all den protestantischen Höfen gethan hatten, die auf einmal, man weiß gar nicht wie, einen römisch-katholischen Adel um sich und Katholiken, katholischer als der Pabst, in den

höchsten Staatsämtern wirksam sahen. War das wohl ein bloßer Zufall? Um aber auf Kurhessen zurückzukommen, — nun, da ging in der letzten Zeit ein gar seltsam Gerücht (ich erzähle es blos nach, wie's Hunderte erzählten), daß Jesuitengelder dorthin geflossen kamen, eine ganz stattliche Summe, und darauf hin wurden mit Verletzung der §§. 29 und 30 die Deutsch=Katholiken, die protestantischen Lichtfreunde in einer Weise unterdrückt, welche den Unterdrückern ein Merkzeichen der Schande in den Tafeln der Geschichte erhalten wird.

Jordan lebte still in seinem Lehrerberufe, in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, mit ruhigem Bewußtsein die Verkennung, die Zurücksetzung von Seiten der Regierung ertragend. Er durfte von sich sagen: „Höherer Lohn bleibt dem geraden, biederen, wenn auch verkannten Manne, ein Lohn, den Titel und Orden, Ehre, Reichthum und Würde nicht aufzuwiegen vermögen; es bleibt ihm als selbst erworbenes Gut das vorwurfsfreie Selbstbewußtsein, die geistige Freiheit, kurz: die ächte und alleinige Mannheit;" und wenn er bedachte, daß seine Zurücksetzung nur die natürliche Folge einer aufrichtigen Gesinnung und seines rücksichtslosen Strebens für Recht und Wahrheit war, so konnte er sie gern ertragen und sich des über Eigennutz und Eitelkeit errungenen Sieges freuen; auf den Kreis seiner Familie blickend, konnte er freudig ausrufen: „Zähle ich die Häupter meiner Lieben und sehe ich, es fehlt kein theures Haupt, so danke ich meinem guten Vater und bitte ihn um Kraft, standhaft auf der Bahn des wahren Rechten und Guten ferner wandeln zu können, und bin vergnügt, vergnügter als ein König." *)

In der Pfingstfeierzeit des Jahres 1839 besuchte Jordan mit einem Theil seiner Familie seinen Schwiegervater Wigand, welcher mittlerweile (1834) nach Wetzlar als Stadtgerichtsdirektor versetzt worden war und dort einen Verein für Geschichte und Alterthumskunde ge-

*) Nach Stellen aus Briefen Jordan's an Wigand vom 7. April 18[illegible]6 und vom 4. April 1838.

gründet hatte, welchem Jordan seit dem Jahre 1837 als Ehrenmitglied angehörte. Kurze Zeit nach jenem Besuch, am 18. Juni, wurde Jordan's Haus in Marburg des Morgens von bewaffneter Polizeimacht umstellt und von der Polizeidirektion und dem Landgerichte eine Haussuchung vorgenommen. Von Seiten der ersteren wurde ihm eine Verfügung des Ministeriums behändigt, welche seine vorläufige Amtsenthebung „wegen der gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung, die Betheiligung an revolutionären Umtrieben betreffend," aussprach; das Landgericht eröffnete ihm, daß es die Einleitung der Untersuchung sofort verfügt habe. Die Anklage lautete auf: „versuchten Hochverrath durch Theilnahme an einer hochverrätherischen Verschwörung und auf Beihülfe zum versuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen." Nicht blos Jordan's Familie war davon auf's Tiefste erschüttert; in ganz Deutschland brachte die Kunde von seiner Verhaftung unbeschreibliche Aufregung hervor. Mit jenem 18. Juni des Jahres 1839 erlangte Jordan durch sein Leiden, wie früher durch sein Handeln eine neue Bedeutung für unser Vaterland. Alle Schmach, allen Fluch, welchen je ein dem deutschen Volke von Haus fremdes, erst späterhin eingeführtes und dem Rechtsgefühl der ganzen Nation widerstrebendes, Gerichtsverfahren, das geheime, über unser Volk gebracht, sie enthüllten sich jetzt erst in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Gleichviel, ob Jordan schuldig oder nicht, — er wurde der Märtyrer des geheimen Verfahrens, dem der sterbende Weidig mit seinem Blute ein Verdammungsurtheil an die einsame Kerkerwand geschrieben hat, welches, von Schergenhänden dort schnell verwischt, dennoch vom ganzen deutschen Volke gelesen und laut gutgeheißen worden ist.

Also Theilnahme an einem hochverrätherischen Unternehmen, Beihülfe zum versuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen, — das war das Verbrechen, dessen Jordan angeklagt war! Das Ereigniß nun, an welchem er sich durch „Nichtverhinderung" betheiligt haben sollte, war eine durch

mehrere süddeutsche Länder verzweigte Verschwörung zum Sturz der bisherigen Staatsverfassung Deutschlands, zum Sturz des Bundestages und zur Herstellung eines großen, einigen Freistaates, genannt Deutschland, statt des bisherigen Einzelstaaten- oder vielmehr Fürsten-Bundes ohne Freiheit, ohne Kraft und ohne Würde. Das Unternehmen kam in Frankfurt am 3. April 1833 verfrüht zum Ausbruch und scheiterte vollständig. Jener Ausbruch ist unter der Bezeichnung „Frankfurter Attentat" bekannt. Es war der gewaltsame Versuch einer sehr geringen Minderzahl; das deutsche Volk im Großen und Ganzen wußte nichts davon, es war überrascht, als der Versuch geschah, es unterstützte ihn nicht, es billigte ihn nirgendswo, nachdem er verunglückt war, wenn es auch seine Theilnahme an den Geschicken der Jünglinge und Männer nicht verhehlte, welche ihr Leben muthig für eine hohe Idee auf's Spiel gesetzt hatten. Und dennoch war das verunglückte Unternehmen aus dem Gefühl des gerechten Grolls hervorgegangen, welches die ganze Nation erfüllte, aus dem Bewußtsein der Naturwidrigkeit, Unwürdigkeit und Volksfeindlichkeit des ganzen Systems, welches wie ein Netz über ganz Deutschland lag. Das Volk im Ganzen haßte den Bundestag längst als das Werkzeug der Metternich'schen, der russischen Politik, es verachtete ihn, den Bundestag, und zwar mit vollem Recht. Aber das Volk im Großen und Ganzen that nirgends etwas, um diese Gesinnungen und Gefühle offen und ehrlich auch kundzugeben; und fragt man, warum es sich so gebehrdete, so ist die Antwort darauf die: Es war geistig und sittlich verweichlicht, entnervt war es bis zur Verderbtheit. „Bei einem sittlichkräftigen Volk (so äußerte sich Jordan einmal) ist ebenso wenig Zwingherrschaft möglich als bei einem sittlichverdorbenen Volk zu vermeiden; wenn daher ein Volk über schlimme Zeiten, über Bedrückung und Tyrannei klagt, so liegt hierin nur ein mittelbares Selbstbekenntniß der eigenen sittlichen Verdorbenheit." Das war leider damals in Deutschland der Fall. Dem deutschen Volke konnte nur durch zweierlei

geholfen werden; es mußte allmälig zum Bewußtsein seiner Entnervung, seiner Entsittlichung, seiner Schmach, gebracht werden durch eine alle Schichten durchädernde Aufklärung und Bildung, und dann mußte es, wie früher von Napoleon, so jetzt von seinen einheimischen Zwingherren noch immer grausamer mißhandelt, es mußte bis zum Bettelstab, bis zum Hungertod gebracht werden, damit seine wiedererstarkte Lebenskraft, nach einem Naturgesetze, durch den ärgsten Druck zum kräftigsten Gegendruck und somit zur Gesammterhebung wider die massenhafte Gewalt getrieben ward. Alle diese Voraussetzungen mißkannten die Theilhaber der Verschwörung vom Jahre 1833; sie übersahen die Nothwendigkeit der geistigen und sittlichen Reife, sie bauten blos auf den lockeren Sand der Unzufriedenheit, der hie und da, durch einen Bundestagsbeschluß aufgerüttelt, in die Höhe wirbelte und ihnen in die Augen flog. Der jugendlichen Begeisterung, welche einzelne wahrhaft tüchtige Männer der Verschwörung durchglühte, fehlte endlich auch eine durchgreifende würdige Genossenschaft; Unwürdige, Untaugliche umstanden sie dafür in Menge; der leichte Muth der Jugend hoffte mit einem Ruck die alten Zustände aus den Angeln zu heben; war ihnen das gelungen, dann glaubten sie die Neugestaltung ebenso leicht vollbringen und dadurch festigen zu können, wenn sie an die Spitze der neuen Zustände eine Regierung stellten, welche aus bewährten Volksfreunden bestehen sollte, deren Namen weit und breit im Vaterlande den besten Klang hatten; dazu schien ihnen nun, nebst Rotteck, Itzstein und Andern, auch Jordan geeignet.

Die Untersuchung, welche gegen Jordan wegen Mitwissenschaft an der Verschwörung und Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen geführt wurde, war daraufhin eingeleitet worden, daß sein Name in den Untersuchungen der wegen des „Frankfurter Attentats" Verhafteten häufig genannt wurde. Wenn man bedenkt, wie sehr ihn die kurhessische Regierung als Schöpfer und Vorfechter der Verfassung haßte, wie sehr sie ihn als Liebling des Volks fürchtete, wie wenig es ihm die Eifersucht

eines Höchststehenden vergessen konnte, daß er Huldigungen empfangen hatte, wie sie einem Fürsten nicht wurden, wie viel dem Jesuitismus daran liegen mußte, seinen gefährlichsten Gegner verstummen und unschädlich zu machen, — so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß alle diese Einflüsse zusammen thätig gewesen sein mochten, um die ersten Anzeichen, auf welche hin ein Angriff gegen Jordan gemacht werden konnte, begierig und mit Eifer aufzufassen. Indessen fehlten auch dem scharfsichtigsten Späherblick überall jene bestimmten Spuren, welche zur Auffindung einer Gewißheit über Jordan's Betheiligung oder Mitwissenschaft führen konnten. Er selbst stellte beides auf's Entschiedenste in Abrede, und ebenso wenig ließ sich aus seinen eigenen Papieren oder aus jenen der anderen Verhafteten ein schriftlicher Beweis gegen ihn ermitteln. Für den heutigen Standpunkt ist es übrigens auch in Bezug auf die Person Jordan's und seine Sicherheit völlig gleichgültig, ob er die ihm angebotene Präsidentschaft einer deutschen Republik angenommen, ob sie ihm auch nur angeboten worden, ob er von dem ganzen Unternehmen überhaupt etwas gewußt, oder nicht. Gesetzt also auch, daß das Erstere der Fall war, — in Ermangelung irgend eines Beweises konnte und durfte man ihm nichts anhaben, noch ihn in längerer Untersuchungshaft halten, wenn man nicht offen alles Recht und alles Rechtsgefühl der Nation verhöhnen wollte. Und doch lag allen seinen Gegnern soviel daran, daß er nicht sobald freigesprochen aus dem Kerker hervor in seinen früheren Wirkungskreis zurückeile. Für die Verwirklichung dieses Wunsches bot sich nun eine willkommene Auskunft, als der Apotheker Döring, in dessen Hause zu Marburg Jordan gewohnt, mit dem er näheren Umgang gehabt hatte, plötzlich eine Reihe von gewichtigen Angaben vorbrachte, welche gegen den letzteren sprachen. Was war nun dieser Döring für ein Mensch! Gewichtiger als alles zeugt gegen Döring folgender Brief seiner eigenen Frau, welche am 2. März 1841 an Jordan's Schwägerin unter Anderm schrieb: „An Ihre gute Schwester werde ich erst dann schreiben,

wenn ich von demjenigen auf immer geschieden bin, welcher, wie ich zu meinem unaussprechlichen Kummer gehört habe, durch seine lügenhaften Aussagen so verderblich auf das Schicksal Ihres Schwagers gewirkt hat. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie schrecklich diese Nachricht für mich war, und wenn ich nicht schon früher bestimmt gewesen wäre, mich scheiden zu lassen, so würde diese Handlung meinen Entschluß bestimmt haben. Ich hoffe, die Zeit wird nun bald kommen, wo ich einmal frei aufathmen kann, indem ich nicht mehr an einen Mann gekettet bin, den ich so sehr verachten und verabscheuen muß.“ — Döring war ein charakterloser und sittenloser Mensch, ausschweifend und lügenhaft. Er war allerdings bei der Verschwörung auf's Wesentlichste betheiligt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Umstand, daß Jordan in seinem Hause wohnte, ja daß dieser eine Zeitlang sogar sein Tischgenosse war, mißbrauchte, um sich einer genaueren Freundschaft mit ihm zu rühmen und darauf hin Hoffnungen und Zuversicht in den Verschwornen zu erwecken. Döring war wegen eines Todschlages zu 6 Jahren Festung und wegen Hochverraths zu 15 Jahren Festung verurtheilt worden; wegen neuer Anzeigen sah er einer neuen Untersuchung entgegen. Vergeblich suchte er lange nach einem Rettungswege; endlich glaubte er einen solchen gefunden zu haben. Er machte die Anzeige, daß er im Stande sei, über die revolutionären Umtriebe Eröffnungen von größter Wichtigkeit zu geben, und daß er unter der Bedingung der Begnadigung alles enthüllen werde. Darauf hin gab ihm denn sein damaliger Landesherr, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, unterm 18. Februar 1840 die Zusage einer theilweisen oder völligen Begnadigung, „nach Maßgabe der Erheblichkeit seines Geständnisses und der Stärke der von ihm zur Ueberführung der Mitschuldigen und Feststellung des Thatbestandes angezeigten Beweismittel.“ Wollte nun Döring diese Bedingung erfüllen, so mußte

er alle seine Gedanken auf die Zustandebringung erheblicher Geständnisse richten; was konnte ihm aber dazu besser dienen, als die Anführung eines Namens von solchem Gewicht wie Jordan? Auf ihn also wälzte er die ganze Schuld; es kam aber auch noch dazu ein anderer Beweggrund: Rachlust. Jordan hatte ihm nämlich erbetene Unterstützung verweigert, er hatte ebensowenig Döring's Wunsch erfüllt, dessen Frau zur Zurücknahme der Scheidung zu veranlassen; er hatte endlich während des Vorverfahrens Döring's Charakter in seiner wahren Gestalt dargestellt und diese Darstellung hatte der Untersuchungsrichter nach Berlin geschickt, wo sie dem Döring vom dortigen Untersuchungsrichter vorgehalten wurde. Und trotz dieser Umstände konnte man auf Döring's Anklagen von Jordan's Mitwissenschaft Gewicht legen; ja man konnte sogar „in den persönlichen Verhältnissen des Döring zum Angeklagten eher einen Grund für, als gegen die Wahrheit seiner Aussagen gegen diesen finden!" Ich wiederhole es, — und jetzt, wo längst selbst die wegen politischer Vergehen aus jener Zeit Verurtheilten völlig in dem Genuß ihrer bürgerlichen Rechte hergestellt sind, — jetzt kann man's um so mehr sagen: selbst, wenn Jordan die Wahl zum Präsidenten einer künftigen deutschen Republik annahm, — diese Art von Beweisführung gegen ihn war durchaus ungenügend, sie war ungerecht, sie war, (was noch mehr ist) unsittlich, ein treues Abbild im Kleinen von der ungeheueren sittlichen Verderbtheit, welche das Regierungssystem Kurhessens, sowie die sämmtlichen Deutschlands, durchäderte und eine Revolution über kurz oder lang nothwendig machte. Ein ähnlicher Zeuge, dessen Aussagen gegen Jordan benutzt wurden, war der Gemeinderath Johann Konrad Kuhl in Butzbach, von dem es erwiesen ist, daß er sich einerseits von den Verschworenen für ihre Zwecke und anderseits von der Regierung als Spion gebrauchen ließ. Durch beide Zeugen, deren Aussagen Jordan durchaus beharrlich in Abrede stellte, konnte kein unmittelbarer Beweis gegen ihn geführt

werden, ebensowenig, wie sich ein solcher durch Urkunden führen ließ.

Noch bei weitem weniger hielten die Verdachtgründe Stich, welche gegen Jordan hervorgehoben wurden. Nur einige wenige derselben sollen hier hervorgehoben werden, damit man einen Begriff haben kann, wie die vorgefaßte Meinung: „Jordan müsse nun einmal schuldig sein," den unbedeutendsten, gleichgültigsten Umständen eine geheime Absicht unterschob. „Jordan soll Umgang mit Revolutionären, sogar Freundschaft mit einigen gehabt haben." Allerdings war das der Fall; er hatte mit ihnen, wie mit einer Menge Menschen Bekanntschaft; aber eben die bezichtigten, Dr. Eichelberg, Dr. Hoch und Dr. Scheffer stimmten darin überein, daß sie niemals mit Jordan über ihre revolutionären Pläne gesprochen, ihm nie die Bestrebungen der Umsturzpartei mitgetheilt hatten. „Er sollte ferner mit mehreren auswärtigen Hauptleitern der revolutionären Bewegung in Verkehr gestanden haben." So war z. B. der Buchhändler Franckh aus Stuttgart bei Jordan gewesen und hatte eine Unterredung mit ihm gehabt; und Döring sagte nun davon: Franckh habe Jordan die Präsidentschaft angeboten, dieser sie angenommen. Jordan sowohl als Franckh stellten dies in Abrede und der letztere sagte das Gegentheil aus; er sei nur deßhalb zu Jordan nach Marburg gereist, „um diesen zur Mittheilung von Korrespondenzartikeln für seine „Donau- und Neckar-Zeitung" aufzufordern". Ein dritter Verdachtgrund gegen Jordan war sein angeblicher „Verkehr mit zwei Emissären, Namens Maresquelle und Wolfrum." Dieser Verkehr bestand der Wahrheit nach darin, daß Jordan den einen von beiden zurückwies und den andern kurz abfertigte. Ferner machte man gegen Jordan geltend, „daß die Betheiligten in Marburg und auswärts allgemein davon überzeugt waren, daß Jordan nicht nur mit dem Unternehmen einverstanden sei, sondern auch demnächst, nach erfolgtem Ausbruch, mit an die Spitze treten werde!" Zugegeben, daß sie davon überzeugt waren, muß man fragen, ob es sich beweisen

ließ, daß Jordan irgend etwas gesprochen oder gethan, um diese Ueberzeugung zu **begründen**; bei dem **Mangel** jeden Beweises dafür muß jedoch diese Frage mit Nein beantwortet werden und das ganze Gewicht der Lächerlichkeit dieses Verdachtgrundes fällt auf die, welche auf denselben Gewicht legen wollten. Dann wurde noch ein — Briefumschlag zum Ankläger gegen Jordan gestempelt; warum? Doch gewiß, weil ein verbrecherischer Brief drinnen gesteckt hat? O nein, weil „**wahrscheinlich** etwas **Verdächtiges** drin gesteckt haben **soll**.“ Also das Verdächtige war nur Vermuthung, und die Vermuthung beruhte wieder auf einer Vermuthung! Was würde ein Geschwornengericht zu einem solchen Scharfsinn des geheimen Gerichtsverfahrens sagen? Die plötzliche Reise Jordan's von Hörter nach Marburg, die beabsichtigte nach Frankfurt und Heidelberg, — das waren nun auch wieder schwere Verdachtgründe, man stellte sie mit Briefen zusammen, die ihn berufen haben **sollten**; wahrlich: man glaubt die Urkunden eines Herenprozesses aus dem 17ten Jahrhundert zu lesen, wenn man in den gerichtlichen Entscheidungsgründen die ganze Kettenrechnuug von bloßen Vermuthungen überblickt, welche aus einer schöpferischen Einbildungskraft hervorgingen, die in jedem Schritt und Tritt des Angeklagten eine geheime Absicht, eine lichtscheue That, etwas Räthselhaftes wittert. Das ist eben das Unselige dieser bisherigen Rechtspflege, die sich vom deutschen Wesen und vom deutschen Volkscharakter soweit entfernt hat, daß sie, statt die Unschuld eines Angeklagten vorauszusetzen, immer von der Voraussetzung seiner Schuld ausging und alles aufbot, eine solche herauszubringen. Gerechtigkeit ist in ihrem innersten Kern und in ihrer höchsten Bedeutung Blüte, Frucht und Samenkorn der Menschlichkeit, und Menschlichkeit setzt in jedem Menschen das Gute so lange voraus, bis das Gegentheil erwiesen ist. Wenn also eine Rechtspflege gerade umgekehrt zuerst die Schuld voraussetzt und die Schuldlosigkeit nur gleichsam gezwungen zugibt, so verfällt sie dem höchsten Gericht der göttlichen Gedanken, welche in der Menschheit von

Anfang her vorhanden sind, als ein Majestätsverbrechen gegen die Menschlichkeit, und muß als solches verurtheilt werden. Doch blicken wir auf Jordan zurück! Was wagte man nicht alles als Verdachtgründe gegen ihn aufzustellen! Als einen solchen machte man geltend „die damalige Stimmung des Angeklagten gegen die kurfürstliche Staatsregierung, welche bei ihm eine Geneigtheit, sich staatsfeindlichen Unternehmungen anzuschließen, annehmen läßt.“ Wenn also die Regierung durch ungerechte Feindseligkeit und Verfolgung einen Mann, der dem Staate den größten Dienst gethan, der die Grundlage einer Rechtsordnung und Gesetzesherrschaft geschaffen, auf's Empfindlichste kränkt, dann läßt sich „annehmen,“ daß er geneigt ist, eben jene Grundlage umzustoßen? Es bedarf keines Hinblick's auf jene vertraulichen Aeußerungen des schwerverletzten Mannes an seinen Freund, Aeußerungen, von denen er nie ahnen konnte, daß sie je an's Licht der Oeffentlichkeit kämen, — es bedarf des Hinblicks darauf nicht, um das Entwürdigende zu erkennen, was in einer solchen gerichtlichen Auffassung liegt. Unselige Zeit, in welcher das gesunde Rechtsgefühl in der Menschenbrust durch lange Gewohnheit allgemeiner Unterwürfigkeit so getrübt ist, daß die naturgemäße Empfindung des Unterdrückten geächtet werden kann, während der Unterdrücker frei ausgeht. Das konnte in Deutschland gewagt werden. Das, und freilich noch mehr! Am Schlusse seines Urtheils behauptete der Richter noch, „daß das Verhalten des Angeklagten keineswegs dem Bilde eines Mannes entspreche, der durch falsche Anklagen oder durch ein zufälliges Zusammentreffen verdächtiger Umstände in Untersuchung gerathen ist!“ Nun denn, was war es wohl, worauf der Richter diese Verdächtigung begründete? Jordan habe sehr viele Thatumstände nicht geradezu in Abrede gestellt, sondern nur erklärt, daß er sich derselben nicht mehr erinnere, er habe durch eigene factische Angaben nicht selbst zur Aufklärung beigetragen! Und so geht es weiter; die stärkste Beschuldigung kommt zu guter Letzt: „er habe bei der Confrontation mit Döring weder Unwillen noch Ent-

rüstung an den Tag gelegt und es vermieden, sich mit demselben in Widerspruch, ja in Streit einzulassen.“ Nun, einem Manne, der in seiner Denkschrift an das Oberappellationsgericht erklärte: „er trete nicht als ein um Gnade, sondern bloß um strenges Recht Bittender vor dessen Schranken,“ einem solchen Manne muthete man zu, durch den Anblick seines Anklägers erschüttert zu werden? An einem Mann wie Jordan, durch dessen ganzes Leben sich ein festes Gottvertrauen zieht, und in dessen Charakter einer der schönsten Züge Versöhnlichkeit ist, der diese Gesinnung selbst gegen einen Hassenpflug bethätigte, an einem solchen Manne kann ein Richter eine Vermuthung des Schuldbewußtseins darin finden, wenn er in ruhiger Würde es verschmäht, seinen Ankläger, den er verachtet, mit Vorwürfen zu überhäufen? König der Könige, Richter der Richter! o was mußte in der Zeit, die wir alle durchlebt haben, auf deutscher Erde nicht alles „Schuld“ sein! Wenn Jordan wirklich von der Absicht einer freiheitlichen Neugestaltung Deutschlands wußte, — wie konnten solche Verdachtgründe genügen, um gegen ihn zu erkennen?

Nun denn, so laßt uns sehen, wie Jordan's Benehmen während der Untersuchung wirklich war; blicken wir in's Innere seiner Seele! Die plötzliche Verhaftung hatte ihn tief ergriffen, er dachte an die Angst und die Leiden seiner Angehörigen; er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Frau, vor der er nie Geheimnisse gehegt, ihn eines Verbrechens fähig halten müßte. Da setzte er sich nieder und schrieb folgende Zeilen an sie:

„Du kennst ja, Weib, seit langer Zeit
Mein Treiben und mein Sinnen,
Sah'st du mich je in Dunkelheit
Verruchte Ränke spinnen?
Du weißt, mein Aug' war immer rein,
Du sah'st's im Auge strahlen;
Sag', könnt' das Auge heiter sein,
Litt' ich Gewissensqualen?

So ergoß er die Empfindungen seiner Seele in meh-

reren anderen Gedichten: „an Gott“, „das Vaterland“, „die zwei Wege“; sein Gottvertrauen gab ihm Kraft und Halt, hob ihn auf einen höheren Standpunkt, von welchem aus er das Menschenleben mit all seinem Wechsel von Glück und Leid wie eine reiche Landschaft überblickte, deren Waldberge und Fruchtthäler bald im klarsten Sonnenlichte heiter daliegen, bald von Wolkenschatten trüb überhaucht werden. „Nie verzagt“ (so schrieb er am 7. Aug. 1839 an Wigand) „wenn es draußen stürmt und sogenanntes Unglück auf uns hereinbricht! Es ist nur ein Gewitter, das uns moralisch, wie das Gewitter in der physischen Welt die Pflanzen und Thiere, heben und neubeleben soll. Der Sturm geht vorüber und in neuem erhöhtem Glanze steigt die geistige Sonne der allgemeinen Anerkennung im Osten herauf, und wir können, stark durch die Prüfungsstunde geworden, auch wieder um so segensreicher für die Menschheit wirken und so die Theilnahme, die uns früher ungeheuchelt gezollt wurde, auf eine würdige Weise vergelten . . . . Die Untersuchung dauert noch fort, und wird mit Eifer betrieben. Daß ich ruhig und heiter dabei bin, und Alles gelassen ertrage, kannst du aus diesem Briefe entnehmen.“

Für Jordan waren übrigens noch herbere Leiden aufgespart. In jener Zeit, da eine von dem Regierungssystem abweichende, derselben entgegengesetzte politische Meinung für ein gemeines Verbrechen galt, schlimmer als Diebstahl, Ehebruch, Raub und Mord, hatte die herrschende Gewalt ebensowenig einen Begriff von der Ehrlichkeit eines Angeklagten, daß er muthig dem Rechte stehen werde, als von der Schmach, womit sie sich selbst Angesichts der Welt dadurch befleckte, daß sie bei den ihr mißliebigen, von ihr gefürchteten Personen jedesmal von der gewissen Voraussetzung einer vorhandenen Schuld ausging und daß sie die Untersuchung bereits in eine S t r a f e, grausamer als die wirklich zu verbüßende, verwandelte. Behr, Eisenmann, Wirth, und wie sie alle heißen, die Märtyrer des freien männlichen Worts, sie können zeugen von der Unmenschlichkeit der Untersuchungshaft, die das Kainszeichen des

geheimen Gerichtsverfahrens war. Auch Jordan sollte in die Reihe dieser Märtyrer treten, — als der letzte, wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel, wenn es ein deutsches Volk auf Erden gibt. Am 28. August 1839 wurde Jordan's Haft im Hause in Kerkerhaft auf dem Marburger Schlosse verwandelt. Dieses Bergschloß (wie Jordan selbst es mit bitterm Spott schildert *), das mit fürstlicher Würde Oberhessen überschaut und mit tiefem Ernst überwacht, war einst die Wiege des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, des größten hessischen Fürsten; man kann hier ausrufen: „Seht aus dem Nationalheiligthnm haben sie ein Zuchthaus gemacht, die Perle des Landes in den Koth getreten!" Dieser Wechsel der Haft erschütterte den Gefangenen und seine Familie auf's Heftigste; seine Gesundheit war untergraben. Die Aerzte, welche für sein Leben fürchteten, drangen endlich darauf, daß er wieder in sein Haus gebracht werde. Man gab ihrem Verlangen nach, nicht aus Menschlichkeit — was lag daran, ob Jordan Familienvater war, — nein, dieß Leben sollte wenigstens so lange gefristet werden, bis ein Geständniß erpreßt, eine Ueberführung gelungen war! Da saß nun der kranke Mann drinnen im Zimmer, unfähig zu einer Flucht; die Schlange des Siechthums, die sich in der Wiege Philipps des Großmüthigen um ihn geringelt hatte, fesselte ihn sicher genug; und dennoch stand auf der Schwelle, wie zum Hohne seines Gebrest's, der Gensdarme mit geladenem Gewehr, und andere Wächter, bewaffnet, als gält' es einen Löwen zu hüten, umschlichen das Haus. Wäre Jordan aber auch in der Fülle der Gesundheit gewesen, hätte seine Brust, die jetzt so schwer aufathmete, sich stark genug gefühlt, im raschen Lauf die Luft der Freiheit zu ertragen, — wahrlich: dennoch hätte er die Haft nicht verlassen, denn das wußte er: Flucht hätten seine Feinde, die so lang vergeblich um Beweise seiner Schuld überall umher gesucht, als den triftigsten betrachtet und jubelnd hätten sie dann

---

*) „Wanderungen aus meinem Gefängnisse" (Frankfurt a. M. 1847).

dem Volke zugerufen: „Sieh', das ist dein gepriesener Held, er hat sich selbst das Urtheil gesprochen!“ Ja, hätten sie selbst ihm aus Gnade die Pforten seiner Haft aufgeschlossen, er wäre nicht herausgeschritten, bevor ein Urtheil gesprochen worden, bevor das Recht zu Ehren gekommen wäre, wie er's mit Zuversicht erwartete. Das konnte er freilich, ob er auch als Rechtsgelehrter all den Unsegen des geheimen Verfahrens kennen mußte, das konnte er nicht ahnen, daß er in solcher Untersuchungshaft vier Jahre werde verharren müssen, bis endlich das Urtheil gereift! Vier Jahre Untersuchungshaft! Welches Verdammungsurtheil über das geheime Verfahren liegt in diesen Worten und welche furchtbare Anklage zugleich gegen diejenigen, die das schmachvolle Joch auf dem Nacken unsers Volks so lang im Namen der Wissenschaft und des Staatswohls zu vertheidigen, zu erhalten gewagt! Wo Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgericht walten, da reichen vier Wochen so weit als vier Jahre. Vier Jahre, und während dieser Frist nicht einmal der letzte Trost des Strafgefangenen: wenigstens unbehelligt zu sein! Vier Jahre Untersuchungshaft, das heißt: vier Jahre dreifacher Strafe, mit allen Qualen der Verhöre, mit allem aufreibendem Kampf gegen verfängliche Fragen, mit aller Aufmerksamkeit auf die Schreib= oder Ohrenfehler des Schreibers, mit aller Vorsicht Tag und Nacht gegen eine unsichtbare Macht, welche nach der Blässe oder Röthe der Wangen, nach Frost oder Hitze, nach hellem oder trübem Blick, nach lautem oder mattem Ton der Stimme, nach tausend kleinlichsten Kleinigkeiten, nach Umständen draußen, von denen der Gefangene nichts ahnt, ihre Muthmaßungen schöpft, die sie zu Voraussetzungen ausformt, welche letztere sie wieder zum Rechenexempel verwendet, um durch Plus und Minus', durch Quadrat und Wurzel die unbekannte Größe der Schuld finden zu können. Vier Jahre Untersuchungshaft! Während dieser kann dem Gefangenen Alles, was er liebt, in Elend verfallen und dahin sterben; das geheime Verfahren kümmert sich nicht darum. Nur der Dichter dringt mit dem Seherauge, mit dem Auge des

Herzens, in die Seele des Gefangenen, in die Stätte des Jammers, an's Sterbebette der Tochter. Und das war bei Jordan der Fall. Des Dichters Blick folgte der Seele auf ihrem Fluge zum Himmel empor und sah sie eintreten in den Kreis der edelsten Deutschen, die ihr entgegenschritten, — Seumes, Schillers, Huttens, Schuberts, — die ihr die heißen Thränen in den Augenlidern sahen, welche des Vaters Hand nicht zugedrückt, und des Dichters Ohr vernahm des zürnenden Seume's Wort:

„Neben Hutten soll dein Vater sitzen!
Tochter Jordan's, bet' und sei getrost" *).

Das waren harte Prüfungen für einen Mann, der sein höchstes Glück, seine Entschädigung für soviel Verkennung, Kränkung und Verfolgung im häuslichen Kreise fand, — die Tochter, einen Sohn und noch zwei Kinder zu verlieren. Dennoch, wie ihn auch die unendliche Verzögerung der Urtheilssprechung marterte, blieb er sich gleich, erhielt er sich die Stärke der Gemüthsruhe durch die Kraft des Glaubens. „Was unsterblich dort leben soll, muß hier im Leben untergehen, und der Mensch wird wiedergeboren für ein reineres Bestehen durch den Tod", das war der Trost, den er in dem Himmel der eigenen Brust fand. „Glaube nicht, daß ich verzagt bin", schrieb er einst (im Frühling 1842) seinem Schwiegervater mitten im Schmerz um den Verlust eines Kindes, im eignen Unwohlsein und niedergedrückt beim Hinblick auf die Länge des Prozesses, — „mein Glaube an Gott und mein Vertrauen auf ihn, sowie die Ueberzeugung, daß das Wahre und Gute stets siegen werde, aber nur zum Durchbruch kommen könne durch Ueberwindung des Irrigen und Bösen, werden mich stets aufrecht erhalten und mir Kraft verleihen zum Widerstande gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens .... Ich gehe fast täglich spazieren, meist in meinem Garten, be-

*) Freiligrath „ein Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844).

gleitet von einem Gensdarmen mit geladenem Gewehr. Er sagt: dies dürfe er nicht weglassen, bei Vermeidung des Arrestes; obwohl es jeder Gensdarme gern thäte, da jeder weiß, daß ich nicht entfliehen werde; — was soll dieser Eclat; er erregt nur Lächerlichkeit, wie immer, wenn man aus einer Mücke einen Elephanten macht." Ein anderer Trost in seiner Haft war die Theilnahme ganz Deutschlands an seinem Geschick. Am 19. April 1843 schrieb er folgende Zeilen an Wigand: „Die rege Theilnahme an meinem Geschick ist ein Trost, den mir Gott sendet, und der um so erhebender wirkt, je weniger ich ihn erwarten durfte, und je mehr man es hier gerade darauf angelegt hat, meine Popularität zu untergraben und mich so dem Elend und der Vergessenheit preiszugeben. Ich fühle es tief: die Tugend ist kein leerer Schall. Der Gedanke: Deutschland, das ich bei meiner ganzen Thätigkeit vorzüglich im Auge hatte, vergißt seinen redlichen Sohn nicht, gibt mir neuen Muth zu dulden, und stärkt zugleich meinen stets festgehaltenen Vorsatz, meine noch übrigen Kräfte dereinst ihm ganz zu weihen." Nein, wahrlich, edler Jordan, Deutschland vergaß dich nicht, und wird dich nicht vergessen!

Am 14. Juli 1843, also etwas mehr als vier Jahre nach Jordans Verhaftung, erließ endlich der Kriminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg das Urtheil. Es lautete: „Der Professor Dr. Sylvester Jordan, von hier, wird unter Entbindung von der Instanz hinsichtlich der Anschuldigung des versuchten Hochverraths durch Theilnahme an einer hochverrätherischen Verschwörung, wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrathe durch Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen, unter Anrechnung eines Theils der Untersuchungshaft, zu einer fünfjährigen Festungsstrafe, nebst Dienstentsetzung verurtheilt." Man erschrickt, wenn man diese hergebrachte Gerichtssprache hört; welch ein Athem gehört dazu, solch einen Satz auszusprechen, und welche Fassungskraft des Geringeren gehört dazu, den Sinn derselben zu behalten! Und doch soll ja das Recht — Volkssache

sein; es muß die Zeit kommen und sie ist nahe, wo der volksthümliche Geist der Rechtspflege auch einen volksthümlichen Ausdruck finden wird. Man erschrickt aber noch mehr vor dem Urtheil selbst. Also einen Beweis in Bezug auf die Theilnahme an einer hochverrätherischen Verschwörung konnte das Gericht nicht finden. Wohl, dann spricht man nach gutem alten deutschen Recht und nach gesunder Vernunft frei. Denn so wie es nur entweder Wahrheit oder Lüge geben kann und nichts dazwischen, so kann es auch nur ein Schuldig oder ein Nichtschuldig geben. Das ist so klar, daß jedes Kind es fassen kann. Aber die schlaue Tyrannei hat in Zeiten, wo sie blühte, einen Mittelweg gefunden, der zwar ein Unsinn ist, ihr aber doch trefflich diente, um Männer, welche ihr mißliebig waren und welche sie doch nicht verurtheilen konnte, unschädlich zu machen. Dieser Mittelweg heißt: „Entbindung von der Instanz", oder mit andern Worten, deutsch herausgesagt: Man hat einen solchen Mann allerdings freigesprochen, aber man behält sich vor, ihn bei jeder Gelegenheit, wo man einen Scheingrund wider ihn findet, wegen derselben Sache, über die er freigesprochen worden, neuerdings in Untersuchung zu verwickeln, und so lang er bloß von der Instanz entbunden, befindet er sich zugleich nicht im vollen Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte; er kann z. B. nicht zum Landtagsabgeordneten gewählt werden. Was ist also die Entbindung von der Instanz eigentlich? Eine Verhöhnung des Rechts überhaupt und eine Verletzung der staatsbürgerlichen Rechte insbesondere, aber freilich ein sicheres Mittel, Charaktere, welche man fürchtet, unschädlich zu machen. So tief ist die Rechtspflege in Deutschland, durch jahrhundertlange Entdeutschung, gesunken gewesen, daß eine solche Ausgeburt tyrannischer Schlauheit in ihr Wurzel fassen konnte. — Was nun das über Jordan gefällte Urtheil betrifft, so entbehrte jene Hälfte desselben, worin er wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen zu fünfjähriger Festungsstrafe nebst Dienstentsetzung verdammt wurde, eben so

sehr aller triftigen Beweise als die Anklage wegen versuchten Hochverraths, beziehungsweise Beihülfe zu hochverrätherischen Unternehmungen und sonstigen Vergehen überhaupt.

Am 5. Mai 1845 erfolgte der Entscheid des Oberappellationsgerichts, dahin lautend: „Wird Appellant von der Anschuldigung des versuchten Hochverraths durch Theilnahme einer hochverrätherischen Verschwörung freigesprochen, in Ansehung der Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen aber aus der Untersuchung entlassen. Die Kosten der letzteren, insoweit dieselben dem Appellanten zur Last gesetzt worden und nicht von der Staatskasse zu tragen sind, werden niedergeschlagen". — Uebrigens hat endlich die deutsche Nation selbst in dem Augenblicke, da sie ihre Majestät, als die höchste, geltend machte, jene einzelnen Vaterlandsfreunde, welche im Jahre 1833 begeistert, aber ohne Erfolg dasselbe wagten, was im Jahre 1848 den erwachten Massen glücklich gelang, von dem schimpflichen Vorwurf freigesprochen, als sei ihre verlorene Freiheitsthat ein Verbrechen gewesen; die souveräne deutsche Nation nennt fortan nur eine Beleidigung ihrer Majestät Hochverrath, — gleichviel, ob der Versuch dazu mit List oder Gewalt, mit Zuziehung auswärtiger oder mit Verwendung einheimischer Truppen, von Bürgern oder von Fürsten, Adel und Priesterschaft begonnen oder vollbracht werde.

Jordan schritt nun aus der Haft hervor; wer ihn sah, der mußte sich tief erschüttert fragen: „Ist er's denn wirklich?" Wie ein Schatten schwankte er einher; die rüstige Kraft schien gebrochen, dieß edle Herz, so fürchteten fast alle, die ihn sahen, würde bald aufhören, für ein Volk zu schlagen, das er so heiß geliebt.

Und dennoch — o wie wunderbar heilkräftig ist der Odem der Freiheit, wie verjüngt die Liebe so schnell — Jordan, der aufgegebene Mann, erstand nicht bloß aus der Grabeshöhle des Kerkers, sondern auch aus den Banden des Siechthums wieder; noch einmal füllten sich die abgemagerten Wangen, noch einmal flammten die matten trü-

den Augen auf. Wißt ihr, was ihm so wohlgethan, wodurch er so wunderbar genesen? Es war die Liebe und Treue des Volks. Wie er in schlimmen Tagen fürs Volk gesorgt, so sorgte jetzt das Volk in noch nicht besseren Tagen für seinen besten Mann. Es beschaffte ihm die Mittel zu einer Traubenkur in der Pfalz, im traubenreichen Herbst des Jahres 1846, da jedermänniglich in all der Freude über den Segen der Natur noch nicht ahnte, daß der Frühling des Jahres 1848 den Segen der Freiheit auf die deutsche Erde bringen werde. Jordan war aus einem armen Mann plötzlich ein reicher Mann geworden; ich meine nicht etwa, daß das deutsche Volk, wie's dessen Pflicht war, dafür gesorgt hat, daß ein Jordan nicht darbe, — nein Jordan schwelgte im großen Schatz der Volksliebe. Er war in jenem Herbst der „Gast der Pfalz"; die Pfalz hat ihren Gast dem ganzen Vaterland verjüngt wiedergegeben.

Am 6. März 1848 trat Jordan das erstemal in einer Volksversammlung in Marburg auf und suchte seit dieser Zeit durch seinen Einfluß die Ruhe und Ordnung daselbst aufrecht zu erhalten, was ihm auch vollständig gelang, indem er selbst seinen ehemaligen Inquirenten Wangemann gegen Mißhandlung schützte. Am 18. März wurde er als Professor wieder „reactivirt" und erhielt zugleich die gesetzlich erforderliche Genehmigung zum Eintritt in die kurhess. Ständeversammlung, für welche er von den Städten des Schwalmstroms gewählt worden war.

Am 20. traf er von Marburg in Kassel ein und wurde von einer ungeheuren Menschenmenge mit Jubel empfangen. Da hielt er vom Balkon des Gasthofes auf dem Königsplatze, wo er abgestiegen war, eine Rede an's Volk, deren Hauptinhalt folgender war: Die Scheidewand zwischen Fürsten und Volk sei gefallen, im freien Austausch der Gesinnungen zwischen Thron und Volk seien nun bessere Zeiten zu erwarten; das Volk müsse aber der Freiheit durch Gesetzlichkeit — denn ohne diese gebe es keine Freiheit, — sich würdig machen, alle Rechte achten und der Welt dadurch seine politische Mündigkeit beweisen, seine

Feinde beschämen; was vor allem Noth thue, sei Gemeinsinn, Vereinigung für das Wohl und die Interessen des Vaterlandes, denen alle Sonderinteressen zum Opfer gebracht werden müßten; in der Einheit aller Gesinnungen und Kräfte Deutschlands müsse das große gemeinsame Vaterland erstarken, um die Gefahren, die ihm vom Westen und vom Osten drohten, zu bestehen. Er ermahnte zu dieser Einheit und Einigkeit, zum Aufgeben alles Grolls und Haders, warnte vor den Sendlingen des Auslandes, und schloß mit einer Aufforderung zur Vereinigung in dem von Christus ausgegangenen Gebote allgemeiner Liebe. Ein Sturm von Beifall und Lebehochs unterbrach ihn noch vor dem Schluß und wiederholte sich von Neuem, als er sich zurückzog.

Der Monat März sollte im deutschen Kalender fortan „Auferstehungsmond“ heißen, zum ewigen Angedenken, daß im März 1848 das deutsche Volk vom Tode erstand. Das Gottesreich der ewigen Ideen auf Erden zu gründen, zu lösen die Bande aller Gefesselten, alle Gebeugten aufzurichten, alle Blinden sehen, und alle Lahmen gehen zu machen und allen Armen das Evangelium der welterlösenden Freiheit und der weltversöhnenden Liebe zu predigen, dazu ist das deutsche Volk vom Gottesgeiste für die Menschheit berufen. Aber die Pharisäer und Hohenpriester haben ihm wie Christo nachgetrachtet; wie dieser ist es verlassen, verläugnet, gefangen, gegeißelt, verhöhnt worden; wie Christus hat es selbst die Last seines Kreuzes tragen müssen und ist gekreuzigt worden, und über seine Kleider hat man das Loos geworfen. Seine Feinde frohlockten, als sie es getödtet wähnten; aber siehe, wie Christus ist es aus dem Grabe zu neuem Leben, zu neuer Herrlichkeit wiedererstanden und die Wächter des Grabes habens nicht hindern können und sind betäubt zu Boden gestürzt. Wahrlich: es ist die Offenbarung des ewigen Geistes, die sich vor unseren Blicken entfaltet.

Diesen deutschen Auferstehungsmond begann der Bundestag damit, daß er vor der ganzen Nation eine Urkunde seiner Altersschwäche und Ohnmacht ausstellte; wie

ein kindisch gewordener Greis, der über seinem Scheitel etwas Ungeheures näher und näher heranrauschen fühlt, erhob er sich am ersten Tag dieses Auferstehungsmonds zitternd von dem Sitze, von welchem aus er das Volk so lang getäuscht, und in die Kniee zusammenbrechend, wagte er es, das Vertrauen desselben anzurufen. Die Verachtung des Volks war die gebührende Antwort drauf. Die Stunden eilten und drängten sich, jede gewaltig und thatenreich. Die Regierungen sahen sie auf sich zuschreiten und Rechenschaft fordern über drei Jahrzehnte. Sie glaubten sich abfinden zu können mit dem Schicksal, und der Bundestag ermächtigte die Regierungen, ein vor dreiunddreißig Jahren gegebenes Versprechen zu erfüllen, die Preßfreiheit als Gnadengeschenk zu gewähren! Das Volk, entschlossen sein Kleinod zu erringen, verachtete den Bundestag; schon schickte es sich an, den großen Gedanken seiner Selbstherrlichkeit zu verwirklichen, das Recht seiner Majestät auszuüben durch eine Versammlung von Männern seiner Wahl; schon ward berathen und beschlossen, dem Fürstentag einen Volkstag entgegenzustellen, der den entwürdigten ohnmächtigen Staatenbund in einen freien starken Bundesstaat verwandeln sollte. Einzelne Fürsten begriffen die Bedeutung der neuen Zeit und offen erklärte der Erbgroßherzog-Mitregent von Hessen am 6. jenes Monats: „Die Bundesverfassung hat die gerechten Forderungen des deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt, eine Nationalvertretung werde zur Vervollständigung der Organisation und zur Erstarkung Deutschlands wesentlich beitragen.“ Aber die meisten Regierungen verstanden die Gottesstimme in der Volksstimme nicht; sie boten alles auf und versuchten das letzte Mittel, um das Dasein des Bundestages zu retten, der nun einmal für das auferstandene deutsche Volk eine Unmöglichkeit war. In dieser Absicht rief man die volksfeindlichen Bundestagsgesandten ab und ersetzte sie durch bewährte Männer des Volks, welche man noch bis vor kurzem verfolgt hatte; man stellte ihnen sogar 17 Männer des öffentlichen Vertrauens als Berather zur Seite.

Jordan war am 24. März in die Kammer unter allgemeinem Jubel eingetreten, hatte aber zugleich Urlaub zum Vorparlament nach Frankfurt genommen. Vor seiner Abreise dahin wurde er von der Regierung zum „Vertrauensmann“ bei der Bundesversammlung ernannt. Er mußte sich von vorneherein sagen, daß in dem Bundespalaste, aus welchem die unseligen Beschlüsse von 1832 ergangen waren, sein Platz nicht sei, daß das allgemeine Mißtrauen, welches sich an den Namen „Bundestag“ knüpfte, auch durch die neue Besetzung desselben mit Männern des Volksvertrauens nicht entkräftet werden, daß überhaupt an längeren Bestand desselben nicht gedacht werden könne. Dennoch folgte er dem Rufe; denn er, wie seine Gesinnungsgenossen, an welche der gleiche Ruf ergangen war, glaubten eine Pflicht gegen das gemeinsame deutsche Vaterland erfüllen zu müssen, indem sie so lange, als der Bundestag noch die höchste zu Recht bestehende Gesammtbehörde und bis derselbe durch eine vom Volkswillen geschaffene ersetzt sei, nach Kräften wirkten.

Als Jordan am 28. März gen Frankfurt kam, ward er am sogenannten Heiligenstock von einer unübersehbaren Menge Volks mit Jubelruf empfangen. Er erwiederte den Willkommruf mit Worten, aus denen seine ganze Seele tönte mit aller Begeisterung und Treue fürs Vaterland, mit aller Milde und Liebe, die auch dem Feinde vergibt. „Die Luft, die uns umweht, ist die Luft des Freiheitsfrühlings,“ sprach er unter Anderm, „diese Luft hat mich gestärkt, wie sehr ich auch gelitten, daß ich mich kräftig fühle, mitzubauen an dem Werke, dessen Grundplan jetzt in Frankfurt berathen werden soll.“ — „Vergessen wir“ (so schloß er seine Rede) „die schwarze Nacht des Drucks, die hinter uns liegt; laßt uns nicht durch das Roth des Blutkampfes, sondern durch das Roth des tagenden Freiheitsmorgens hinübergehen zu dem Golde gediegener Rechtszustände; das wahre Recht, das natürliche Rechtsgefühl wurzelt aber in der Liebe, nicht bloß gegen die Völker, sondern auch gegen den Einzelnen. Die Bruderliebe hoch!“

Am 31. des Auferstehungsmondes versammelten sich

die Abgeordneten des Volks zur Berathung über die Gründung eines verfassunggebenden Reichstages. Jordan wurde zum dritten Vicepräsidenten gewählt, und trat am 12. April als Bundestagsgesandter in die Bundesversammlung ein. Am 28. Juni erklärte der Reichstag in der 13. Bestimmung des „Gesetzes über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland“: „Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ — Hiermit schloß auch Jordan's Wirksamkeit an demselben. Am 11. Mai war er zum geh. Legationsrath ernannt worden, um seine durch den Verlust der Professur verlorne staatsdienstliche Stellung zu wahren. Am 20. Juli wurde er von dem 4ten Wahlbezirk in Kurhessen mit 7173 Stimmen von 8779 gewählt und trat am 21. d. M. in die constituirende National-Versammlung ein. Am 26. Juli wurde er zum kurhess. Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt.

Auch als Schriftsteller war er in der letzten Zeit wieder hervorgetreten. Im Jahre Jahre 1847 erschien von ihm ein Buch, betitelt: „Wanderungen aus meinem Gefängnisse am Ende des Sommers und im Herbste 1839“ *), welches er während seiner Haft geschrieben und bereits im Juni 1840 vollendet hatte; die Handschrift durfte jedoch das Gefängniß nicht verlassen, ja sie wurde sogar im Februar 1841 mit mehreren englischen und deutschen Gedichten, welche ebenfalls im Gefängniß verfaßt worden, in gerichtlichen Beschlag genommen und erlangte erst am 12. Januar 1846 ihre völlige Freiheit. Mit heiterer Laune, aber theilweise auch mit herbem Spott schilderte er in diesem Werke die tiefwurzelnden Gebrechen unserer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände; das Buch war stärker als zwanzig Bogen und entging dadurch den Verstümmelungen der Streichbehörde, nicht aber dem Verbot der kurhessischen Regierung, welche in ihrer Verfolgung Jordans so weit

*) Frankfurt a. M. bei Meidinger.

ging, daß die bloße Ankündigung jenes Werkes polizeiliche Gegenmaßregeln veranlaßte; sie wollte es zu Stande bringen, daß selbst der Name Jordans in Verschollenheit komme. Ganz kürzlich ließ Jordan ein kleineres, aber an Gediegenheit überwiegendes Werk drucken, betitelt: „P. Gespräche über Staat und Kirche, aufgezeichnet von J. Steverlys und herausgegeben von Dr. Sylvester Jordan.“ In Gesprächsform sind hier die verschiedenartigen Auffassungen der alten und der neuen Weltordnung aufs Gründlichste erörtert und in anmuthiger Abwechselung von Ernst und Scherz aufs Anziehendste dargestellt; diese Schrift, bereits einige Monate vor dem großen Ostermorgen Deutschlands abgefaßt, und jetzt, da sie erschienen ist, so zeitgemäß, als wäre sie erst nach der Neugestaltung und mit Bezug auf sie geschrieben, — sie bezeugt, daß die alte Ueberzeugung Jordans von dem, was Noth thut, jetzt ihre allgemeine Geltung erlangt hat, daß der Mann des Volks aus den Jahren 1830, 1831 und 1832 auch der ächte, frische Mann des Volkes vom Jahre 1848 ist. Freudig stimme denn das Volk in des Dichters Gruß an ihn ein, und rufe ihm zu:

„Ja, du stehst auf alter Höhe! Hinter dir, in Nacht versunken,
Liegt der bange Traum der Knechtschaft, den du tropfenweis getrunken,
Liegen Tage, Monden, Jahre, ach, voll namenloser Qual,
Frische Gräber mitten drunter, frische Narben ohne Zahl!“

Hinter uns allen liegt dieser bange Traum, liegen die frischen Gräber und Narben, vor uns der helle Tag, der neuen Kämpfen leuchten wird, Kämpfen, die nicht eher enden dürfen, als bis unsre Nation, als vollkommen freie, in der Reihe aller übrigen die Stelle einnehmen wird, welche ihr gebührt, bis ihre Majestät unantastbar dasteht, so daß, wer sich frevelnd ihr naht, in Staub zusammensinkt.

Ulrich Zwingli.

Von

B. Hieronymi.

Ein ächter Sohn der Alpen, hast du, Zwingli,
Der Freiheit Banner auf der Alpen Höh'n
Für ew'ge Zeiten siegreich hingepflanzt!

Ulrich Zwingli.

Geboren am 1. Januar 1484, gestorben am 11. October 1531.

Nach jenem Lande wendet sich unser Blick, wo in der Mitte Europa's ein Hauptgebirgszweig dieses Erdtheils sich sammelt, wo die riesigen Alpen ihre schneebedeckten Häupter erheben, wo mächtige Ströme entspringen und nach allen Seiten die Ebenen durchziehend das Weltmeer suchen. Dorthin hatte der Sturm des Schicksals in frühen Jahrhunderten schon verschiedene Völkertrümmer getrieben, dorthin hatten sie das Banner der Freiheit, als es in der Ebene gesunken war, gerettet und auf hohen Bergen aufgepflanzt. Dort auf felsigen Höhen, dem Treiben der Ebene fern, fühlte sich der Mensch ein Sohn der Natur und bewahrte das Bewußtsein der Unabhängigkeit. In verschiedenen Jahrhunderten hatte staatliches Herrscherthum dort einzudringen versucht; allein, stets blutig zurückgeschlagen, hatte es seine Versuche aufgegeben. Doch der priesterlichen Herrschaft war's gelungen; denn die Macht, auf welche sich diese gründet, zerschellt an Felsen nicht — die Macht des Aberglaubens. Die Schweiz, ungebeugt durch das Scepter der weltlichen Herrscher, war, wie alle umliegenden Lände, im 16. Jahrhundert dem Krummstabe römischer Priesterschaft unterworfen. Als aber in Deutschland der Geist religiöser Freiheit erwachte, da erhob er sich auch mächtig in der Schweiz; und der Mann, an

welchen sich die Begebenheiten jener Tage, wie an ihren Mittelpunkt, anschließen, war Ulrich Zwingli.

In einer wilden und malerischen Gegend der Grafschaft Toggenburg liegt Wildhaus, ein Bergdorf. Dort wohnte Ulrich Zwingli, der Vater, als Amman jenes Ortes und lebte mit seiner Gattin, Margaretha Meili, in glücklicher Ehe und ländlichem Wohlstande. Von zehn Kindern, acht Söhnen und zwei Töchtern, war unser Ulrich das dritte, geboren am ersten Tage des Jahres 1484, sieben Wochen nach dem Geburtstage Luthers. Bartholomäus Zwingli, Ulrichs Oheim, Pfarrer und Dekan zu Wesen, nahm den Knaben zu sich und sorgte für seine erste Erziehung. Frühzeitig bemerkte Fähigkeiten bestimmten Vater und Oheim, den kleinen Ulrich in seinem zehnten Jahre nach Basel in die Theodorschule zu schicken, wo Georg Binzli, ein nach damaligem Wissen gelehrter, zugleich ein höchst sanftmüthiger Mann, sein Lehrer wurde. Das Schulwesen jener Tage war übrigens nach unseren heutigen Begriffen höchst unvollkommen. Hier und da war für einen Lehrer von den Gemeindevorstehern selbst gesorgt, meistens blieb die Schule dem Zufall überlassen, indem umherziehende „Lehrmeister", gewöhnlich ältere Studenten, den Unterricht an Orten, wo sie sich auf kürzere oder längere Zeit niederließen, besorgten; sie kündigten ihr Erscheinen durch Aushänge-Schilde an, und neben den Kindern kamen dann auch oft Erwachsene zum Unterricht. Wer nun nicht in einer solchen, einer sogenannten deutschen Schule, oder auch in Klöstern Unterricht erhielt, der blieb ganz ohne alle Bildung. Wer eine gelehrte Bildung suchte, bezog eine sogenannte lateinische Schule in einer größeren Stadt, wo der Unterricht von Geistlichen oder kümmerlich besoldeten Lehrern ertheilt wurde. Lateinische Sprache, Musik, vornehmlich Gesang, und Dialektik waren die gewöhnlichen Lehrgegenstände. Obgleich die Ruthe ein Hauptmittel der Erziehung war, so herrschte doch meist unter den Schülern ein wilder und ungebundener Geist. Oft geschah es, daß unter dem Vorwande, geschickte Lehrer zu suchen, ältere

Schüler von zwanzig Jahren und drüber von Ort zu Ort umherzogen und kleinere Schüler mit dem Versprechen sie im Lesen zu unterrichten an sich zogen, sie dann unterwegs zu ihren Dienern machten und zum Betteln und Stehlen abrichteten. Im Winter brachte man die Nacht in Schulzimmern, im Sommer auch auf Kirchhöfen zu, wo man von Stroh oder Gras Lager bereitete.

Zum Glück blieb Zwingli von solchem Abentheuerleben frei; er zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus und gewann die Liebe seines Lehrers in hohem Grade. In Disputirübungen that er sich oft hervor; vor Allem aber entwickelte er seine natürliche Liebe zur Musik und leistete darin mehr, als man nach seinen Jahren erwarten konnte. Nach einem dreijährigen Unterricht bei Binzli rieth dieser seinem fähigen Schüler selbst, eine andere Anstalt zu besuchen; er zog nach Bern zu einem seiner Gelehrsamkeit wegen berühmten Lehrer, Heinrich Wölfli oder Lupulus. Hier hörte nun das Mönchslatein auf, der Schüler lernte die kraftvolle Sprache der alten klassischen Schriftsteller und die Geschichte der alten Freistaaten kennen, lernte Gedichte verfertigen und beurtheilen. In der Musik machte er erstaunliche Fortschritte und machte sich die Behandlung aller damals bekannten musikalischen Instrumente zu eigen. Seiner vorzüglichen musikalischen Leistungen wegen, suchten ihn die Predigermönche in Bern für ihren Orden und ihr Kloster zu gewinnen, allein ihr Bemühen war vergeblich; sein Oheim und sein Vater wünschten, daß er seine wissenschaftliche Laufbahn nach damaliger Weise vollende. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Bern ward Zwingli fähig erachtet, die Hochschule zu beziehen; er wählte die in Wien und zog dahin im Jahr 1499, vornehmlich um Philosophie zu studieren. Philosophie war aber in damaliger Zeit nicht etwa eine freie Wissenschaft, sondern eine durch die Kirchenlehre überall umschränkte und bevormundete Scholastik, welche die hohe Aufgabe der Wissenschaft, Wahrheit nach eignem Gesetz und auf eignem Wege zu suchen, nicht kannte, sondern ausgeartet war in ein eitles Spiel mit logischen

Formeln und unnützen Fragen, meist nur geübt, um die Kirchenlehre auf Kosten der Wahrheit durch Trugschlüsse und blendenden Wortschwall zu vertheidigen und gegen die Einwürfe der gesunden Vernunft aufrecht zu erhalten. Der freie Geist der alten klassischen Schriftsteller, welche Zwingli noch fortwähend las (die Griechen wohl nur in Uebersetzungen), bewahrte ihn vor dem Schicksal, an Herz und Geist hierarchisch zu verkümmern. In Wien lernte er zwei talentvolle Landsleute kennen und schloß sich ihnen an: Joachim von Waad (Vadianus) aus St. Gallen und Heinrich Loriti (Glareanus) aus Glarus, welche sich mit den Studien der Natur und ihrer Gesetze beschäftigten. Zu dem Kreise der drei Freunde, kamen auch Andere, wie Eck und Faber, welche wir nachher in den Tagen größern und ernstern Wirkens in den Reihen der Feinde Zwingli's erblicken. Von Wien nach ebenfalls zweijährigem Aufenthalte zurückberufen, begab er sich nach Basel, um auf der dortigen Hochschule das Studium der Sprachen und der Philosophie und der Kunst forzusetzen und zugleich als Lehrer zu wirken. Die heitere Beschäftigung mit dieser Kunst und die ernsten Studien bewahrten den 17jährigen Jüngling ebensosehr vor scheinheiliger Frömmigkeit, als vor unsittlicher Ausschweifung, und sein heiterer lebensfroher Sinn, sein unbefangenes Wesen verließ ihn nicht. Einen Freund fand er hier, der ihm auf seiner ferneren Lebensbahn zur Seite blieb, Leo Judä aus dem Elsaß, der Zwingli's Studien und seine Liebe zur Musik theilte. Von nachhaltigem Einfluß auf beide Freunde war ein in Basel auftretender Lehrer, Thomas Wittenbach von Biel, bisher Professor in Tübingen. Dieser war es, der beiden Freunden die Bedeutung ihres künftigen Lebens und Strebens aufschloß, sie auf das Feld der eigentlichen Theologie führte und ihnen die heilige Schrift erklärte. Im Jahre 1506, im 22. Lebensjahre, verließ Zwingli Basel, nachdem er im Jahre zuvor den Titel eines Magisters der freien Künste erlangt hatte. Empfohlen durch seinen Oheim zu Wesen, vielleicht auch durch seinen Freund Glarean, war Zwingli zum Pfarrer in Glarus gewählt

worden, und hatte diese für einen so jungen Mann bedeutende Stelle angenommen. Der Bischof von Konstanz bestätigte die Wahl und weihete ihn zum Priester. Nachdem er in Rapperschweil die erste Predigt gehalten und in Wildhaus die erste Messe gelesen, traf Zwingli gegen Ende des Jahres in Glarus ein. Heiter und lebensfroh, aber ernst, wo es der Wissenschaft und dem Glauben galt, gewissenhaft, wo die Berufspflicht oder das Wohl des Vaterlandes mahnte, begann Zwingli seinen neuen Wirkungskreis im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft, überzeugungstreu, nicht abhängig von dem Urtheil der Menge und der Gunst der Vornehmen. Während seines zehnjährigen Aufenthaltes zu Glarus setzte er seine Studien fort und wandte sich namentlich der Erlernung der griechischen Sprache zu, um, wie er an Vadian schrieb, die heilige Schrift gründlich zu verstehen. Den griechischen Originaltext der Briefe des Paulus hatte er eigenhändig abgeschrieben, mit Randbemerkungen von Erasmus und aus den alten Kirchenvätern, in kleinem Format, um ihn stets bei sich zu haben, und noch dazu wörtlich auswendig gelernt.

Auf jede Weise unterstützte er fähige Jünglinge auf dem Wege der Wissenschaft und Viele im In- und Auslande hingen an ihm mit Liebe und Begeisterung. Männer, wie Egidius Tschudi, der Verfasser der Schweizerchronik, Valentin Tschudi, Fridolin Brunner und Andere, die später im Werke der Glaubensbessung wirkten, waren seine Freunde. Den berühmten Erasmus persönlich kennen zu lernen, reiste er selbst nach Basel und erlangte dessen ganze Achtung.

Uebrigens scheint Zwingli in Glarus bei seinen Predigten sich noch innerhalb der Kirchenlehre bewegt zu haben und die Aufmerksamkeit der Hierarchen nur durch seine Kenntnisse und seine geahnete Bedeutsamkeit auf sich gezogen zu haben. Der päpstliche Legat unterstützte ihn, damit er sich Bücher anschaffen könne, die damals bekanntlich sehr theuer waren, mit einem Jahrgeld von 50 Gulden, welches der Papst nachher auf 100 erhöhen wollte, als

Zwingli nicht mehr geneigt war sie anzunehmen. Der Verdacht der Ketzerei, welcher von einigen Priestern wegen der besondern Art seiner Studien auf ihn geworfen wurde, war noch nicht bedeutend, da Zwingli die Kirchenlehre nicht direct angriff, sondern die Wahrheiten, welche er predigte, der innern Wirkung in den Herzen seiner Zuhörer überließ. Die römische Kirche erschien ihm noch in ihrem vollem Glanze und der Papst als unantastbares, beinahe göttlich zu verehrendes Oberhaupt. Die reformatorische Thätigkeit Zwingli's beginnt erst während seines Aufenthaltes in Einsiedeln.

An den politischen Wirren jener Tage aber nahm Zwingli mit seinen Mitbürgern Antheil. Seit alten Zeiten führte eine Haupthandelsstraße aus der Schweiz über den Gotthard nach Italien. Hier jenseits des Gotthards berührten sich der italienische und der deutsche Volkscharacter. Vielfache Streitigkeiten über Gränzbestimmungen und Handel entzweieten beide Völker; und eine Reihe von Feldzügen und Schlachten, geschlossenen und gebrochenen Frieden erzählt die Geschichte der vorhergehenden Jahrhunderte. So waren die Schweizer an den auswärtigen Krieg gewöhnt und als nun seit Ludwig XI. und den folgenden Königen von Frankreich ein System von Umtrieben und Bestechungen begann, da setzten die Schweizer jene Kriege als Söldner, bald mit dieser bald mit jener Macht verbunden, fort, zum großen Nachtheil des bessern Schweizer Volkscharakters; denn nur Wenige hatten des Vaterlandes Frommen im Auge, die meisten Geld und Beute. Zwar hatte die Tagsatzung den Söldnerdienst der Schweizer, das sog. Reislaufen, verboten und die französischen Werber aus dem Lande gewiesen. Allein als Frankreich die in Italien ihm geleisteten Dienste der Schweizer mit Undank, ja Verachtung vergalt, da fielen diese in gleicher Weise den Feinden Frankreichs, erst dem deutschen Kaiser und dann dem Papste zu. Papst Julius II. verhieß den Schweizern durch ihren Landsmann, dem schlauen Cardinal Schinner, Ablaß, Segen, geweihete Geschenke, und der Kaiser verlangte von ihrem Ehrgefühl, daß sie

den Sohn des durch ihr Mitwirken von den Franzosen vertriebenen Herzogs von Mailand wieder zu dem geraubten Besitze verhelfen sollten. So schienen Ehre und Klugheit diesmal für die Theilnahme der Schweizer an dem Feldzuge zu sprechen, und die Schweizer zogen diesmal nicht unter fremden, sondern unter eigenen Fahnen aus.

Zwingli begleitete in der Ueberzeugung, daß der Feldzug recht- und pflichtmäßig sei, und durchglüht von der vaterländischen Kampfeslust, das Landesbanner der Glarner als Feldprediger nach Italien, im Jahre 1512. Nach alter Sitte lag ihm als Pfarrer der Hauptgemeinde diese Pflicht ob, und er erfüllte sie mit Begeisterung und voll von der Erinnerung der kriegerischen Thaten, welche er in den Büchern der Alten, des Curtius, des Cäsar und Sallust, gelesen hatte. In einer gedrängten und kernigen Sprache, welche an den Styl jener Classiker erinnert, hat er die Begebenheiten dieses Feldzuges in einem lateinischen Briefe an seinen Freund Vadian in Wien geschildert. Die Schweizer erwarben in diesem Feldzuge Ruhm und Ehre und von dem Papste den Namen der „Befreier der Kirche". Der Bürgermeister von Zürich überreichte dem jungen Herzog Maximilian Sforza die Schlüssel seiner wiedereroberten Hauptstadt. Doch die Schweizer waren nun einmal in die damaligen Welthändel hineingezogen und mußten sich von den Wogen derselben tragen lassen. Es begann nun der Kampf der Politik, mit allen seinen Ränken, Täuschungen und Eifersuchten, im Schooße der Tagsatzung selbst zu spielen; der Papst und die Spanier auf der einen, der Kaiser (welcher das eroberte Mailand als ein Reichslehen wider Erwarten der Schweizer selbst in Anspruch nahm) in der Mitte, und der König von Frankreich auf der andern Seite; alle schickten ihre Gesandten zu der in Baden im Aargau versammelten Tagsatzung; jeder suchte Verwirrung und in der Verwirrung Vortheil für sich selbst. Eine Reihe wechselnder Ereignisse — für die Schweizer schmach- und trauervoll — folgte nun in Italien, deren Haupt-

punkte die Schlachten von Novara und Marignano. Wie oft Zwingli an den folgenden Feldzügen Theil genommen, ist nicht gewiß; gewiß ist nur, daß er dem Feldzuge von 1515 beiwohnte, und eben so gewiß, daß ihm immer mehr die Augen aufgingen über das Verderbliche alles fremden Lohndienstes der Schweizer. Sechs Tage vor der Schlacht bei Marignano predigte Zwingli auf dem Platze vor dem Rathhause zu Monza; allein er konnte sein Vaterland nicht vor den Verlusten und Demüthigungen bewahren, welche es nachher trafen, er konnte der Zwietracht nicht wehren, welche französisches Geld und Bestechung unter den Eidgenossen hervorrief. Obgleich die aus der Niederlage bei Marignano Heimkehrenden nur Schmach und Reue im Vaterlande fanden, so hörte die Lust zu fremden Lohndiensten bei den Goldgierigen nicht auf. Zwingli zog sich durch seine freimüthigen Predigten gegen das Reislaufen viele vornehme Feinde zu, und die französischen Söldlinge bereiteten ihm viel Ungemach. Sie warfen den Vorwurf fremden Soldes auf ihn selbst zurück, weil er ein päpstliches Jahrgeld bezog, welches er deßwegen später, als er von der Hierarchie nichts Gutes mehr hoffen konnte, aufgab; sie beschuldigten ihn der Ketzerei, weil er die Schriften des Pico von Mirandola, welche von den Inquisitoren als ketzerisch verurtheilt worden waren, las und vertheidigte; ja sie warfen einen schlimmern Verdacht auf ihn, den eines sträflichen Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht. Zwingli selbst leugnet seinen Fehler nicht und beklagt ihn als Jugendverirrung, die er nachher durch verdoppelte Arbeit und Pflichttreue wieder gut zu machen suchte. Die öffentliche Meinung entschuldigte einen Fehler der Art, der bei hohen und niedrigen Geistlichen nur zu gewöhnlich war, leicht. Daß Zwingli die volle Achtung seiner Mitbürger besessen, zeigte sich bei seinem Weggange von Glarus deutlich genug; zwei Jahre noch ließ man seine Stelle unbesetzt, verwaltet durch einen Stellvertreter, und ihm die Einkünfte, in der Hoffnung, daß er zurückkehren werde.

Im 31sten Jahre seines Lebens verließ Zwingli

Glarus, als der Ruf seines Wissens, seiner Vaterlands-liebe und seines Freimuths bereits über die Grenzen des Kantons hinausgedrungen war. Noch war er nicht entschlossen, mit der Kirche zu brechen, noch war sie ihm eine heiliggehaltene Autorität, in ihm selbst kämpfte noch die freie Ueberzeugung mit der alten kirchlichen Satzung; allein er strebte nach bessern kirchlichen Zuständen, stellte die Schrift, das „Wort Gottes", über Alles und verwarf den Satz, daß man die Vernunft gefangen nehmen müsse unter den Glauben, indem die wohlverstandene Schrift mit der gesunden Vernunft übereinstimme. Ein ruhiger und doch bedeutender Wirkungskreis bot sich ihm dar im Kloster Einsiedeln, wohin er von dem Administrator desselben, Theobald von Geroldseck, zum Prediger berufen wurde. Ein alter berühmter Wallfahrtsort, wohin Pilgerschaaren aus allen umliegenden Ländern zogen, war dieses Kloster, ausgezeichnet durch Wunder uud Legenden mancher Art und durch vollkommenen Ablaß, reich durch die Spenden der Pilger und Vermächtnisse der Großen. Der Abt hatte fürstlichen Rang. Conrad von Hohenrechberg, der damals diese Würde bekleidete, war ein Mann von biederm ritterlichem Sinne, dem die Jagd lieber war, als das Messelesen, der alle Frömmelei haßte, ächte Gelehrsamkeit aber achtete und gegen Verfolgung schützte, der es daher gerne sah, daß sein Administrator von Geroldseck den Ruf des Klosters durch gelehrte Männer zu heben suchte, deren manche, unter welchen Leo Judä, dort lebten.

Im Sommer 1516 kam Zwingli nach Einsiedeln, allein es war vorauszusehen, daß das in damaliger Zeit gänzlich entartete Klosterleben ihm nicht lange zusagen würde, einem Manne, der schon so thätig in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens gewirkt hatte; es war vorauszusehen, daß er nicht ein ruhiger Zuschauer bleiben werde dieses sittenverderbenden Ablaßkrames, dieses Reliquenhandels, dessen Markt Einsiedeln war. Schon waren ja alle edlen Geister aufgebracht gegen dieses hierarchische Treiben, das den frommen Wahn der Menge zu seinem

Gewinn ausbeutete, und man harrete der Kämpfer, die den Muth haben würden, offen dagegen aufzutreten. Zwingli war dazu berufen, ausgerüstet mit allen Waffen des Geistes, mit Wissenschaft und Muth.

Jedoch noch mit Vorsicht stellte er sich dem Unwesen entgegen, indem er nur die schreiendsten Mißbräuche in seinen Predigten angriff; aber Vielen der bethörten Wallfahrer öffnete er die Augen und ihre Zahl verminderte sich; der Unwille eines Theiles der Mönche erwachte zwar gegen den Prediger, allein der Abt und sein Administrator schützten und ermunterten ihn. Als Rom auf ihn aufmerksam wurde, da suchte man ihn zunächst durch kluge Mittel von seinem Wege abzubringen. Er erhielt ein Schreiben vom päpstlichen Nuntius, Antonius Puccius in Zürich, worin ihn dieser unter großen Lobeserhebungen seines Wissens und seiner Verdienste zum päpstlichen Acolythen-Caplan ernannte und ihm im Fall der Ergebenheit die Aussicht auf eine hohe hierarchische Stellung eröffnete. So wie nun aber Rom die Hoffnung hegte, ihn für sich zu gewinnen, so hoffte er, Rom und seine Hierarchie zu eigener Besserung veranlassen zu können. Als der Bischof von Constanz einen Hirtenbrief erließ, worin er in den stärksten Ausdrücken den sittenlosen und verderbten Zustand der Geistlichkeit seines Sprengels, ihre Rohheit, ihre Unzucht, ihre Spielsucht u. s. w. tadelte, da dankte Zwingli seinem Oberhirten und bat ihn, seinen Worten auch durch die That Nachdruck zu geben; denn da das Licht besserer Einsicht einmal durchgedrungen sei, so möchte der Fortbestand des Uebels große Unordnung erzeugen. Auf gleiche Weise äußerte er sich gegen den päpstlichen Nuntius, Cardinal und Bischof zu Sitten, Matthäus Schinner, der damals auf einer Reise nach Einsiedeln kam. Man hörte ihn, machte ihm Vertröstungen; allein die Verhältnisse blieben, wie sie waren.

Derselbe Umstand indessen, der in Deutschland den siegreichen Kampf des Augustinermönches gegen die Hierarchie hervorgerufen hatte, derselbe zog auch Zwingli in der Schweiz mehr und mehr zu entschiedenem Kampfe

hin. Samson, der Ablaßhändler, erschien in der Schweiz, ein würdiger Genosse Tetzel's. Zu schmachvoll war dieses Treiben, als daß es nicht den Unwillen aller Bessern und Aufgeklärtern hervorgerufen hätte, und Zwingli ward in seinem Auftreten dagegen noch bestärkt durch seinen Bischof, der ihn durch seinen Vikar, Johann Faber, schriftlich ermuntern ließ, in seinen Predigten wider Samson fortzufahren, und ihm Beistand versprach. Samson hatte es nämlich auch darin versehen, daß er seine Bullen und päpstlichen Vollmachten nicht durch den Bischof von Constanz vidimiren ließ, und Faber hatte deßhalb allen Pfarrern seines Sprengels verboten, den Ablaßhändler in ihre Kirchen zu lassen. So wirkte Zwingli bei seinen Schritten anfangs noch durch die Auctorität der Kirche selbst gedeckt. Seinen Predigten in Einsiedeln mochte es vornehmlich zuzuschreiben sein, daß der Ablaßkram auch in dem nahen Schwyz nicht besonders einträglich wurde, weßhalb der Mönch zu reichern und bereitwilligern Hörern und Käufern in Bern weiter fuhr.

Unterdessen zog nun auch Zwingli der Stätte seines größern Wirkens zu. Er hatte die Aufmerksamkeit der Aufgeklärtern seines Vaterlandes immer mehr auf sich gelenkt, und ihre Achtung erworben. Winterthur hatte ihn als Seelsorger gewünscht, Glarus ihn jedoch seiner dortigen Stellung nicht entheben wollen. Als nun aber die Pfarrstelle am großen Münster zu Zürich ledig wurde und die Wahl auf Zwingli fiel, da nahm er diese Stelle ungeachtet verminderter Besoldung an; sie versprach ihm einen bedeutenden Wirkungskreis. Er hatte in Zürich eine große Zahl von Freunden, die seine Wahl eifrig betrieben hatten. Dem Bürgermeister Roist war er noch aus den italienischen Feldzügen bekannt; die Mitglieder des Domcapitels, welches das Wahlrecht hatte: Oswald Myconius (eigentlicher Geißhäuser), Felix Frey und Andere achteten ihn sehr hoch.

Obgleich bei den Wahlangelegenheiten die Gegner Zwinglis auf seine weltliche Sinnesart, seine Liebhaberei für Musik sich beriefen, obgleich sie die Beschuldigungen,

welche man früher in Glarus gegen ihn erhoben hatte, wieder hervorriefen und Zwingli einen Fehltritt offen eingestanden hatte, so erregte doch das Ergebniß der Wahl bei den Zürichern große Freude. Die Glarner ehrten sein Andenken dadurch, daß sie den von ihm empfohlenen Valentin Tschudi zu seinem Nachfolger wählten. Ebenso Geroldseck, welcher Leo Judä, Zwinglis Freund, zu seinem Nachfolger in Einsiedeln ernannte.

Am Neujahrstage 1519, zugleich seinem 35. Geburtstage, trat Zwingli sein öffentliches Lehramt in Zürich an, nicht ein Heiliger, aber ein Mann, ein Mann des Volkes voll Muth und Thatkraft, dessen gewaltiges, eingreifendes Wirken das ganze Vaterland bewegte. Ueber das Verhältniß Zwinglis zu Luther hat man manches geredet und geschrieben; die Thatsachen selbst aber reden deutlich genug, daß beide unabhängig von einander, fast zu gleicher Zeit dasselbe Werk begannen, ein jeder nach der Eigenthümlichkeit seines Volkes und seines Characters. Das Verderben der kirchlichen Zustände, die gleiche Ursache, hatte in verschiedenen Ländern gleiche Wirkung. Zwingli selbst äußert sich darüber. Er habe, sagt er, noch ehe jemand des Luthers Namen in der Schweiz gehört, im Jahre 1516 angefangen das Evangelium zu predigen. Er lehnt den zum Scheltwort gewordenen Namen lutherisch von sich ab; obwohl er den Luther „so hoch halte wie irgend ein Lebender.“ Denn Luther ist, was mich bedünkt“, sagt er, „so ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit großem Ernst die Schrift durchfündelt, als keiner in tausend Jahren auf Erden je gesehen ist; und mit dem männlichen unbewegten Gemüth, damit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich worden, so lange das Papstthum gewährt hat.“ Als über Luther der Bann bereits ausgesprochen war, suchte Zwingli der Bekanntmachung der Bannbulle in der Schweiz entgegen zu wirken durch dringende Vorstellungen bei dem in Zürich anwesenden Bevollmächtigten des päpstlichen Legaten, so wie durch eine besondere, doch ohne seinen Namen erschienene Druckschrift. Luthers Schriften

zu lesen empfahl er seinen Zuhörern von der Kanzel, weil er hoffe, sie würden daraus ersehen, wie gleichförmig sie beide in ihrer Lehre und übereinstimmend mit der heiligen Schrift wären. Auch würden sie dadurch an der Neuheit der in seinen Predigten vorgetragenen Behauptungen weniger Anstoß nehmen, wenn sie sähen, wie Andere das Gleiche lehrten.

Ueber seine Lehrart erklärte sich Zwingli bald nach seiner Ankunft in Zürich offen und freimüthig. Er beabsichtigte, das Volk mit der heiligen Schrift im Zusammenhange bekannt zu machen, nach der Weise der von den altchristlichen Kirchenvätern gebrauchten Homilie. Er begann mit Vorlesung und Erklärung des Evangeliums Matthäi. Der Beifall, den er fand, war sichtbar und steigend. Denn hier hörte das Volk nicht nur Worterklärungen und exegetische Untersuchungen, sondern die Lehre der Schrift in ihrer Anwendung auf das Leben und die Verhältnisse der Gegenwart. Und nicht nur wöchentlich, sondern oft täglich trat Zwingli lehrend auf, und immer willkommen. Daß dabei die Kirchensatzungen nicht in vortheilhaftem Lichte erscheinen konnten, daß Aufregung entstand, war natürlich; so sehr auch Zwingli bemüht war seine Lehre nicht als Partheiansicht, sondern am Maaßstabe der Schrift und der Vernunft geltend zu machen. Zu ernsten Mahnungen und Warnungen boten die Zeitverhältnisse zu sehr Grund.

Die verderbliche Einwirkung des fremden Lohndienstes und der Jahrgelder auf den schweizerischen Volkscharakter zeigte sich allenthalben. Vergeblich war, daß schon im Jahr 1513 Räthe und Volk in Zürich „Miethe und Gaben" abgeschworen, und zwei Jahre später auf das Gerücht vom Bruche des Eides die Seebewohner sich erhoben und Entsetzung und Bestrafung einiger Schuldigen erlangt hatten; der verführerische Reiz des Goldes wirkte zu mächtig, und der Verdacht fremden Soldes ruhte, in Zürich sogar auf Männern der Regierung; und ward erhalten durch die Umtriebe verschiedener häufig anwesenden fremden Gesandtschaften. Die Sittenlosigkeit ward durch die

Fremden genährt. Der Aberglaube war ungeschwächt (noch im zweiten Jahre nach der Wirksamkeit Zwinglis ward eine Frau als Hexe nach üblicher Art verbrannt). Der zügellose Volksgeist konnte selbst durch die so häufigen, fast monatlich wiederkehrenden Todesstrafen nicht in Schranken gehalten werden. Neben dem Bürgermeister Roist stand zwar eine Anzahl vaterländisch gesinnter, unbestechlicher Männer, allein ihre Zahl war geringer, als die der Schwachen und Characterlosen; und neben diesen endlich eine Menge solcher, zum Theil aus vornehmen Familien, welche, aller Unordnung förderlich, dem Meistbietenden käuflich, nur ihren Vortheil suchten. Von den höhern Geistlichen, namentlich den Chorherren, waren nur Wenige, auf deren Freundschaft und Beistand Zwingli rechnen konnte. Von Einigen hatte er nur Duldung, von andern Abneigung und heimlichen Haß zu erwarten. Noch bedenklicher aber wurde seine Stellung zu der niedern Geistlichkeit, dem Heer der Mönche, welche, beim Volke in verdiente Verachtung versunken und im Bewußtsein ihrer Unwissenheit, vor dem Geiste des freimüthigen und unerschrockenen Reformators erzitterten. Dieser aber wurde, je mehr er die Zustände und Personen in Zürich kennen lernte, desto kühner in seinen Predigten, und Verstöße gegen Wahrheit und Sitte, sowohl im Privat- als öffentlichen Leben, verfielen seiner Beurtheilung auf der Kanzel, oft mit Nennung der Namen und in den Formen des Witzes und der Ironie. Auch über staatliche Verhältnisse ein Wort auf der Kanzel zu reden, ward Zwingli veranlaßt, als nach Maximilians Tod die Umtriebe für die deutsche Kaiserwahl auch die in Zürich versammelte Tagsatzung beschäftigten, als ein abermaliger Aufbruch nach Italien stattfand, und nach Norden ganze Schaaren von Reisläufern den Fahnen des Herzogs Ulrich von Würtemberg in seinem Kampfe gegen den schwäbischen Bund, zuströmten. — Gefahrvolle Umstände für einen öffentlichen Redner, der, die Weise der alttestamentlichen Propheten übend, auch ihr Schicksal fürchten mußte. Indessen wie Säckelmeister Räuchli und Hans Füßli, als sie den Pre-

diger zum ersten Mal hörten, sich äußerten: „Das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit, der wird sagen wie die Sache stehen!“ so dachten Manche, und Zwingli gewann in Zürich immer festern Boden. Als der Ablaßhändler Samson in Bern seine Geldkasten gefüllt hatte und sich nun nach Zürich wandte, als Zwingli abermals gegen ihn predigte, da billigten geistliche und weltliche Obrigkeit übereinstimmend des Predigers Kampf. Zu unverschämt hatte der Mönch den Geldwucher getrieben, als daß der eigentliche Sinn des Ablasses nicht auch Kurzsichtigen endlich klar geworden wäre. Zu sehr hatte er die gesunde Menschenvernunft gehöhnt, als er in Baden auf dem Kirchhofe unter feierlicher Procession und Todtengesang die losgekauften Seelen aus dem Fegefeuer in den Himmel fliegen ließ. Samson fand die Stadt Zürich für sein Geschäft verschlossen, mußte am Thore umkehren und wandte sich vergeblich an die Tagsatzung, welche sich vielmehr in Rom über ihn beschwerte, und ihm ein ungnädiges Schreiben vom heiligen Vater zuzog, in welchem er zur vollkommenen Unterwürfigkeit unter die Eidgenossen, „die geliebtesten Söhne der Kirche“, ermahnt wurde.

Die allgemeine Freude über diesen Ausgang theilte Faber, der bischöfliche Vicar in Constanz, welcher den reformatorischen Bestrebungen, so lange sie sich mit seinem Ehrgeize vertrugen, hold war. Er war Zwingli's Studiengenosse in Wien gewesen und schien dessen Freundschaft nachher noch mehr zu wünschen, bis die Verhältnisse den Mann des Ehrgeizes von dem Manne der Wahrheit trennten, und der erstere als entschiedener Gegner der Glaubensverbesserung sich zeigte.

Zu diesen Wirren im geistigen Leben kam nun noch die Gefahr des leiblichen; als 1519 die Pest in Zürich heftig wüthete und binnen wenig Monaten 2500 Menschen wegraffte. Zwingli nicht nur durch seine Pflicht als Leutpriester, sondern noch mehr durch sein Herz getrieben und der eignen Gefahr vergessend, übte mit Eifer die Pflichten seines Amtes bei den Kranken und Sterbenden; bis auch ihn die Krankheit ergriff. Ein Gedicht aus jenen

Tagen schildert uns den Gemüthszustand des Kranken und zeigt uns, mit welchem Gottvertrauen und wahrer Frömmigkeit er das Leid ertrug. Seine starke Natur gewann den Sieg über die Krankheit.

Seine klassischen Studien setzte Zwingli in Zürich eifrig fort und man kann sagen, daß er an wissenschaftlicher Bildung alle übrigen Reformatoren seiner Zeit weit übertroffen. Als ein gewisser Andreas Böschenstein, der der hebräischen Sprache kundig war und eine Grammatik derselben geschrieben hatte, nach Zürich kam und Unterricht darin gab, da war Zwingli sein erster Schüler und so eifrig, daß er das alte Testament bald in der Ursprache lesen konnte, die Psalmen selbst in's Deutsche übersetzte und dieselbe jeden Freitag in Predigten erklärte. Seine klassischen Studien entfremdeten ihn den heiligen Schriften nicht, vielmehr befähigten sie ihn erst, den einfachen wahren Sinn der biblischen Schriften und ihre eigenthümliche dichterische Schönheit zu begreifen. Männer, von denen er lernen konnte, schätzte er sehr hoch. So zog er den Jakob Ceporonius, der die Pfarrer um seinen Geburtsort Wisendangen im Griechischen und Hebräischen unterrichtete, und Georg Chalibeolus, den Kenner des Chrysostomus, nach Zürich; sie blieben treue Gefährten seiner Studien und nachher seiner Gefahren. Dagegen verlor er seinen bisherigen treuesten Freund, Oswald Myconius aus der Nähe, als dieser den Ruf seiner Vaterstadt Luzern an ihre oberste Lehrerstelle angenommen hatte. Myconius, ein gemäßigter und besonnener Mann, der bei Geistlichen und Weltlichen viel vermochte, war zwischen diesen und dem überall aufregenden Zwingli ein wohlthätiger Vermittler gewesen. Denn obgleich Zwingli das geoffenbarte göttliche Wort stets zum Maßstabe seiner Lehren machte, so faßte er doch das bisherige morsche Glaubenssystem gar unsanft an, und ärgerte Viele schon durch die Neuheit seiner Lehren, Andere durch gefürchtete Beeinträchtigung ihres Vortheils; letzteres namentlich in Betreff der Zehnten.

Der Zehent, eine Hauptquelle der Einnahme für die

Kirche, schien dem Volke eine unbillige Last; der Leutpriester aber war durch die Statuten verpflichtet, auf gewissenhafte Abtragung der Zehnten zu achten und dieselbe in seinen Vorträgen als göttliches Gebot darzustellen. Nun aber klagten die Chorherren bei Zwingli's Vorgesetzten, dem Probst Frey, Zwingli habe statt dessen den göttlichen Ursprung der Abgabe geleugnet und scheine es für Tyrannei zu halten, wenn man sie strenge eintreibe. Er mache sie dadurch bei den Leuten verhaßt und bringe alles Schlimme, was er von den Mönchen wisse, auf die Kanzel. Zwingli wies diese Vorwürfe zurück und behielt den Propst zum Freunde. Einige Monate später wirkte dieser selbst darauf hin, daß das Capitel der Chorherren einmüthig seinen Gottesdienst vereinfachte, „weil es unmöglich sei, die seit Jahrhunderten immer mehr sich anhäufende Menge von Festtagen, von Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen in dieser Zeit noch länger festzuhalten.“ Das Chorbrevier ward geändert und Zwingli auf eigenes Anhalten unter die Zahl der Chorherren aufgenommen. Man mußte seine Einnahme erhöhen, da er als Leutpriester verpflichtet war, zwei Helfer zu halten, und eben jetzt, bei angebotener Verdoppelung der päpstlichen Jahrgelder, die bisher bezogenen dem Legaten aufgesagt hatte.

Noch war in dem Zustande der züricherischen Kirche nichts wesentlich verändert, die in den Gemüthern erwachte Aufregung nur wenig über die Grenzen des Cantons hinausgedrungen, und weder die eidgenössischen Magistrate, noch die Hierarchie veranlaßt hindernd einzuschreiten. Politische Ereignisse waren es wiederum, von welchen die erste allgemeine Bewegung ausging.

Franz I, König von Frankreich, hatte in seinen Bewerbungen um die deutsche Kaiserkrone gegen Karl von Spanien ein Bündniß mit den Eidgenossen eifrig gesucht. Jetzt, da er Karl unterlegen, suchte er um so mehr sich durch ein Bündniß mit den Eidgenossen zu stärken. Er spendete Gold im Uebermaaß. Schweizer durchzogen als französische Werber das Land, und fanden bei der kriegs-

lustigen Jugend Anklang. Bern, Luzern und die meisten übrigen Cantone wurden gewonnen, und als auch Schwyz, Basel und Schaffhausen 1521 sich dem französischen Bündniß anschlossen, da ward Zürich von der Tagsatzung selbst aufgefordert, sich nicht allein zu entziehen. Zwingli sprach sich, wie auf der Kanzel, so allenthalben, entschieden gegen dieses Bündniß aus, aber eben so eifrig suchten die Eidgenossen ihm entgegen zu wirken. Ihre Gesandten erschienen nebst dem französischen vor dem großen Rathe in Zürich mit Bitten, mit Mahnungen und Warnungen, und auch aus einzelnen Gemeinden des züricherischen Gebietes erschienen schriftliche Aufforderungen zum Beitritt. Die Regierung beschloß, die Stimme des Volkes zu hören. Rathsglieder wurden an alle Vogteien und Aemter geschickt, um den versammelten Gemeinden das Bündniß, so wie eine schriftliche Beleuchtung aller Artikel desselben vorzulegen, sie zur eignen Prüfung und Beurtheilung und zu schriftlicher Antwort aufzufordern. Die Gemeinden erklärten sich fast einmüthig wider das Bündniß und sprachen ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an ihre Regierung aus, eben so die Stadtbürger. Franz I., sowie die zwölf ihm verbündeten Orte, erhielten die Antwort, daß Zürich beim ewigen Frieden mit Frankreich redlich beharren, alle gegen die Eidgenossen beschworenen Bünde treulich halten, daß es sich von ihnen nicht „söndern", sondern Gut und Blut zu ihnen setzen wolle, daß es auch um Frankreichs fernere Zuneigung und der Schweizer Bundestreue bitte; aber fürstlichen Jahrgeldern und fremden Bündnissen hinfort in der Hoffnung auf Gottes Beistand zu entsagen, fest entschlossen sei.

Von nun an mußte jede öffentliche Stimme für fremden Lohndienst in Zürich verstummen. Die Anhänger desselben verließen zum Theil den Canton; aber sie und ihr Anhang warf nun auf Zwingli glühenden Haß. Viele, die seine Predigten sonst häufig gehört und hocherhoben hatten, fanden sie jetzt ketzerisch. Viele, denen Religion und Glaube ganz gleichgiltig war, fühlten sich auf einmal getrieben, den alten Glauben wieder in Schutz zu nehmen,

und klagten, daß Zwingli die Eidgenossenschaft getrennt und zwiespältig gemacht. Aber mochte er sich auch Haß und Verläumdung zuziehen, — er hatte der Redlichkeit und Treue, die ihre Eide kennt, zum Siege verholfen. Zürichs Regierung war stark, weil sie das Vertrauen und die Zustimmung des Volkes für sich hatte. Von dem Volke, welches in diesen politischen Angelegenheiten ein so gesundes Urtheil abgegeben, konnte Zwingli auch Vernunft in kirchlichen Dingen erwarten, und an das Volk zu apelliren scheint er fortan beschlossen zu haben, nachdem er die Hoffnung auf Reformen von Seiten der Hierarchie selbst aufgegeben.

Zürich blieb indeß seinen Grundsätzen nicht ganz treu, indem es durch Schmeicheleien und Bestechungen des Cardinals von Sitten bald nachher sich verleiten ließ, dem Papste 2000 Mann Hilfstruppen zu bewilligen. Zwingli kam dabei in den Verdacht, daß er der Parthei des Papstes und des Kaisers zugestehe, was er dem Könige von Frankreich entzogen. Ein ganz ungegründeter Vorwurf, denn der Gegner der Bündnisse und des Lohndienstes hatte sich in den stärksten Ausdrücken und in der Weise damaliger Polemik auch wider diese Verbindung erklärt. „Ich wollte", sagte er, „daß man durch des Papstes Vereinigung ein Loch gestochen und den Boten sie auf dem Rücken heimzutragen gegeben hätte." — Ueber einen thierfressenden Wolf stürme man her; den Wölfen, die die Menschen verderben, wolle niemand recht wehren. — „Sie tragen billig rothe Hüte und Mäntel; denn so man sie schüttelt, so fallen Dukaten und Kronen heraus; wenn man sie aber recht auswindet, so rinnet deines Sohnes, Vaters, Bruders Freundes Blut heraus." Die Lehren und Warnungen Zwinglis bewährten ihre Wahrheit an den Frankreich Verbündeten Eidgenossen bald durch den Erfolg. 3000 Mann waren bei Pavia auf dem Schlachtfelde geblieben, und diese practische Lehre machte auf den Canton Schwyz solchen Eindruck, daß man beschloß, 25 Jahre lang sich mit keinem Fürsten einzulassen.

Die Lehren Zwinglis, nachdem er bereits drei Jahre

in Zürich gepredigt, fingen endlich an, auch im Leben ihre Früchte zu zeigen. Thatsächlich waren die bestehenden Kirchensatzungen noch nicht verletzt worden; jetzt aber wagten es einige Bürger in der Fastenzeit 1522 zum ersten Mal, das bischöfliche Verbot des Fleischessens zu übertreten. Zwinglis Feinde ergriffen diese Gelegenheit und wandten sich an den Bischof von Constanz; dieser erließ ein scharfes Verbot gegen die Neuerung und schickte sogar eine Gesandtschaft an das Domcapitel und den Rath in Zürich, den Weihbischof von Constanz, Melchior Battli an der Spitze, und damit begann der Kampf nun auch im Schooße der Behörden. Obgleich das ganze Verfahren gegen Zwingli gerichtet war, so hüteten sich doch die Gesandten offen anklagend gegen diesen aufzutreten, um nicht seine Vertheidigung hervorzurufen. Sie wünschten seine Gegenwart bei den Verhandlungen nicht, allein bei Abstimmung hierüber entschied sich die Mehrheit des großen Rathes für die Zulassung Zwinglis und der andern beiden zürcherschen Leutpriester. Der Weihbischof begann die Verhandlungen mit salbungsreicher Rede, worin er auseinander setzte, wie nützlich die Ceremonien als Anleitung zur Tugend, wie auch das Fasten auf den Beschlüssen der Concilien und heiligen Väter der Kirche beruhe, wie sich diese Gebräuche nur durch den Schutz des heiligen Geistes so lange hätten erhalten können, wie außer der Kirche niemand selig werden könne. Im Begriffe mit seinen Gefährten sich zu entfernen, ward er von Zwingli ersucht, einen Augenblick zu weilen, um dessen Rechtfertigung zu hören. Man habe keinen Auftrag, versetzte der Weihbischof, zu disputiren, es bedürfe auch seiner Rechtfertigung nicht, da man nicht gegen ihn gesprochen. Zwingli bemerkte dagegen, daß er nur beabsichtige, seine bisherige Lehre ihnen darzulegen, daß er zwar nicht genannt, aber doch gemeint sei. Der Bürgermeister Roist suchte die bischöflichen Abgeordneten zu bewegen, die Rechtfertigung anzuhören, und Zwingli, nach manchen Hin- und Widerreden, beschwor die Gesandten um Jesu Christi, ihres gemeinsamen Herrn und Seligmachers willen, möchten sie,

wenn nicht als Gesandte, doch als Christen, ihn hören. Unwilliges Murren erhob sich unter den Räthen und die Gesandten, das Unwürdige längern Widerstandes fühlend, bequemten sich, ihre frühern Plätze wiederum einzunehmen. Zwingli vertheidigte nun seine Lehren mit Nachdruck. Beim Punkte des Fastengebotes versicherte er, daß er um der Schwachen willen niemals aufgefordert habe, dasselbe zu brechen, daß er es aber im Widerspruche finde mit Buchstaben und Geist des Evangeliums. Als ihm Battli Einwendungen machen wollte, zog Engelhart ein griechisches neues Testament hervor und überreichte es seinem Amtsgenossen Zwingli aufgeschlagen. Dieser übersetzte die Stelle 1. Thim. 4, 1—9: „Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Tagen ettliche von dem Glauben werden abtreten — und verbieten ehelich zu werden und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen — denn alle Creatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird.“ — Der Weihbischof schwieg. Als jedoch die Reden und Gegenreden wieder heftiger wurden, sah sich der Bürgermeister veranlaßt, die Versammlung zu entlassen.

Der Beschluß des Rathes war, daß man den Bischof bitten ließ, durch eine Versammlung der Prälaten und gelehrten Männer des ganzen Bisthumes die streitigen Artikel untersuchen zu lassen und zu bestimmen, woran man sich zu halten habe. Die Leutpriester aber wurden ermahnt, bis dahin die Beobachtung des Fastengebotes zu empfehlen.

Diese Vorgänge im Jahre 1522 kann man als den ersten öffentlichen Anfang der Reformation in der Schweiz ansehen. Der glimmende Funken war nun zu heller Flamme aufgeschlagen, und der offene Kampf gegen das alte Kirchenthum begonnen.

Als nun der kleine Rath das Fleischessen in der Fasten mit einer Geldbuße belegte, da mußte Zwingli fürchten, das Volk werde dieses als eine Mißbilligung seiner Lehre ansehen, und sein Schweigen werde von seinen Gegnern als Folge seiner Niederlage gedeutet werden.

Er predigte daher dennoch gegen das Fastengebot der Kirche, und vertheidigte seine Meinung in einer besondern kleinen Schrift, der ersten welche unter seinem Namen erschien. Gegner erhoben sich nun von allen Seiten. Zunächst trat der Chorherr Hofman gegen Zwingli mit einer Schrift auf, allein der alternde Kämpfer war seinem jüngern und kräftigern Gegner nicht gewachsen. Der Bischof wandte sich in einem langen Schreiben mit der Aufforderung sich den neuen Lehren zu widersetzen an den Propst und das Capitel, weil er wußte, daß Zwingli in letzterm Widersacher hatte. Zwingli, seit einem Jahre selbst Chorherr, verlangte, daß man ihm das Schreiben übergebe, damit er sich vertheidigen könne, er erhielt es und schrieb nun in lateinischer Sprache seine Vertheidigungsschrift: Archeteles (Anfang und Ende, weil er, wie er sich ausdrückt, hoffe, daß diese seine erste Verantwortung auch die letzte sein werde). Die 69 Klagepunkte des Bischofs sind in dieser Schrift einzeln beleuchtet und zum Theil mit Witz und Spott behandelt; weßhalb auch Erasmus, dem Zwingli ein Exemplar der Schrift zuschickte, sich tadelnd über den Ton derselben aussprach, und ihn mahnte, „ernsthafte Dinge auch ernsthaft zu behandeln". Ein von dem Bischofe an alle Priester und Laien seines Sprengels gegen die verderblichen Irrlehren, erlassener Hirtenbrief, ward von Freunden Zwingli's in Bern mit beißenden Anmerkungen, welche schonungslos die Laster und Fehler der Hierarchie aufdecken, ohne Namen herausgegeben. Neben dem Bischofe und den literarischen Gegnern erhob sich nun auch in Zürich selbst die Schaar der Mönche aller Orden gegen Zwingli in Predigten und in einer Anklage beim Rathe, worin sie sich beschwerten, daß Zwingli sie auf der Kanzel angreife und beim Volke verächtlich mache. Zwingli behandelte diese seine zu unwissenden und ungeschickten Gegner, die ihm selbst in ihrer Dummheit Waffen genug boten, mit Spott, und ging darin im Gefühle seiner Ueberlegenheit vielleicht ebenfalls weiter, als er hätte sollen.

Dieser Kanzelkampf erzeugte aber auch bedenkliche Erscheinungen. Manche Brauseköpfe fielen den ungeschickten

Predigern der Mönche in's Wort, beschuldigten sie des Irrthums und der Lüge. Es war zu fürchten, daß die Kirche zum Schauplatz unwürdiger Kämpfe werde. Der Rath verordnete deßhalb, daß alles Predigen, was Trennung und Zwietracht verursachen könne, aufhören solle. Allein man schwieg auf keiner Seite. Die Mönche beriefen sich auf ihren Thomas oder Scotus, ihre alten Ordenslehrer. Zwingli ließ allein die Schrift gelten. Beide Theile wurden vor eine Versammlung des Rathes und der Chorherren geladen, und hier bewieß Zwingli den Mönchen überzeugend ihre unbiblischen Irrthümer. Sie wußten nichts Erhebliches dagegen aufzubringen. Dem Versuche, das Chorherrnstift zum Schiedsrichter zwischen beiden Partheien aufzustellen, widersetzte sich Zwingli nachdrücklich, weil er Pfarrer und Seelsorger in Zürich sei. Seine Parthei ergriffen die anwesenden Gelehrten, und die Räthe sahen sich genöthigt, diesen zu folgen. Der Bürgermeister schloß den Act mit den Worten: „Ja, ihr Herren, das ist auch die Meinung des Rathes, daß ihr hinfort das Evangelium, Paulus und die Propheten predigen und den Thomas, Scotus und solches Zeug liegen lassen sollt."

Der Kampf der Mönche zog sich nun von den Kanzeln in die Häuser, die Beichtstühle und Trinkstuben, und überall erlangte Zwingli Kunde von ihren Verläumdungen. Indessen andererseits wuchsen Zwingli auch immer mehr Freunde heran in und außer dem Kanton Zürich, welche seine Bestrebungen theilten, für ihn thätig waren und ihn und seine Sache bewachten. Zuschriften und Gedichte von manchen Seiten her ermunterten ihn in seinem Kampfe. Aber auch Warnungen vor den Nachstellungen und Vergiftungsabsichten seiner Feinde kamen ihm zu, und erhielten Wahrscheinlichkeit durch Vorgänge. Seine Fenster wurden durch Steinwürfe zertrümmert; sein Helfer, wahrscheinlich aus Verwechslung, von Banditen nächtlich angefallen, als er dem vorgeblichen Rufe zu einem Kranken folgte. Manche der freisinnigen Männer erfuhren aber auch schon die Verfolgung der Hierarchie. Der Pfarrer Urban Wiß zu Visisbach bei Baden (Baden

in der Schweiz) ward bei dem Bischofe angeklagt, er predige nach dem neuen Glauben, und auf Befehl der eidgenössischen Gesandten, ungeachtet der Fürbitten seiner Zuhörer, gefangen nach Constanz geführt, wo ihn der Bischof lange Zeit in Haft hielt, Zwingli ihn aber durch Briefe zur Standhaftigkeit ermahnte. — Das erste Beispiel thätlicher Glaubensverfolgung in der Eidgenossenschaft.

Zwingli ließ sich indeß durch solche Vorgänge von der betretenen Bahn nicht abschrecken; er verstärkte seine Freundschaft in Zürich durch Leo Judä, welcher auf seine Anregung dort predigte und darauf von der Gemeinde zu St. Peter zu ihrem Pfarrer gewählt wurde. Einen Barfüßermönch, Franziskus Lambertus, welcher zu Avingnon Theologie gelehrt hatte und in Zürich im Sinne der alten Kirchenlehre zu predigen begonnen hatte, überzeugte Zwingli so vollständig, daß er die Kutte ablegte und ein Anhänger der Reform wurde.

Jetzt wagte Zwingli einen kühnen Schritt. In Gemeinschaft mit elf andern Geistlichen und Predigern richtete er ein lateinisches Bittschreiben an den Bischof von Constanz, und ein deutsches an die Regierungen der Eidgenossenschaft um Gestattung der Priesterehe. Großes Aufsehen mußte ein solcher Schritt in jener Zeit hevorrufen, die mit dem Gedanken an verehelichte Priester noch so wenig vertraut war. Und ob Zwingli die bestimmtesten, die schlagendsten Stellen der Schrift für seine Wünsche anführen konnte, — an Erfüllung war nicht zu denken. Die Ehelosigkeit war ja eine Hauptstütze der Hierarchie; durch diese erhielt sie sich ein Heer nur ihr ergebener Diener, die frei von den Banden der Familie, enger an Rom, als an das Vaterland geknüpft, für hierarchische Zwecke lebten und wirkten, die, vertheilt in alle Länder, eingreifend in das innerste Leben des Volkes, ein unzerreißbares Netz der Volksbeherrschung und Verdummung bildeten. Jemehr die Hierarchie jene Macht aus den Völkern schwinden sieht, durch welche sie einst geschaffen wurde, die Macht des Aberglaubens, desto mehr

muß sie sich anklammern an die Einrichtungen, welche sie selbst zu ihrem Fortbestande geschaffen hat.

Offen und frei gesteht Zwingli, welche Schande bisher durch die Ehelosigkeit über die Priester gekommen, welche Aergernisse dadurch im Volke geschehen seien; ihr Gesuch habe ja nur den Zweck, von der Schande der Unkeuschheit frei zu werden und ehelich rein und keusch zu leben, es geschehe im Interesse der Sittlichkeit und der den Priestern empfohlenen Seelen. Allein weder vom Bischof noch von den Regierungen erhielten die Bittsteller Antwort. Von der Erfolglosigkeit dieses Gesuches waren die meisten Freunde der Reform selbst überzeugt, da, wie Mykonius aus Luzern schrieb, weder der Bischof noch der Pabst die Bitte gewähren könne, sondern nur ein Concilium. Viele mißbilligten den Schritt, da große Bewegung in dem unverständigen Volke davon zu fürchten war. In der That geriethen auch einige der Pfarrer, welche mit Zwingli unterzeichnet hatten, ihrer eingegangenen Eheverlöbnisse wegen, in Lebensgefahr, und mußten sich zur Auswanderung rüsten. Selbst in Zürich, wo die Meisten mit Zwingli einverstanden waren, war dennoch ein weiter Schritt bis zur amtlichen Billigung von Seiten der Regierung. Denn diese war schon damals durch das abgelehnte französische Bündniß, so wie durch die kirchlichen Neuerungen zu den Eidgenossen in eine gespannte Stellung getreten. Pfarrer Wiß zu Visisbach war, wie schon erzählt, weil er im Sinne Zwingli's lehrte, von den Eidgenossen an den Bischof ausgeliefert worden; die Eidgenossen, dem französischeu Bündniß anhängend, hatten es für bundeswidrig erklärt, als die zürcherische Regierung einige ihrer Bürger strafte, die trotz des Verbotes in französische Dienste getreten waren. Als nun das französische Heer bei Bicocca eine bedeutende Niederlage erlitten hatte, und Zwingli diesen Umstand benutzte, „an die ältesten Eidgenossen zu Schwyz" eine schriftliche Vermahnung zu richten, sich vor fremden Herren und ihren Bündnissen zu hüten; da vermehrte dieses die Spannung. Und obgleich diese Mahnung Zwingli's vielleicht eben so sehr, als die

Züchtigung bei Bicocca dazu beitrug, die Schwyzer zu der vaterländischen Gesinnung zurückzuführen, so daß sie nach einer stürmischen Landsgemeinde beschlossen, Fünfundzwanzig Jahre hindurch fremde Jahrgelder und Bündnisse abzuweisen, so wurden die Uebrigen auf Zwingli desto mehr erbittert. Man sendete Boten nach Schwyz und Nidwalden, sie zurückzumahnen; man beschwerte sich in Zürich, mit dem Ansuchen, sich doch wenigstens der Einwirkung auf andere Bundesglieder zu enthalten. Die Zürcherische Regierung blieb indeß fest bei ihren Beschlüssen. Gegen das Reislaufen und gegen fremde Jahrgelder ward mit Strege, ja mit Todesstrafe, eingeschritten. Nach einer ernsten Predigt Zwingli's gegen jene Uebel, mußten alle Geistliche der Stadt in dem Thor beim großen Münster erscheinen und in Gegenwart der Bürgermeister eidlich versprechen, in Zukunft weder vom Papste noch von andern Fürsten Pensionen oder Jahrgelder anzunehmen. — In kirchlichen Reformen war indeß die Regierung oft uneins und schwankend, und gegen den Einspruch des Bischofs wagte man nicht entschieden aufzutreten. Manche der Freunde Zwingli's wurden kleinmüthig, andere zweideutig. Doch weder dieses, noch die Versuche Roms, den Reformator für sich zu gewinnen, waren im Stande dessen Muth zu beugen oder seine Gesinnung zu ändern.

Der päpstliche Stuhl, welchen nach Leo X., Hadrian VI. kurze Zeit einnahm, war in jener Zeit so sehr in die politischen Ereignisse verwickelt, daß die kirchlichen Vorgänge in der Schweiz nicht die nöthige Berücksichtigung finden konnten. Zürich, obgleich zu kirchlichen Neuerungen geneigt, war der einzige dem Pabste treugebliebene Stand der Eidnenossen und mußte daher geschont werden. Hadrian hatte zwar vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri als Großinquisitor in Spanien Luthers sämmtliche Schriften mit Beschlag belegt und als Papst bei dem nürnberger Reichstage sich beschwert, daß man sich den Irrlehren Luthers nicht eifrig genug widersetzt hätte; allein den Schweizerreformator suchte er durch glänzende Anerbietungen zu gewinnen. Franz Zingg in Einsiedeln,

päpstlicher Kaplan und Zwingli's Freund, erhielt den Auftrag, diesen für den Papst zu gewinnen, und äußerte sich einst scherzweise, man würde dem kühnen Reformator außer der päpstlichen Krone, im Fall der Willfährigkeit, in Rom Alles bewilligen. Durch den Legaten Ennius erließ Hadrian im Jahr 1523 zwei Schreiben, eins an den Bürgermeister Markus Roist, eins an Zwingli. In letzterem heißt es am Schlusse: „Wir ermahnen dich also, ehrwürdiger und ergebener in dem Herrn, demselben: (unserm Legaten) allen Glauben beizumessen und mit eben der Gesinnung, womit wir deine Ehre und deinen Vortheil zu bedenken geneigt sind, auch in unsern und des apostolischen Stuhles Angelegenheiten zu Werke zu gehen; wofür du dich unserer ganz besonderen Gnade wirst zu erfreuen haben." Zwingli hatte indeß seine Rechnung mit dem Papstthum abgeschlossen. Es mußte ihm nun daran liegen, daß auch die Regierung in Zürich dahin gelange.

In Deutschland waren schon mehrere öffentliche Religionsgespräche gehalten worden; diese suchte Zwingli auch in der Schweiz zu erlangen. Nachdem er in Predigten seine Zuhörer mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, wendete er sich, mit Uebergehung des Bischofs, an den großen Rath mit der Bitte um Veranstaltung einer solchen Zusammenkunft. Er wolle öffentlich vor den Anwälten des Bischofs von Constanz, vor Gelehrten und Ungelehrten Rechenschaft ablegen über seine Lehre; er wolle sich zurechtweisen lassen über das, was man in seiner Lehre irrig oder falsch befinden könnte, er bitte aber um Schutz für das, was er bewiesen und dargethan habe. Der Rath erkannte wohl die Bedeutsamkeit eines solchen Schrittes und seiner möglichen Folgen und konnte sich nicht verhehlen, daß darin eine Verletzung aller bisherigen kirchlichen Observanz liege. Nicht der Bischof, nicht die Geistlichen sollten entscheiden, ob die in Zürich gepredigte Lehre die rechte sei, ob sie mit der Kirche oder mit der Schrift übereinstimme, sondern sie, die weltlichen Räthe, sollten darüber urtheilen, und nur die Schrift das

einzige Gesetzbuch sein. Nach lebhaften und ernsten Berathungen entschied sich indeß die Behörde, dem Gesuche Zwingli's zu willfahren, da der Bischof selbst in der Kirchensache unthätig war, und die gerechte Bitte, um Berufung einer Synode oder Gelehrtenversammlung zur Prüfung der Lehre des Reformators, abgelehnt hatte. Zugleich wirkte Zwingli durch seine Predigten auf Reform der sittlichen Zustände. Verordnungen zu besserer Aufsicht der Wirthshäuser erschienen, so wie gegen die Schwärme fahrender Schüler. Die lüderlichen Dirnen wurden aus der Stadt verwiesen; selbst vier Glieder des kleinen Rathes, die in offenkundigem Ehebruch lebten, für ein halbes Jahr von allen Sitzungen ausgeschlossen.

Die bischöfliche Würde zu Konstanz bekleidete damals Hugo von Hohenlandenberg, bei den Eidgenossen durch sein eigennütziges Handeln und Wirken für seine Einkünfte und sein Domstift nicht eben beliebt. Die rechte Hand des Bischofs aber war zu jener Zeit sein Generalvikar Faber. Dieser, früher Studiengenosse und Freund Zwingli's, war dem Werke der Reform immer mehr abhold geworden, je mehr sie in's Volk drang. Hatte er, wie wir schon erzählt, Anfangs Zwingli in seinem Beginnen ermuthigt und den Bischof vermocht, sich gegen den Ablaß zu erklären, so war er jetzt entschiedener Gegner der Reform, da sie nicht mehr ausschließlich von der Priesterschaft ausging, vielmehr die Priesterschaft zu gefährden drohete. Hatte er früher Dr. Eck gespottet, als dieser nach Rom gereist war, um dem Papste seine Dienste gegen Luther anzubieten, so war er schon am Ende desselben Jahres, 1521, desselben Weges gezogen, und völlig umgewandelt nach Konstanz zurückgekehrt. Die Früchte dieser Umwandlung hatten sich bald gezeigt in der Gefangennahme des Pfarrers Wiß, in dem Hirtenbriefe des Bischofs wider die Irrlehren, sowie in dem bischöflichen Schreiben an das Chorherrnstift zu Zürich, welches Zwingli mit seinem „Archeteles" beantwortet hatte.

Dem Beschlusse des großen Rathes gemäß, erging nun ein Ausschreiben an alle Geistliche des Kantons, des In-

haltes, daß Jeder, der sich mit der in Zürich gepredigten Lehre nicht einverstanden erkenne, in Zürich am Tage nach dem Karlstage erscheinen möge, um seine Gründe vorzubringen und mit der heiligen Schrift zu beweisen, damit der Rath darnach einschreiten und der Ungewißheit der Dinge ein Ende machen könne. Dem Bischofe ward Anzeige dieses Entschlusses gemacht, damit er selbst oder seine Anwälte auch dabei sein könne.

Wenn nun der Bischof den großen Fehler beging, gegen diesen ungesetzlichen Schritt des Rathes in Zürich nicht zu protestiren oder Verbot einzulegen, so ist dies vielleicht nur aus der Rücksicht des Bischofs auf seine Einkünfte, die er aus Zürich bezog, erklärlich; vielleicht hoffte er auch, durch gewandte Abgeordnete der Sache eine günstige Wendung zu geben. Kurz der Bischof beschloß eine Botschaft nach Zürich zu senden, obgleich die meisten eidgenössischen Stände den Ihrigen verboten hatten, die Versammlung zu besuchen. Johann Faber, Fritz von Anwyl, der Hofmeister des Bischofs, und Dr. Bergenhaus erschienen am 29. Januar 1523 als bischöfliche Abgeordnete in Zürich; ihnen angeschlossen hatte sich Dr. Martin Blansch von Tübingen. Außer ihnen erschienen noch viele Gelehrte, Prälaten und Doktoren, auch aus entfernteren Gegenden. Als Vorbereitung für seine Vertheidigung hatte Zwingli 67 Sätze, welche seine angefochtenen Behauptungen, so wie die Summe seiner Glaubenslehre enthielten, drucken und vertheilen lassen. Am Schlusse derselben heißt es: „Hier unternehme Niemand zu streiten mit Sophisterei oder Menschentand, sondern komme mit der Schrift als Richterin, damit man die Wahrheit finde, oder, so sie gefunden ist, wie ich hoffe, auch behalte.“

Wie Luther die Schrift als siegreiche Waffe gegen seine Gegner gebrauchte, so Zwingli. Ein zweiter Fehler Faber's aber war es, daß er sich diese Bedingung Zwingli's und des Rathes gefallen ließ, da er als Vertheidiger der Kirchensatzungen leicht einsehen mußte, daß er in diesem Kampfe nicht glücklich sein könne, da die

Kirche im Laufe der Jahrhunderte den Boden der Schrift längst verloren hatte. Deßhalb war denn auch die Partei Zwingli's voll Muth und Zuversicht. Auf allen Seiten aber war man äußerst gespannt auf den Ausgang der Sache. Am bestimmten Tage versammelte man sich auf dem Rathhause. 180 Mitglieder beider Räthe erschienen; von den Geistlichen der Stadt und des Kantons Zürich fehlten Wenige, so daß eine Versammlung von nahe an 600 angesehenen Männern weltlichen und geistlichen Standes sich zusammenfand. Die Häupter und Leiter der Versammlung hatten ihre bestimmten Plätze. In einem leer gelassenen Kreise im Mittelpunkt saß Zwingli allein an einem Tische; auf demselben lagen Ausgaben der Bibel in verschiedenen Sprachen. Die Räume vor den offenen Thüren waren mit Bürgern Zürichs und Landleuten angefüllt. Der Bürgermeister Roist eröffnete die Versammlung mit kurzer Anrede, worin er die Ursache der Versammlung darlegte, und die Anwesenden aufforderte den Magister Ulrich Zwingli, wenn man seine Lehren für irrig halte, aus der Schrift des Irrthums zu überführen. Damit der Rath der Uneinigkeit und Zwietracht ein Ende machen könne. Zugleich dankte er besonders der Botschaft aus Konstanz, daß sie der Einladung des Rathes Folge geleistet. Darauf erhob sich des Bischofs Hofmeister, Fritz von Anwyl. Ihr gnädiger Herr, sprach er, wisse, daß sich Zwietracht und Streitigkeiten der Lehre wegen in seinem Bisthum, besonders in Zürich, erhoben; er wünsche Frieden und suche Alles dazu beizutragen. Deßhalb seien sie auf Einladung des ehrsamen, weisen Rathes zu Zürich hier erschienen, um die Ursachen solcher Zwietracht zu hören, um richten zu helfen und den Frieden unter einer würdigen Priesterschaft herzustellen, bis sein Herr sammt seinen Prälaten und Gelehrten sich des Weitern bedacht und entschlossen habe. — Auf diese Weise hatte der gewandte Hofmann die Stellung, in welcher sich die bischöfliche Botschaft allein mit Würde behaupten konnte, klug bezeichnet. Nicht als Partei wollten sie erscheinen, sondern als Boten der

versöhnenden und Frieden stiftenden Kirche und als Helfer der Regierung; den letzten Bescheid aber sprach man dem Bischof zu. Im Verlaufe der Unterredung aber verlor man diese Stellung und Haltung.

Jetzt erhob sich Zwingli. Von allen Zeiten her, so war der Inhalt seiner Rede, habe Gott dem Menschengeschlechte seinen Willen kund gethan durch das Wort seiner Offenbarung. Klar und heiter sei dieses an und für sich selbst, aber durch menschliche Zusätze und Lehren sei es seit Jahren schon, wie noch jetzt, so verdunkelt und getrübt, daß der größte Theil der jetzigen Christen das Wort Gottes gar nicht kenne, sondern nur seinen eigenen erdachten Gottesdienst auf lauter Außenwerk beruhende vermeintliche Heiligkeit. Zu diesem Wahn würden sie durch ihre Führer verleitet, während die Wahrheit in Christi Wort, in den Schriften der Evangelien und der Apostel zu finden sei. Da nun jetzt Einige anfingen, dieses zu verkündigen, würden sie Verderber der Kirche gescholten, wie er, Zwingli, einer sei. Seit 5 Jahren lehre er in dieser Stadt und nichts als Christi fröhliche Botschaft; wie den Herren des Rathes wohlbekannt sei. Darum danke er denselben, daß sie ihm eine öffentliche Vertheidigung gestattet. Er habe die Summe alles dessen, was er gelehrt, zusammengestellt, und hoffe nun auch seinem gnädigen Herrn, den Bischof von Konstanz, oder dessen Anwälten, darzuthun, daß seine Lehre dem Evangelium gleichförmig sei. Gottes Geist habe ihn, den Unwürdigen, auserwählt, und zum Reden gedrungen. „Wohlher denn," schloß er, „hier bin ich."

In der Hoffnung, durch versöhnliche Worte zu wirken, sprach nun der Generalvikar Faber: „Mein verehrter Mitbruder, Meister Ulrich Zwingli, versichert, daß er allweg in Zürich das Evangelium gepredigt habe. Wahrlich ich zweifle nicht daran; denn welcher von Gott berufene Prediger sollte dies nicht thun? Er will Rechenschaft ablegen von seiner Lehre auch vor dem Bischof. In der That, ich wünschte, er wäre nach Konstanz gekommen. In mein eigen Haus würde ich ihn mit Freude

aufgenommen, ihm alle Freundschaft bewiesen, ihn wie einen Bruder behandelt haben. Hieher bin ich aber nicht gekommen, evangelische und apostolische Lehren zu widerfechten, sondern zu hören, im Fall des Streites zu scheiden, überhaupt alles auf Friede und Einigkeit, nicht auf Aufruhr helfen zu richten; denn dieses will Paulus, wie das Evangelium. Sollte man aber alte löbliche Gebräuche und längjähriges Herkommen antasten wollen, dann erkläre ich als Gesandter meines Herrn, des Bischofs von Konstanz, daß ich Befehl habe nicht einzutreten. Es gehören auch solche Sachen meines Erachtens nur vor ein allgemeines Koncilium der Nationen, der Bischöfe, der Gelehrten; damit nicht hier beschlossen werde, was man an einem andern Orte anzunehmen sich weigert, und daher Spaltungen in der Kirche entstehen. Deßhalb wäre mein treu gemeinter Rath, Disputationen über hundertjährige päpstliche oder sonst geistliche Konstitutionen einstweilen noch zu unterlassen; besonders, da mein Herr, der Bischof, berichtet ist, daß die Reichsstände innerhalb Jahresfrist ein allgemeines Koncilium in Nürnberg zu versammeln entschlossen sind. Denn am Ende, wer wollte bei solchen Disputationen der Richter sein? Auf hohen Schulen, zu Paris, Köln oder Löwen, wäre die nöthige Kenntniß zu finden. Darum wiederhole ich, daß ich nicht hier bin zu disputiren."

„Warum soll die nöthige Kenntniß nicht auch in Erfurt oder Wittenberg zu finden sein?" antwortete Zwingli. Der würdige Herr Vicarius braucht allerlei Künste, euch von eurem Vornehmen abzuwenden, sagt, wieder alte löbliche Bräuche wolle er nicht disputiren; da wir doch nicht darnach fragen, wie alt ein Ding sei, sondern ob es die Wahrheit sei; wie des Papstes Recht selbst spricht: die Gewohnheit solle der Wahrheit weichen. Daß er aber sagt, solche Sachen sollen vor einem Koncilium oder großer Versammlung verhandelt werden, so frag ich, ob denn diese Versammlung nicht auch eine große christliche Versammlung sei, in der so mancher gottesfürchtiger Pfarrer, auch viel Doktoren und Gottesfreunde? Vor

Zeiten sind die Bischöfe nichts anders gewesen als Pfarrer und nicht gewaltig herrschende Prälaten. Christus sagt: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Uns liegt nicht daran, was andere Nationen dazu sagen werden, welche, wenn sie die Wahrheit hörten, damit zufrieden sein würden. Das Koncilium, welches in Nürnberg soll angeschlagen sein in Jahresfrist, ist nichts als ein Aufzug. Die Bischöfe und großen Herren mögen kein recht Koncilium leiden. Es möchte auch keins in so kurzer Zeit angerichtet werden. Und wenn wirklich mit der Zeit eins gehalten würde, wer will inzwischen die betrübten Gewissen trösten und aufrichten? Der hohen Schulen und Menschen bedürfen wir nicht zu Richtern; wir haben die göttliche Schrift, die nicht lügen und trügen kann, in allen drei Sprachen hier gegenwärtig, einen rechten Richter. Darum lasse sich Niemand aufziehen und hinhalten. Und besonders fahren meine gnädigen Herren von Zürich tröstlich fort, die Wahrheit zu fördern.“ —

Da nun hierauf eine große Stille entstand und Niemand das Wort ergriff, forderte der Bürgermeister noch einmal auf hervorzutreten. Niemand that es. — „Um christlicher Liebe und Wahrheit willen,“ sprach Zwingli, „bitte ich euch, daß ihr aufstehet und mir beweiset, daß ich Unrecht habe. Ich weiß, daß mehrere hier sind, die mich der Ketzerei beschuldigen; ehrlich ist es, offen hervorzutreten; ich sehe mich sonst genöthigt, sie mit Namen zu nennen.“ — Keiner wagte sich zu erheben gegen den Gewaltigen, dessen durch Gelehrsamkeit unterstütztes Wort selbst den bischöflichen Abgeordneten nicht geschont hatte.

„Wo sind denn nun“ — rief eine Stimme von der Thür her — „die Großsprecher hinter dem Wein und auf den Straßen? Hier ist ihr Mann.“ Schon schien es, als wolle das damit entstehende Gelächter der Freunde Zwingli's die Sache enden und die Niederlage der Gegenpartei vollenden, als Jakob Wagner, Pfarrer von Näffenbach, die Frage aufwarf, wie es denn nun mit dem bischöflichen Mandat, um dessentwillen der Pfarrer von

Wisisbach gefangen worden, gehalten werden solle, er halte sich, da man Zwingli nicht widerspreche, des Mandats entladen. Das brachte nun des Generalvikars Rede auf die Schuld jenes Pfarrers. Derselbe sei höchst unwissend und habe so Ungebührliches geredet, daß man es hier nicht nachreden möge. Er (der Generalvikar) habe ihn im Betreff seiner Irrthümer über die Anrufung und Fürbitte der Heiligen durch Schriftstellen so überwunden, daß er seinen Irrthum erkannt habe und zu der Erkenntniß gelangt sei, daß auch vor der Geburt Christi die lieben Heiligen für einander gebetet, wie man das in dem ersten und zweiten Buche Mosis, im Ezechiel und Baruch finde. Der Gefangene habe widerrufen, alles das, was er an der Mutter Gottes und den Heiligen geirrt. Er werde dafür dankbar sein und bald wieder in Freiheit gesetzt werden.

Da war nun der Generalvikar auf ein Feld gerathen, wo ihn Zwingli gern haben wollte. „Der Artikel von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen," sprach er, „ist gerade ein Hauptpunkt der gegen mich erhobenen Beschuldigungen; ich bitte den Herrn Vikar, mir die siegreichen Stellen der Schrift zu nennen, mit denen er den Pfarrer von Wisisbach überwunden; ich will mich auch gern und willig belehren lassen.

„Ich sehe wohl," erwiderte der Vikar, „die Sache wird über mich ausgehen. Meine Schuld ist es, daß ich mich habe eingelassen, da ich doch gleich Anfangs gesagt, daß ich nicht disputiren wolle; es geschieht mir, wie der weise Mann im alten Testamente spricht: „Der Thor wird leicht in seiner Rede gefangen."

Und wie gefangen oder geschlagen redete nun auch der Vikar weiter, indem er auf große Abschweifungen gerieth. Er erklärte, wie die Ketzerei vor Alters entstanden, was der Papst und die Koncilia dawider gethan, wie die Anrufung der Heiligen von Gregor's Zeiten her gewährt, und wie die Christenheit doch unmöglich so lange habe irren können. Zwingli folgte seinem Gegner auf der Spur, blieb ihm keine Antwort schuldig, drang aber

immer wieder auf die erwähnten Bibelstellen, und schloß damit, daß, wenn die Christen bis Gregor ohne jene Menschensatzungen Christen gewesen, so möge man auch jetzt an Christus genug haben.

Um die Schriftstellen bat nun auch Dr. Sebastian Hofmeister und Leo Judä. Der Vicar brachte Bibelstellen, die aber nichts von Anrufung und Fürbitte der Heiligen enthielten. Martin Blansch ergriff noch einmal das Wort, um den Rückzug des Vikars zu decken, brachte aber nichts Neues bei; und spottend rief Zwingli: „Der gute Herr vermißt sich auch noch zu sprechen; der gute Herr hat die Worte nicht recht besehen!" u. dgl. — Dr. Hofmeister und Dr. Sebastian Meyer forderten den Rath auf, „kräftig fortzufahren mit dem Worte Gottes." Die bischöfliche Botschaft war verstummt, und umsonst forderte noch einmal der Bürgermeister andere Kämpfer auf. Da Keiner das Wort nahm, so entließ er die Versammelten, mit Ausnahme der Rathsglieder, bis auf den Nachmittag.

Als nun die Versammlung am Nachmittage wieder eröffnet war, ließ der Rath folgenden Beschluß vorlesen: „Euch Allen, die unserer Aufforderung aus den angezeigten Gründen entsprechend, heute vor uns erschienen sind, geben wir anmit zu vernehmen: Ein Jahr ist verlaufen, seit in ähnlicher Angelegenheit unseres gnädigen Herrn von Konstanz Botschaft hier auf dem Rathhause vor dem Bürgermeister, kleinen und großen Räthen gewesen. Damals wurde von uns an unsern gnädigen Herrn das Ersuchen gestellt, in seinem Bisthum die Gelehrten und Prediger zur Prüfung der obwaltenden Lehren zusammen zu rufen, damit ein einhelliger Beschluß stattfinden könne, an den sich Jeder wisse zu halten. Da aber bisher von demselben, vielleicht aus merklichen Ursachen, deßhalb nichts Besonderes geschehen ist, und der Unfriede bei Geistlichen und Weltlichen zunimmt, haben Bürgermeister, großer und kleiner Rath der Stadt Zürich die Sache abermals an die Hand genommen. Und da nun auf Meister Ulrich Zwingli's Erbieten der Rechen-

schaft und gegen seine ausgetheilten Artikel sich Niemand erhoben, Niemand sich unterstanden, mit der göttlichen Schrift ihn zu widerlegen, obwohl er die, welche ihn Ketzer gescholten, zu wiederholten Malen hervorzugehen erfordert, — so haben wir nach reiflichem Rathschlag erkannt, und ist unsere ernstliche Meinung, daß Meister Ulrich Zwingli fürfahre und ferner wie bisher das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes und seinem Vermögen verkünde. Auch alle andern Lautpriester, Seelsorger und Prediger in unserer Stadt, Landschaft und Herrschaften sollten nichts Anderes vornehmen, noch predigen, als was sie mit der heiligen Schrift bewähren mögen. Deßgleichen sollen sie einander hinfort keiner Gestalt schimpfen, ketzern, noch andere Schimpfworte reden. Denn welche hierin widerwärtig erscheinen sollten, mit denen würde man dermaßen handeln, daß sie sehen und befinden müßten, Unrecht gethan zu haben."

„Gott sei Lob und Dank" — sprach Zwingli — der da will, daß sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden herrschen soll. Er wird euch, meine Herren von Zürich, Kraft und Macht geben, daß ihr in eurem Lande seine Wahrheit handhabet, und ihre Predigt fördert."

Jetzt aber ergriff noch einmal der Generalvicar das Wort: „Heute erst habe er Meister Ulrich Zwingli's Artikel gelesen und übersehen können; dieselben widersprächen den löblichen Bräuchen der Kirche zum Nachtheil der Lehre Christi. Er wolle dies beweisen.

„Thuet das, Herr Generalvikar," antwortete Zwingli, „das eben wollen wir gern hören."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich erzählen, wie der Generalvikar nun Einiges zu widerlegen, und einen Widerspruch zwischen etlichen der Schlußreden Zwingli's und der heiligen Schrift nachzuweisen suchte. Sein überlegener Gegner aber zeigte ihm, wo er hier Worte aus dem Zusammenhange riß, dort den offenbaren Sinn derselben entstellte; wie er allerlei sophistische Mittel anwendete, um die Hörer zu täuschen.

„Ihr wißt doch,“ sprach Zwingli, Herr Generalvikar, daß wir so gelehrtscheinendes Fechterspiel auf der hohen Schule einst mit einander getrieben, und daß ich dessen sowohl als Ihr berichtet bin. Aber wahrlich, Ihr dauert mich, daß Ihr als ernster Mann noch mit Sophistereien der Art angezogen kommt.“

Die Versammlung ward ungeduldig, die gegenseitigen Reden wurden kürzer und bitterer. Die Räthe erhoben sich und die Versammlung ging auseinander. — „Das Schwert, womit der Pfarrer von Fislispach erstochen worden,“ sprach der Bürgermeister, „wollte heute nicht aus der Scheide.“

Niemand war zweifelhaft, wem der Sieg in dieser Disputation zuzuschreiben; nur die Mönche deuteten den Umstand, daß der Vikar das letzte Wort behalten, als Zeichen seines Sieges. Dieser selbst rühmte sich dessen nach seiner Rückkehr in Konstanz; und die Art und Weise, wie Zwingli disputirt, wurde möglichst getadelt. Erhard Hegenwald ließ eine Darstellung des Herganges als parteiloser Hörer drucken; Faber dagegen gab einen eignen Bericht heraus, worin er jenen zu widerlegen suchte, und Behauptungen aufstellte, die von so viel hundert Zeugen als unwahr erkannt werden mußten. Da erging denn der Unwille einiger vornehmen Bürger, zum Theil Mitgliedern des Rathes, in einer Spottschrift über den Vikar, wogegen dieser sich fruchtlos bei der züricherischen Regierung über das „Lästerbüchlein“ beschwerte. Zwingli gab noch in demselben Jahre eine Erklärung und Befestigung seiner Artikel heraus; ein Werk, welches, 309 enggedruckte Seiten stark, Tag und Nacht ihn in Anspruch genommen hatte. Faber ward durch alles dieses gegen alle Anhänger der Reform immer mehr erbittert, und sein Haß zeigte sich in wahrer Grausamkeit an allen denen, welche er in seine Gewalt bekam. Er freute sich an ihren Folterqualen. Hans Hüglins von Lindau endete in den Flammen.

Indeß verbreitete sich das Wirken des Reformators mit dem obigen Werke immer mehr auch außerhalb des

Kantons Zürich; es zeigte sich an verschiedene Orten Aufregung. Während zürcherische Abgeordnete zur Tagsatzung in Luzern waren, verbrannte dort der Pöbel Zwingli's Bild mit Spott und Verwünschungen. Auf dem abermaligen Tage zu Baden liefen Klagen ein über eine entwichene Nonne, und einen Priester, der sich verehelicht habe. Man beschloß, allen Regierungen die Klagen mitzutheilen, um sich zur Abhülfe zu vereinigen, besonders da der Pfarrer in Zürich sich auch in Staatssachen mische.

Auf Zwingli's Verlangen wurde ihm der Artikel der Tagsatzungsbeschlüsse, damit er sich rechtfertigen könne, von der Zürcherischen Regierung mitgetheilt, und seine muth- und zuversichtvolle Vertheidigung nachher dem großen Rathe vorgelegt. Ungewiß ist, ob sie der Tagsatzung vorgelegt worden, gewiß aber wurde sie den Mitgliedern bekannt.

Im Urtheil über Zwingli zeigte sich bei den Ständen der Eidgenossen schon eine merkliche Verschiedenheit. Milder wurden seine Anhänger in Bern, Solothurn, Basel, Schaffhausen behandelt, als in Luzern, Freiburg und den drei Ländern. In Glarus hatte Zwingli fortwährend einige der einflußreichsten Regierungsmitglieder zu Freunden; ja die Regierung zu Bern erließ noch im Jahre 1523 einen Befehl, daß nur was mit der heiligen Schrift zu beweisen sei, von der Kanzel gelehrt werden dürfe; erlaubte auch den Nonnen von Königsfelden, wenn sie es wünschten, das Kloster zu verlassen. Zürich war mit diesem Beispiele vorangegangen.

Es war nämlich in dem reichen Zürcherischen Kloster zu Oedenbach vorgekommen, daß einige der Nonnen, welche meistens Töchter angesehener Familien waren, das Kloster verlassen hatten; einige auf den Wunsch ihrer Familien, andere gegen denselben. Darüber war sowohl im Kloster, als in den Familien, großer Zwiespalt entstanden, welcher von den Dominikaner-Mönchen als Beichtvätern und Predigern der Nonnen unterhalten wurde. Der Rath forderte Zwingli auf, in dem Kloster zu predigen, was bisher nie durch einen sogenannten Weltpriester geschehen

war. Zwingli that es; und da ein Theil der Nonnen der Predigt sich entzogen hatte, so ließ Zwingli dieselbe drucken und sendete sie ihnen zu. Leo Judä hielt nachher im Kloster regelmäßige Predigten. Da aber die Zwietracht nicht gehoben ward, so gestattete der Rath den Austritt aus dem Kloster, wobei die Austretenden mitnehmen durften, was sie hineingebracht, sowie ihre Kleider und Mobilien. Die im Kloster bleibenden wurden gehalten, ihre Ordenstracht abzulegen und Leo Judä's Predigten zu hören. Für Verwaltung der Einkünfte und zur Beaufsichtigung ward eine obrigkeitliche Behörde bestellt. So kehrten denn immer mehrere der Nonnen in's bürgerliche Leben zurück; die betagteren starben allmälig im Kloster aus.

Die Regierung folgte bei diesen Schritten der Macht der öffentlichen Meinung und dem Bewußtsein, daß ihre Maßregeln dem reinern Christenthum und der Schrift angemessen seien. Sie konnte nun auch den Consequenzen dieser Voraussetzungen nicht entgegentreten und hinderte es nicht, als einige Geistliche anfingen sich zu verehelichen. Wilhelm Röubli, Prediger zu Wytikon, welcher in Basel bei einer Prozession statt der Monstranz die Bibel als das wahre Heiligthum vor sich hergetragen hatte, machte den Anfang. Er verheirathete sich am 28. April 1523 unter dem Zuströmen einer großen Volksmenge mit der Tochter eines wohlhabenden Landmannes. Ihm folgte der Kaplan am großen Münster, Hans Schmied, selbst Leo Judä und noch mehr angesehene Geistliche. Daß diese Priesterehen zu jener Zeit Aufsehen bei Allen und Aergerniß bei Vielen erregen mußten, läßt sich erwarten. Der Rath erhielt ein kaiserliches Schreiben, begleitet mit einem Erlasse des Bischofs, worin auf das Verbot solcher Ehen, auf die Bestrafung derjenigen, die ihre klösterlichen Gelübde brechen, sowie überhaupt auf strengere Wachsamkeit gegen neuernde Lehren gedrungen ward. Der Rath ließ jedoch dies Mandat weder anschlagen noch sonst bekannt machen, antwortete dem Bischof: „In der Stadt Zürich, ihren Gerichten und Gebieten werde das Evangelium und das göttliche Wort recht verkündet, so er aber vermeine,

daß man ketzerische Händel oder Artikel predige, möge er dieselben anzeigen, worauf gehandelt werden solle, wie sich's gebühre."

So fanden die Reformen Zwingli's Schutz in der Staatsbehörde, und diese gestattete es auch, daß im Jahre 1523 die Taufen in den Kirchen Zürichs in deutscher Sprache abgehalten wurden; allein je mehr die Stellung des Reformators nach oben hin fester wurde, je mehr seine Ansichten in das Regierungssystem übergingen, desto mehr bereiteten ihm seine Anhänger selbst Verlegenheiten von unten herauf, indem sie die Reform hindrängten zu der gewöhnlichen Klippe der Reformation oder Revolution, der Uebertreibung. Der gefährlichste Zeitpunkt kirchlicher oder politischer Umwälzungen ist der ihres Sieges. Die Mächte, welche den Sieg errungen, sind nun entfesselt, und schwer wird es den Lenkern des Augenblickes, dieselben auf der Bahn der Vernunft zu erhalten. Thorheit und Leidenschaft Einzelner mischt sich ein und drängt das Freiheitstreben des Volkes zum Uebermaße, wo es dann ermatten und der Reaktion die Macht einräumen muß. Je höher die stürmende Woge über die Fläche sich erhebt, desto tiefer muß sie fallen, denn ihre Kraft wohnt nur in der Masse des Elementes. Reformversuche, welche über das Gesammtbewußtsein eines Zeitalters sich zu hoch erheben, oder das Bestehende gar zu gewaltsam verletzen, bleiben erfolglos, ja sie schlagen gar oft in ihr Gegentheil um, indem sie die Masse der verletzten Interessen gegen sich zum Kampfe herausfordern; nur in der Gesammtüberzeugung des Volkes ruht die Kraft öffentlichen Wirkens. Zwingli erfuhr dies in seinen Anhängern. Durch einige derselben, unter welchen der genannte Prediger Röubli, Simon Stumpf und Leonhard Grebel, wurden die Gemeinden zu bedenklichen Schritten verleitet. Sie behaupteten unter Andern, daß, dem göttlichen Worte gemäß, der Zehent ausschließend für die Armen sei, und daß man keine Zinsen von verlichenem Gelde nehmen müsse. Abgeordnete dieser Gemeinden erschienen beim großen Rath mit der Forderung: ihnen die Last des

Zehenten, der ein Almosen sei, aber von den Chorherren unnütz verbraucht werde, abzunehmen. Diese dagegen beriefen sich auf ihr bestehendes Recht und erhärteten dasselbe durch Urkunden, Brief und Siegel. Ungeschickte Predigten für und wider wurden gehalten. Es erschien die Flugschrift eines Dr. Strauß: „Hauptartikel christenlicher Lehr wider den unchristenlichen Wucher,“ und eine andere „Bileam's Eselin“ betitelt. Da nun die Verweigerer des Zehenten Zwingli als eine Auktorität ansahen, so war dieser genöthigt, sich über diesen Gegenstand öffentlich zu erklären. Er that es in einer Predigt, welche auch gedruckt erschien: „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit.“ Man sieht aus derselben, daß Zwingli die Begriffe der Moralität und Legalität unterschied, daß er das freie Reich des Glaubens und der Liebe zu sondern wußte von der Ordnung des Staates. In letztere verweist er Zehnten und Zinsen, und alles urkundliche Recht; warnt aber vor unbilligen und drückenden Rechtsstatuten, damit das Gesetz der Urkunden und Pergamente dem in die Seele geschriebenen Gesetz der christlichen Liebe nicht widerstreite.

Demnächst rieth Zwingli den Chorherren selbst, einer durchgreifenden Verbesserung die Hand zu bieten; denn unter ihnen fanden sich allerdings einige, welche durch Müßiggang, Schwelgerei, Jagd und Zechen, dessen sie sich selbst in der Sakristei nicht enthalten konnten, öffentliches Aergerniß gaben. So wandten sich denn der Konvent der Chorherren selbst mit Verbesserungsgesuchen an die Regierung, und durch Abgeordnete von beiden Seiten kam eine der fortgeschrittenen Erkenntniß, angemessene, erneuerte Ordnung zu Stande. Eine Anzahl drückender Gebühren für kirchliche Verrichtungen ward abgeschafft, Lehranstalten zu besserer Bildung der Geistlichen wurden errichtet, und solche den Fähigsten des Konventes selbst übertragen. Die Pfründen wurden ihren Inhabern bis zu deren Absterben belassen, sodann aber der Ertrag, dem Spital oder den Gemeinden, welche den Zehenten zu entrichten hatten, bestimmt. Eine vom Rathe

und dem Stifte gemeinsam erwählte Verwaltungscommission, zu welcher auch Zwingli gewählt wurde, ward eingesetzt, die Gerichtsbarkeit des Stiftes dem Rathe übertragen. Allein diese Maßregeln genügten dem rohen Neuerungseifer Mancher nicht mehr; es kam an einigen Orten zu ordnungswidrigen Auftritten. Unbeliebte Chorherren oder Kapläne wurden auf dem Wege zur Messe öffentlich beschimpft, Jahrzeitbücher derselben entwendet, Blätter eines zur Anleitung der Festfeier im Chor aufgelegten Buches herausgerissen und dem Propste vor die Thüre geworfen. Schwert und Galgen, Zeichen der weltlichen Gerichtsbarkeit dieses Stiftes, wurden zerstört. Von Andern wurde die Lampe im Frauenmünster zerschlagen, das Oel verschüttet, während sich die Thäter gegenseitig mit dem Weihwasser besprengten. Aehnliches geschah in der Peterskirche. Ein Pfarrer auf dem Lande wagte selbst in Pantoffeln und rothen Beinkleidern die Messe zu lesen. Die Bilder begann man Götzen zu nennen und nach Art des prophetischen Feuereifers im alten Testament, zu zerstören. Eine That dieser Art erregte in der ganzen Eidgenossenschaft Aufsehen und Entrüstung, und bereitete der Regierung in Zürich Verlegenheit. Unmittelbar vor der Stadt erhob sich nämlich auf steinernem Fußgestell ein künstlich in Holz geschnittenes Christusbild am Kreuze; eine Familienstiftung der Frömmigkeit, jetzt unter der Aufsicht eines in der Nähe wohnenden Müllers. Die Eiferer fanden Anstoß an dem Bilde, welches noch immer von vielen Vorübergehenden geehrt ward. Einer derselben, Niklas Hottinger, ein Schuster, wohlhabend, von natürlicher Beredsamkeit und von Einfluß auf seine Umgebung, kam am hellen Tage mit seinen Genossen gezogen, stürzte das Krucifix um, grub das Fußgestell aus, und bestimmte das Holz den Armen. Obwohl nun Viele, selbst einige Prediger auf der Kanzel der That Beifall sprachen, so erschien dieselbe doch den Meisten empörend, gräuelhaft und todeswürdig. Die Regierung, die Folgen solcher gesetzlosen Willkür fürchtend, sah sich genöthigt, die sogenannten „Götzenstürmer“

gefangen zu setzen; und überzeugte sich nach einer gemeinsam mit den drei Leutpriestern veranstalteten Untersuchung von der Nothwendigkeit, die Bedeutung der Bilder nach der Schriftlehre öffentlich zu erörtern und den Sinn der mit diesem Gegenstande verwandten Messe festzustellen.

Es ward abermals eine Versammlung der gesammten Geistlichen des Landes so wie der urtheilsfähigen Laien ausgeschrieben, und zwar auf den 16. Oct. dieses Jahres. Einladungen dazu ergingen auch an die Bischöfe von Constanz, Chur und Basel, so wie an die dortige Hochschule, den Abt zu St. Gallen und an die zwölf Orte der Eidgenossenschaft. Außer Schaffhausen leistete indeß kein Stand der Einladung Folge, die übrigen lehnten dieselbe in mehr oder minder schonenden Antworten ab; Luzern und Obwalden antworteten entschieden mißbilligend, Basel gar nicht. Die dortige Universität sah mit Verachtung auf solche theologische Volksgespräche herab und der Rath schwankte zwischen den Freunden des Alten und des Neuen. Der Bischof von Constanz bat in zwei Schreiben, die Entscheidung so wichtiger Punkte der bisherigen Uebung gemäß einer Kirchenversammlung zu überlassen, ebenso der Bischof von Basel. Der Abt von St. Gallen entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, in so kurzer Zeit Verhaltungsbefehle zu erlangen; die Stadt St. Gallen sendete den Jugendfreund Zwingli's, Vadian, und zwei andere gelehrte Männer, Schaffhausen den Dr. Sebastian Hofmeister und ebenfalls zwei andere.

Die handelnden Personen bei diesen Vorgängen lassen sich in drei Hauptgruppen stellen. Kühnes, unbedingtes Verwerfen alles dessen, was sich bei einer vom Verstande geleiteten Schriftauslegung nicht haltbar erwies, charakterisirt die eine Partei; die andere drang auf Schonung der Schwachen und behutsames Fortschreiten, und warnte vor Niederreißen, wo man nicht aufbauen könne; die dritte ließ sich von dem Geiste blinden Eifers und unlauterer Leidenschaft leiten. Als Sprecher der ersten erscheint Zwingli, der zweiten Konrad Schmied, Comthur

der Johanniter zu Küßnacht, der dritten Konrad Grebel. Die beiden ersten bildeten indeß eine verbundene Partei gegen den störenden Eifer der dritten.

Die Versammlung war zahlreicher, als die im Anfange dieses Jahres, und damit die Leitung derselben nicht als Veranstaltung einer zürcherischen Parteisache erscheine, so wurden Vadian und Dr. Schapeler aus St. Gallen, nebst Dr. Hofmeister aus Schaffhausen zu Präsidenten erwählt. Streng hielten sich diese an die von dem Bürgermeister ihnen ertheilte Anweisung: keine Einwendungen durchgehen zu lassen, welche nicht auf bestimmt angeführte Schriftworte sich stützten; und Hofmeister gebot deshalb bei manchen Aeußerungen Schweigen, welche zwar nicht mit dem todten Buchstaben der Schrift erhärtet werden konnten, aber dennoch richtig und vernünftig waren. Ohne bedeutenden Widerspruch ging zuerst die Verhandlung über Verehrung der Bilder vorüber; die Schriftwidrigkeit derselben ward allgemein anerkannt. Ein „Götzendiener" wollte Niemand sein. Nur zum Scheine, um ein Gespräch anzubahnen, hatte Gregor Luthy, Pfarrer zu Winterthur, einige Einwürfe gemacht, ohne Unterstützung zu finden. Der Chorherr Eidlebach, welcher den mit der Bilderverehrung verbundenen Aberglauben zugab, sprach wenigstens für die bildliche Darstellung edler Thaten, als welche zur Nachahmung reize, ward aber von Zwingli mit der Schrift zurückgewiesen. In ähnlichem Sinne sprach auch der Comthur Schmied aus Küßnacht, indem er meinte, daß mit dem Mißbrauche nicht auch die edlere Anwendung aufgehoben werden müsse; den Tausenden, auf welche man bisher durch die Sinne gewirkt, würde die plötzliche Erhebung zum reinen Begriff nicht möglich sein. Man möge erst die falschen Bilder im Herzen durch die Predigt des göttlichen Wortes abthun. Die Bilder seien Stäbe für die Schwachen, welche man nicht so plötzlich wegnehmen dürfe. Auch Paulus habe die Götter und Bilder der Athener nicht angefochten, wohl aber gesucht, in ihrem Herzen dem unsichtbaren Gotte einen Tempel zu

bauen. Ohne Noth solle man Niemand ärgern, und die Eidgenossen als Mitchristen zu schonen suchen.

Schmied hatte das Verderbliche des Treibens der Fanatiker, welche in die Tempel eindrangen, mit Hämmern und Aexten zerschlugen, niederrissen und zerstörten, genugsam erkannt, und redete im Geiste des Christenthums, welcher bleibend ist, weil er über dem zeitlichen Buchstaben steht. Gut und wohl, antwortete Zwingli, habe sein Freund und Bruder gesagt, daß man durch die Predigt des göttlichen Wortes die falschen Bilder im Herzen abthun, er selbst und Leo Judä habe es auch hoffentlich nicht daran fehlen lassen, aber übel habe der Freund gesprochen, wenn er die Bilder Stäbe der Schwachen nenne. Das stehe nicht in der Schrift, und deren Worten müßte man folgen. Sollte man aber mit den Götzen warten, bis sich Niemand mehr ärgerte, so werde dem göttlichen Gebot in Ewigkeit nicht genügt, die innern Götzen der Anfechtung würden niemals völlig in der Christenheit abgethan, folglich, wolle man auf sie Rücksicht nehmen, auch die Bilder niemals abgeschafft werden können. Hofmeister ermahnte den Comthur nur mit Schriftstellern zu kämpfen und dieser, die Verordnung der Regierung ehrend, setzte das Gespräch nicht weiter fort.

Im Sinne der Humanität muß man dem Comthur gegen Zwingli allerdings Recht geben; allein dennoch kann man nicht in Abrede stellen, daß Zwingli im Sinne der damaligen Zeit Recht hatte, wenn er unerschütterlich festhielt an dem einmal aufgestellten höchsten Prinzipe der Schrift-Auctorität. Nur dieses konnte, folgerecht behauptet, in den damaligen Wirren und in der mangelhaften Bildung der Zeit zum festen Halte dienen. Er selbst verlor diesen Halt später, als er sich in der Lehre vom Abendmahl, dem Geiste folgend, vom Buchstaben entfernte. — Keiner fühlte sich stark genug, mit der Schrift gegen Zwingli vorzutreten, und alle, die in seinem Rücken arge Tadler und Prahler gewesen waren, verstummten jetzt; obgleich man einige mit Namen hervorrief. Wenn er nicht mit den päpstlichen Decreten ant-

worten dürfe, meinte der Prior der Augustiner, so stehe er da wie ein anderer „Güggel.“ Da nun keiner mehr widersprach, so schloß der eine der Vorsitzer, der Dr. Sebastian Hofmeister, die Versammlung mit Dank gegen Gott, der seinem Wort heute den Sieg gegeben, und forderte den Rath von Zürich auf, nunmehr die Bilder abzuthun und die deswegen Gefangenen loszugeben.

Jene öffentlichen Akte haben unstreitig der reformirten schweizerischen Partei in ihrem Ursprunge den Charakter der Nüchternheit und der Bilderscheu aufgedrückt, den die reformirten Kirchen seitdem behalten haben. Selbst dem Gesange in der Kirche, so erzählt man, soll Zwingli abgeneigt gewesen sein, als sei es eine Thorheit, dem lieben Gott die Herzensanliegen vorzusingen. Um dieses anschaulich zu machen, habe er eine Bittschrift an den Rath um Abschaffung des Gesanges dem Rathe vorgesungen. Dadurch aber räumte man unstreitig der römischen Kirche, welche durch äußeres Gepränge und durch die Sinne auf das Volk zu wirken sucht, einen Vorzug ein, und eine größere Herrschaft über das Gemüth des Volkes.

Am andern Tage begannen die Verhandlungen über die Messe. Daß Christi Tod ein Opfer der Menschenliebe sei, daß sein Opfer daher fortwährend uns gegenwärtig sein und im Glauben und in der Liebe stärken müsse, darüber war man einverstanden; aber die Messe, behauptete Zwingli, sei kein Opfer. Nicht in der Hostie von Mehl müsse man den sich opfernden Christus erblicken, sondern in seinem lebendigen Bilde, wie er Hilfe gebracht den bedürftigen Brüdern. „Wer dieser einen aufnimmt, der nimmt mich auf,“ so habe Christus selbst gesagt. Die anwesenden Aebte und Prälaten wurden nun einzeln gefragt, was sie von diesem Artikel hielten. Der Meisten Reden waren unbedeutend. Der Comthur Schmied von Küßnacht erklärte sich mit Zwingli einverstanden, daß die Messe kein Opfer sei, wünschte aber, daß etliche Prädikanten bescheidener sein möchten und nicht sagen: die Messe komme vom Teufel, der Teufel habe Mönche und Orden

gemacht u. dergl. Wie diese Rede des ernsten, versöhlichen Mannes, so war der ganze Charakter des Gespräches an diesem Tage ernster und milder, als am vorhergehenden. Selbst Zwingli gestand seinem beharrlichsten Gegner und Vertheidiger des Meßopfers, dem Leutpriester Steinly von Schaffhausen, daß er Manches von ihm gelernt habe, sprach den Wunsch aus, daß man auch harte Ausdrücke, wenn ihm bisweilen solche entfahren sollten, nicht allzuhart nehmen möge. „Viele, sagte er, sind, die allein das Bittre von mir auffassen; und so geht es grade dem gelehrten Biedermanne, Martin Luther, dem man nichts ablernen will, als die Schärfe seiner Worte, die er doch oft aus wahrer inbrünstiger Liebe redet, aber das fromme, treue Herz und sein Ringen nach Wahrheit, das bleibt unbemerkt.“ Auch die Chorherren von Zürich wurden aufgerufen und gefragt; ihre Reden waren meistens beistimmend.

Als jedoch Zwingli einige Sprüche aus dem Propheten Maleachi erläuternd auf das Fegefeuer zu reden kam, da erhob Konrad Grebel und Simon Stumpff, Pfarrer zu Göng Widerspruch. Es zeigte sich nun ein Gegensatz unter den Freunden der Reform, der erst später verderblich wurde. Konrad Grebel, der Sohn Jakob Grebel's, eines Züricher Rathsherrn, war, wie sein Vater, begeisterter Anhänger Zwingli's. Der Vater, ein gewandter Geschäftsmann und vielfach thätig in Züricherischen und eidgenössischen Angelegenheiten, stand auch außerhalb in ausgedehnten Verbindungen. Sein Haus war den Botschaftern fremder Fürsten und ausgezeichneter Eidgenossen stets gastfrei geöffnet, allein sein Aufwand ward allmälig größer, als sein Vermögen, und die Familie deswegen genöthigt, von den Geldsummen zu leben, welche der Vater von verschiedenen fremden Fürsten erhielt, dies geschah selbst noch, als in Zürich Todesstrafe auf die Annahme fremder Jahrgelder gesetzt war. Die Bestechung kam an's Tageslicht, und der unglückliche Vater endete 1526 als Greis sein Leben auf dem Blutgerüst. Konrad, der talentvollste der Söhne, Freund Vadian's und Zwingli's, sank in eben dem

Maße, als das älterliche Vermögen, an Charakter und Sitten, und vermochte sich nicht wieder zu erheben. Wie er, so suchten Andere seines Gleichen die kirchliche Bewegung für ihre Zwecke zu benutzen und waren nicht geneigt, auf dem Wege der Vernunft und Mäßigung zu bleiben. Sie erhoben deshalb Widerspruch oft bei den unbedeutendsten Fragen, bestritten der Regierung das Recht, Verordnungen zu erlassen, und strebten überall, Partei zu zu machen. Zwingli erwiderte schonend, Konrad Schmied brachte die Wühler durch milde, ernste Rede zum Schweigen. Zwingli mahnte am Schlusse in sehr bewegter Rede zum Festhalten am Evangelium. Leo Judä schloß sich ihm an mit der Versicherung, daß er sein Leben für das Evangelium zu lassen bereit sei, und mit der Ermahnung, die Schrift nicht zu Zank und Prahlerei, sondern zur Besserung des Lebens zu gebrauchen. Mit Zwingli bat auch er um Nachsicht, wenn er etwa im Laufe des Gespräches Jemanden zu hart angeredet. Die Vorsitzer baten, ihr Amt niederlegend, für Hottinger und die andern Gefangenen; der Abt von Cappel, der Comthur Schmied von Küßnacht und der Probst am großen Münster schlossen sich dieser Bitte an.

Dies Gespräch bildet einen entscheidenden Wendepunkt in den kirchlichen, wie politischen Zuständen Zürichs. Doch beschloß die Regierung, vorsichtig zu Werke zu gehen. Die Bilder und Reliquien sollten einstweilen noch in den Kirchen bleiben, nur bedeckt und verschlossen, auf keinen Fall beschädigt werden. Auch die Messe wurde nicht plötzlich abgeschafft, das Fastengebot noch häufig beobachtet. Doch hatte der große Rath die Erklärung aufgestellt, daß er in geistlichen Angelegenheiten die entscheidende Behörde sei, mit Hinzuziehung des Gutachtens der Pfarrer oder „Bischöfe." Hottinger wurde wegen seiner unbesonnenen Handlung auf zwei Jahre, einige Genossen der „Götzenstürmer" auf Lebenszeit aus dem Kanton verwiesen, andere mußten als Bürgschaft für ein künftiges ruhigeres Benehmen bedeutende Summen hinterlegen. Simon Stumpff wurde bis auf spätere Bewilligung des Landes verwiesen. Hottinger

begab sich in die Grafschaft Baden. Hier äußerte und vertheidigte er seine Religionsansichten zu laut und zu frei, ward bei dem Landvogte verklagt und von diesem nach Luzern gebracht, wo die eidgenössische Tagsatzung versammelt war. So sehr auch die Abgesandten von Zürich für ihn sich verwendeten, er ward als Ketzer verurtheilt und mit dem Schwert hingerichtet.

Um die meist unwissenden Volkslehrer zu unterrichten, gab Zwingli ein kleines Buch: „Christliche Einleitung" heraus, welches die Hauptartikel der christlichen Lehre und das darauf gegründete Urtheil über die bisherigen Glaubenssätze und Gebräuche der Kirche enthält. Dasselbe wurde allen Predigern des Kantons in die Hände gegeben, mit der Aufforderung, in ihren Vorträgen und Lehren sich daran zu halten. Zugleich ward es den Regierungen sämmtlicher Stände, den Bischöfen der Eidgenossenschaft und der Hochschule in Basel übersendet, mit der Bitte um Prüfung oder Widerlegung, wenn es unevangelische Sätze enthielte. Die Regierung, ward hinzugefügt, wolle ein halbes Jahr lang solche Widerlegungen annehmen und erst dann eine neue Kirchenordnung einführen.

Um den allenthalben laut werdenden Zänkereien auf den Kanzeln zu begegnen, erließ im Jahre 1523 auch die Stadt Straßburg ein Mandat an alle Betreffenden des Inhaltes, daß sie in ihren Predigten frei und offen das Evangelium und die Lehre Gottes verkündigen und im Sinne christlicher Liebe sich aller Gehässigkeiten und aufregenden Reden enthalten sollten.

Zwingli verlor mit der kirchlichen auch die nothwendige bürgerliche Reform nicht aus den Augen. Bald nach beendigtem Glaubensgespräche hielt er wiederum eine heftige Rede gegen das Unwesen der Jahrgelder, welches noch immer nicht unterdrückt worden war. Darauf leisteten nun am 21. December 1523 Bürgermeister und Räthe den Eid gegen alle Pensionen, wie es die sämmtlichen Geistlichen am Tage zuvor gethan. Die Uebertretung ward mit Todesstrafe belegt.

Unterdeß war vom Bischofe zu Constanz wirklich ein

sehr ausführliches Gutachten über die mitgetheilte Einleitung eingegangen mit der Bemerkung, daß der Bischof den Rath verschiedener hohen Schulen eingeholt. Da nun auch der Chorherr Hofmann nebst einigen andern Mitgliedern des Stiftes sich gegen die Meinungen Zwingli's erhoben hatte, so wurden sowohl für das bischöfliche Gutachten, als für die Einwendungen Hofmann's Commissionen bestellt, um diese Angelegenheit sorgfältig zu prüfen. Diese Commissionen bestanden aus den gelehrtesten Geistlichen, aus Mitgliedern des großen und des kleinen Rathes. Das Urtheil derselben fiel, wie über das bischöfliche Gutachten, so auch über Hofmann's und seiner Genossen Einwürfe dahin aus, daß sie die Lehre Zwingli's nicht aus der heiligen Schrift widerlegt hätten.

Noch erwartete man in Zürich das Urtheil der zwölf eidgenössischen Stände. Diese hatten zuvor schon auf der Tagsatzung zu Luzern beschlossen, sich der bedenklichen Neuerungen wegen gemeinsam an Zürich zu wenden; jetzt aber konnte man sich nicht verständigen, was zu sagen sei, denn die Instructionen der Gesandten lauteten verschieden. „Freundlich mit Zürich zu unterhandeln," war der Auftrag der Berner, der Aarauer, der Basler, der Solothurner und Appenzeller; „lauter beim alten Glauben zu bleiben und mit denen von Zürich zu reden, was zu reden sei," war die Meinung Luzerns, Zugs, Freiburgs und der drei Länder. Am Ende vereinigte man sich über einzelne Punkte, über welche man sich beschweren wolle. Zu dem Ende erschienen am 21. März 1524 Abgesandte der zwölf Stände vor dem großen Rathe in Zürich und brachten im Wesentlichen Folgendes vor: Mit Schmerz sähen die Eidgenossen die Zunahme des neuen, unchristlichen und lutherischen Glaubens in der Eidgenossenschaft, da Zürich dem Unwesen Vorschub leiste. Daraus könnten nur Unordnungen hervorgehen. Einzelne solcher Unordnungen wurden nun namhaft gemacht, wie vorgekommene Zehentverweigerungen, Austheilung lutherischer Bücher, rohe Aeußerungen über die Taufe, das Heirathen der Priester und das Entweichen der Mönche

und Nonnen aus den Klöstern. Man könne und wolle dies nicht mehr dulden, und bitte Zürich, an Bünden und Herkommen zu halten; vereint wolle man gern mit ihm wirklichen Mißbräuchen, dem schädlichen Pfründenhandel, dem Ablaßkram und dem lüderlichen Leben der Geistlichen steuern helfen.

Zürich versprach eine schriftliche Antwort. In dieser vertheidigte es sich gegen die unbedeutendern Beschuldigungen, die nicht der Regierung, sondern einzelnen Ueberspannten zur Last fielen, deren Beginnen zum Theil schon beseitigt oder bestraft worden war. Die wichtigern Punkte, die Glaubensansichten Zürichs betreffend, wurden in einer besondern von Zwingli verfaßten Zuschrift erörtert, von der Tagsatzung in Luzern aber schon deswegen ungünstig aufgenommen, weil sie eben — von Zwingli herrührten. Zürich habe, heißt es im Abschied zu Luzern, „einen Sermon oder Predigt von Gotteswort eingesendet, hier unnoth zu melden.“ In Luzern wurden die bisherigen kirchlichen Satzungen und Gebräuche durch eine Verordnung bestätigt und befestigt.

Eben so wenig freundliche Aufnahme hatte Zürichs Antwort an den Bischof von Constanz gefunden. Auf allen Seiten zeigte sich Mißstimmung gegen Zürich; ja es verlautete, daß einige Stände gesonnen seien, den Zürichern die Bundesbriefe zurückzugeben. So sah sich die Regierung denn auf die eigene Kraft und auf ihr Volk beschränkt. Um die Gesinnung des letztern kennen zu lernen, ließ sie abermals durch ihre Vögte und Beamten den einzelnen Gemeinden Bericht erstatten und anfragen.

Die Antworten fielen sämmtlich für die Regierung aus, und stimmten zusammen in dem Entschlusse, die evangelische Freiheit aufrecht zu erhalten und mit „Ehr, Leib, Gut und Leben“ der Regierung beizustehen. Doch ward auch der Wunsch ausgesprochen, mit den übrigen Eidgenossen, wo immer möglich, im Bunde und im Frieden zu bleiben. Einige Gemeinden drückten auch den

Wunsch aus, daß die Gegner des Gotteswortes in der Stadt Zürich, ja im Rathe selbst, beseitigt werden möchten.

Aus dem Gesammtinhalte dieser Antworten konnte die Regierung entnehmen, daß es ihr, selbst wenn sie gewollt hätte, unmöglich sein würde zurückzukehren. Sie mußte auf dem Wege der Reform, wenn auch mit Schonung und Vorsicht, fortschreiten. So befahl denn der Rath die Bilder und Reliquien aus den Kirchen in möglichster Stille und mit Schonung zu entfernen; wo die Mehrheit einer Gemeinde solche behalten wolle, da solle man noch warten, bis sie besser belehrt sei. Damit fielen denn auch alle damit zusammenhängenden Gebräuche: das Segnen der Palmen, das Weihwasser, die Kerzen und Lichter, die letzte Oelung und dergleichen. Alle Prozessionen wurden aufgehoben und alle geistlichen Stiftungen, so wie das ganze Mönchswesen reformirt. Freiwillig hatte das Chorherrnstift am großen Münster seine Pfründen und seine weltliche Gerichtsbarkeit dem Rathe abgetreten, verwahrte sich jedoch gegen Ablieferung seiner reichen Kirchenzierden, die aber dennoch durchgesetzt ward und dem Rathe einen Theil der in der Folge durch die bewegten Zeiten vergrößerten Staatsausgaben ersetzte. Catharina von Zimmern, Aebtissin am Frauenmünster, übergab gegen Zusicherung einer Leibrente für sich und die übrigen Klosterfrauen ihr Gotteshaus sammt seinen Rechten und Einkünften der Regierung. So boten die Hand zur Aufhebung oder Umgestaltung für nützlichere Zwecke auch das Chorherrnstift zu Embrach, die Cisterzienser zu Cappel, die Augustiner auf dem Heiligenberge bei Winterthur. Die übrigen Klöster wurden unter Verwaltung der Regierung gestellt. Am meisten widerstrebten die Dominikaner in der Stadt, welche, obwohl durch ihre Ordensregel zur Armuth verpflichtet, die reichsten Besitzungen hatten. Indeß sie, so wie die Franziskaner und Augustiner, mußten sich dem Willen der Regierung fügen. Die Klöster wurden aufgehoben; die jüngern Mönche angehalten, ein Handwerk zu lernen, die zurück bleibenden erhielten im Konvent eine Freistätte bis zu ihrem Aussterben.

Die der Regierung zugefallenen Einkünfte wurden verwendet zur Gründung von Schulen, einer Pfleganstalt für Studirende, eines Almosenamtes, eines Kranken- und Waisenhauses. Das bisherige Spital ward erweitert, und für gelehrte Bildung durch Berufung geeigneter Männer aus der Ferne gesorgt. So kamen außer Myconius noch andere Lehrer der Sprachen nach Zürich.

In diesem Jahre, den 2. April 1524, verheirathete sich nun auch Zwingli mit Anna Reinhart, Wittwe des 1520 verstorbenen Hans Meier von Knonau, von dem sie einen Sohn und zwei Töchter in die Ehe mit Zwingli und ansehnliches Vermögen mitbrachte. Von Zwingli's eigenen Kindern starb der eine Sohn, Wilhelm, während seiner Studien zu Straßburg, Ulrich wurde nachher Diakon am großen Münster; eine Tochter, Regula, verheirathete sich mit Rudolf Walther, Pfarrer zu St. Peter. Die übrigen Töchter starben früh. Nach Allem, was man von Zwingli's häuslichem Leben weiß, war seine Ehe eine glückliche.

Während diese Reformen vor sich gingen, starben in Zürich beide Bürgermeister in einem Zeitraum von drei Tagen; an ihre Stellen kamen Walder und Roist, der Sohn des vorigen Bürgermeisters; der Fortgang der Reformen ward indeß dadurch nicht gehindert. Allein schon zeigten sich die Gefahren, welche von der überspannten Partei der Reformfreunde der Entwickelung des begonnenen Werkes bereitet wurden.

Ihren Grund und Boden hatte die Reformation in dem Anschließen an die heilige Schrift gefunden. Alle Maßregeln, alle Lehrsätze, welche man auf den Buchstaben der Schrift zurückführen konnte, wurden ohne Weiteres als gerechtfertigt und wahr angesehen. Weiter zu gehen und etwa die Lehren der Schrift selbst nach vernünftigen Grundsätzen zu beurtheilen, dazu war die Zeit nicht reif; es hätte solches Beginnen, wodurch der Haltpunkt jener Bewegung verloren worden wäre, zu bodenloser Verwirrung der Begriffe und des Lebens führen müssen. Der Fortschritt bis zu dem Buchstaben der

Schrift war für jene Zeit schon ein ungeheurer; denn das ganze hierarchische System und zahllose Mißbräuche, am Buchstaben der Schrift gemessen, mußten fallen. Dieser Glaube an die göttliche Wahrheit der Schrift, welchen Zwingli mit allen seinen Zeitgenossen theilte, war es auch, welcher den Muth und die moralische Kraft der Reformatoren aufrecht hielt, unter den Erschütterungen des äußern Lebens, die sie hervorgerufen hatten; indem sie der Ueberzeugung lebten, daß sie nicht ihre persönlichen Ansichten, sondern das „Wort Gottes" lehrten. Und wie das ganze Zeitalter, so konnten sie selbst in ihren innern Kämpfen und Ringen nach Wahrheit nur in dem Glauben an die Schrift einen Anker finden. Allein die heilige Schrift ist ein Buch, in den verschiedensten Zeiten, von verschiedenen Verfassern entstanden; aus dem Buchstaben der Schrift lassen sich gar verschiedene Lehren und Bestrebungen rechtfertigen, und bekanntlich haben alle christlichen Parteien, so verschieden sie sein mögen, sich auf die Schrift berufen. So ward denn auch die Schrift von den Schwärmern jener Tage, als das Banner ihrer überspannten Ansichten oder selbstsüchtigen Bestrebungen gebraucht. Verderbliche Lehren wurden von denselben unter dem Volk verbreitet, wie z. B. daß die Wissenschaft überflüssig sei, daß Christen kein Eigenthum besitzen sollten, daß ein Volk von lauter Brüdern keiner Regierung bedürfe u. a. m. Mißverstandene, falsch übersetzte, aus dem Zusammenhange gerissene Bibelstellen dienten zur Erhärtung solcher Lehren.

Die Häupter jener Partei, welche durch Schriften, durch Reisen, durch Mittel aller Art sich Anhang zu verschaffen suchte, waren die schon genannten: Konrad Grebel, Wilhelm Röubli, Simon Stumpff; zu diesen kamen dann noch Felix Mahz und Johannes Bröblin. Manz, der uneheliche Sohn eines Geistlichen, besaß bedeutende Kenntnisse in der damals noch wenig gekannten hebräischen Sprache, konnte aber zu keiner öffentlichen Anstellung in diesem Fache gelangen, und gesellte sich den Wühlern bei. Im Hause seiner Mutter zu Zürich wurden nächtliche Zu-

sammenkünfte gehalten, in denen man seine Unzufriedenheit mit dem bisherigen Gange der Reform aussprach und den Entschluß gewann, sich wo möglich der Leitung des Ganzen zu bemächtigen, oder eine neue Kirche zu gründen. Zunächst versuchte man, Zwingli dem Bunde zu gewinnen, und da die Versuche fehlschlugen, so begann man, den Reformator überall zu verläumden und zu verdächtigen, und ihm Verlegenheiten zu bereiten. Brödlin, welcher als Pfarrer zu Quarten in der Landvogtei Sargans zuerst das Fastengebot gebrochen und sich verheirathet hatte, war von dem Landvogt in's Gefängniß gesetzt worden; daraus entkommen, begann er nun zu Zollikon, wo er Hilfsprediger geworden, die Lehre und die Sekte der Wiedertäufer zu gründen und zu verbreiten. Als die Regierung in Zürich den Beschluß gefaßt hatte, die Bilder und die Messe abzuschaffen, begannen die Einwohner von Zollikon, durch Brödlin's Predigten dazu gereizt, Bilder und Altäre in der Kirche zu zerschlagen und den Taufstein fortzuschaffen. Es sei unchristlich, behauptete man, Kinder zu taufen, wofür im Evangelium sich kein Beispiel finde; nur Erwachsene müsse man taufen. Und so ließen dann auch viele der Bethörten sich noch einmal als Erwachsene taufen. Andere zogen in den Häusern umher, erklärten und predigten die Schrift und nahmen das Nachtmahl. Manz und Grebel erschienen ebenfalls in Zollikon.

In andern Gegenden brachen Unruhen in entgegengesetzter Richtung aus. Die Einwohner von Meilen wollten ihre sich verheirathenden zwei Priester nicht mehr in der Kirche dulden, drangen in ihre Häuser, verschwelgten Wein und Lebensmittel. Nur mit Mühe konnte die Regierung einen Vertrag zwischen den Predigern und ihrer Gemeinde zu Stande bringen.

Einen Monat darauf erfolgte der sogenannte Ittingersturm. Der Landvogt Joseph von Berg in Thurgau, um sich den Feinden der Reform beliebt zu machen, hatte den reformirenden Pfarrer Oechsli auf Burg bei Rain bei nächtlicher Weile gefangen nehmen lassen. Seinen Hilferuf

hatten die Wächter vernommen; es ward Sturm geläutet. Die Bürger von Stein, verstärkt durch zürcherische Nachbarn aus Rammheim, setzten den Entführern nach. Allein da diese schon einen Vorsprung erreicht hatten und die angeschwollene Thur den Uebergang des empörten Haufens hemmte, so mußte man von der Befreiungsthat abstehen. Nun aber warf man sich wüthend auf das unbeliebte Karthäuser-Kloster Ittingen. Es ward geplündert und geraubt; von einem nie ermittelten Thäter angezündet, sank das ganze Kloster in Asche.

Die Züricher hatten, sobald sie Kunde von dem Aufruhr erhalten, die Ihrigen aus dem Kloster zurückgerufen. Hans Wirth, Untervogt zu Rammheim, nebst seinen zwei Söhnen, beide Priester, sowie Burkhart Rütimann, Untervogt zu Nußbaumen, wurden selbst gefangen gesetzt, weil sie dem Aufruhr nicht kräftig genug gewehrt hätten. Allein die Eidgenossen verlangten die Auslieferung der Gefangenen, da die That nicht im Kanton Zürich, sondern im Thurgau auf eidgenössischem Gebiet geschehen sei. Die Mehrheit des Rathes in Zürich entschied sich endlich, den Eidgenossen zu willfahren, um diese von der beschlossenen Selbstrache an Stein und Rammheim abzuhalten. Nun aber wurden die Gefangenen zu Baden nicht allein wegen des Vorganges im Thurgau verhört und gräßlich gefoltert, sondern auch wegen ihrer Theilnahme an den Reformen im züricherschen Gebiet und überhaupt wegen ihres ketzerischen Glaubens. Auch nicht der entfernteste persönliche Antheil an dem Brande von Ittingen konnte ihnen bewiesen werden, und dennoch wurden sie, mit Ausnahme des einen der Söhne von Wirth, hingerichtet.

Sie starben mit Muth und Standhaftigkeit. Das Schicksal der Unglücklichen aber erregte, namentlich in ihrer Heimath, wo sie angesehene Leute waren, die Theilnahme des Volkes; der Unwille des nördlichen Kantons Zürich fiel auf den Rath und dessen Nachgiebigkeit, gegen welche auch Zwingli gepredigt hatte. Und dieser Umstand trug viel zu den später dort vorkommenden Unruhen bei.

Die schwärmerischen Grundsätze der Wiedertäufer erregten gerade um jene Zeit auch in Deutschland mancherlei Unruhen. Thomas Münzer, Haupt der sächsischen Wiedertäufer, kam nach Basel und Waldshut. Hier lernte ihn Balthasar Hubmeier, Prediger in Waldshut, kennen, ein Mann von ziemlicher Schriftkenntniß und großem Muthe, und für alles Neue leicht zu gewinnen, der jetzt ein ebenso eifriger Anhänger Münzer's wurde, wie er früher Hauptbeförderer der fanatischen Wallfahrten in Regensburg, Feind der Juden und darauf Anhänger Luther's gewesen war. Waldshut ward eine Zeit lang der Hauptsitz der Wiedertäufer, dorthin kam auch Simon Röubli, nachdem er aus dem Kanton Zürich vertrieben war; und durch diesen und Münzer verleitet, durchzog Hubmeier als Apostel der Wiedertaufe die ganze Gegend. Die Warnungen der österreichischen Regierung blieben fruchtlos; es strömten vielmehr immer mehr Schwärmer und Abentheurer aller Art dort zusammen. Man beschloß den ernstlich werdenden Maßnahmen Oesterreichs bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Im Gebiete von Zürich wurden sogar Freiwillige für diesen Zweck geworben, welche auf die Aufforderung des Rathes zur Umkehr erklärten, daß sie lieber sterben als umkehren wollten.

In Waldshut vermischten sich nun Kriegslieder und rohe Gesänge mit den frommen Psalmen; das Abendmahl ward unter Musik und Klang gefeiert. Obschon Einige der besonneneren Züricher auf eine erneuerte Aufforderung ihrer Regierung zurückkehrten, so blieben doch die Meisten dort; es begann ein offener Aufstand. Abgaben und Frohndienste wurden verweigert, ein Abgeordneter des Rathes durch Steinwürfe verwundet. Der Aufstand pflanzte sich über die züricherische Gränze fort. Ein Schwarm der Aufrührer fiel auf das Kloster Rüti, dessen Abt zuvor mit Geldern und Kostbarkeiten entflohen war, und tobte und schwelgte daselbst. In einigen Gemeinden ward Sturm geläutet und das Johanniterhaus zu Bubikon ebenso überfallen wie Rüti. Mit Mühe stellte die Regierung für

den Augenblick die Ruhe wieder her durch eine an die Landleute abgeordnete Botschaft, welche dieselben aufforderte, ihre Wünsche und Begehren schriftlich einzureichen; dies geschah auch von mehreren Gemeinden. Es zeigte sich nun, daß diese Bewegungen im Zusammenhange standen mit dem Bauernaufstande in Deutschland, welcher blutig unterdrückt wurde. Die von den empörten Gemeinden eingereichten Beschwerden glichen genau den zwölf Artikeln, welche die Bauern in Deutschland gegen ihre Grundherren durchzusetzen suchten. Doch waren die Bauern in Deutschland wegen der sie drückenden Tyrannei weit mehr zu Beschwerden berechtigt, als die Landleute gerade damals in dem Freistaate Zürich. Uebrigens waren die in 12 Sätzen ausgesprochenen Wünsche der deutschen sowohl als der schweizerischen Bauern aus einer vernünftigen Idee bürgerlicher Freiheit und Gleichheit entsprungen. Die von den Führern der deutschen Bauern entworfene Konstitution enthält fast sämmtliche Grundgedanken, welche noch heute das Streben einer weit gebildeteren Zeit bewegen.

Die von den empörten Schweizergemeinden vorgebrachten Wünsche betrafen zumeist die Stellung der Landleute zur Regierung, den Zehent, den Zinsfuß, die Frohnden, die Freiheit der Gewerbe, die Klostergüter und das Recht der Predigerwahl. Der Rath in Zürich, entschlossen nachzugeben, so weit es mit den bestehenden Rechtsverhältnissen verträglich und ohne Unordnung möglich sei, verstärkte sich durch Ausschüsse der Zünfte in der Stadt, um die eingereichten Beschwerden und Forderungen reiflich zu prüfen. Jede Gemeinde erhielt ihre besondere Antwort. Man versprach allerdings wesentliche Erleichterungen; allein bis zu dem Gedanken einer vollkommenen Rechtsgleichheit aller Staatsbürger konnte man sich, an alten Urkunden hangend, nicht erheben. Die Rathsboten fanden nirgends eine günstige Stimmung. Es äußerte sich die Meinung, daß man nur in einer Volksgemeinde über diese Dinge berathen könne. Eine solche ward denn auch ausgeschrieben auf den 5. Juni auf dem Felde bei Töß. Die Versammlung war indeß ohne Ordner und Leiter,

und keine bestimmte Gegenstände der Berathung wurden vorgelegt.

Die Masse zerfiel in verschiedene Haufen; Einige tobten und lärmten, Andere unterredeten sich, Andere blieben gaffende Zuschauer. Die abgeordneten Regierungsglieder gingen umher, suchten zu beruhigen, mußten jedoch manch drohendes Wort vernehmen. Viel wirkte durch Gewandtheit und Freundlichkeit zur Beruhigung des Haufens der Vogt Lavater von Kyburg, noch mehr die Bürger von Winterthur, welche ganze Schaaren in ihre Stadt aufnahmen, sie freigebig bewirtheten und einstweilen beruhigten.

Hier besänftigt, brach indeß der Geist der Unzufriedenheit in den nördlichen, näher an Deutschland gränzenden Theilen des Kantons Zürich zwischen dem Thurfluß und Rhein wieder hervor. Die Bewohner, von dem aus Deutschland kommenden Gedanken der Freiheit erregt, und noch beleidigt durch die Hinrichtung ihrer Mitbürger, welche der Rath von Zürich nach dem Ittingersturme der Willkür der Eidgenossen preisgegeben, ließen sogar den Gedanken einer Trennung von Zürich merken. Die Regierung, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sandte einige ihrer gewandtesten Mitglieder mit ausgedehnten Vollmachten in die unzufriedenen Ortschaften. Zugleich wendete sie sich mit Anfragen, Ermahnungen und einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift an die bisher treu gebliebenen Gemeinden. Die Antworten enthielten sämmtlich den Ausdruck der Zufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung und die Versicherung der Treue und Ergebenheit. Unterstützt also durch die öffentliche Meinung des größeren und gebildeteren Theiles ihrer Kantonsbürger, fühlte sich die Regierung sicherer und forderte Abgeordnete der unruhigen Bezirke zu einer Besprechung vor den großen Rath, zu welcher auch sämmtliche Prediger jener Gegenden einberufen wurden. Es wurde ihnen die Nothwendigkeit des bestehenden Zehnten dargelegt, zugleich mit dem Versprechen, daß die Regierung die Forderungen der Gemeinden reiflich berathen und nachlassen wolle, was sie

nach göttlichem Wort nachlassen könne. Die Prediger wurden ermahnt, für Ruhe und Ordnung zu wirken, und diese ward einstweilen hergestellt.

Wohl erkannte indeß die Regierung, daß die auf diese Weise durch Worte hergestellte Beruhigung durch fernere Maßregeln erhalten werden müsse. Sie konnte aber der Zehntpflicht nicht auf ein Mal entheben, da der Zehnt ihr selbst eine nothwendige Einnahme und nicht allein der Kirche, sondern auch Fremder Eigenthum war, welche von der Regierung Schutz ihres Rechtes begehrten. Es lag nun daran, die Ueberzeugung der öffentlichen Meinung für diese Gründe zu gewinnen, und das ward Zwingli's Aufgabe.

Dieser mußte aber vor Allem die Ansichten im Rathe selbst ausgleichen, indem er bei dem einen Theile die Meinung fand, der Zehnt sei Religionssache, — eine Ansicht, welche der Unterschreiber am Grüt mit der Bibel in der Hand zu verfechten suchte, wobei er namentlich das alte Testament für sich hatte. Zwingli suchte ihm darzuthun, daß das alttestamentliche, levitische Priesterthum mit dem Evangelium sein Ende erreicht habe, konnte aber weder ihn, noch den Rath genügend überzeugen. Er schrieb indeß eine ausführliche Erklärung der Rechte des Staates und der Kirche auf den Zehnt auch für das Volk, und der Rath benutzte diese für seinen Erlaß. Der große Zehnt ward als eine nicht erläßliche Pflicht auch für die Zukunft gefordert. Den kleinen Zehnt betreffend, versprach die Regierung Untersuchung, Abschaffung der Mißbräuche, Erleichterung der Ablösung. Jedoch zeigte die Regierung auch Festigkeit für ihre Gebote und Strafernst. Einer der Aufrührer Namens Süßtrunk ward hingerichtet, der Pfarrer von Neftenbach, der durch beunruhigende Reden sich ausgezeichnet hatte, ward einige Zeit gefangen gesetzt und mit Geldstrafe belegt.

So wurden die Zehntunruhen beigelegt. Allein die Wiedertäufer, welche besonders in der Herrschaft Grüningen ihr Wesen trieben, waren hartnäckiger. Sie zeigten sich immer mehr als Feinde Zwingli's, ihn mehr

befehdend, als Mönche und Priester. Je mehr sie Widerstand fanden, desto mehr steigerte sich ihre Schwärmerei, in welcher sie sich zu Propheten oder zu Märtyrern ihrer Sache berufen fühlten. Das Auftreten dieser Leute in der Schweiz glich ganz und gar dem in Deutschland. Die Bilderstürmer vereinigten sich mit den Wiedertäufern. Aus einem Freunde Luther's war Karlstadt ein heftiger Feind des großen Reformators geworden. Thomas Münzer pries dagegen den Bilderstürmer Karlstadt, der so weit ging, daß er gar keinen äußeren Gottesdienst wollte gelten lassen. Und die schweizerischen Schwärmer standen mit den deutschen im Briefwechsel. Konrad Grebel und Manz predigten zwar nicht offenen Aufruhr gegen die Obrigkeit, riethen sogar ihren deutschen Genossen davon ab; allein ihre Lehren von brüderlicher Gemeinschaft der Christen und von der Schriftwidrigkeit der Zehnten waren dennoch ohne Zweifel von Einfluß auf die eben erwähnten Zehntunruhen. Verfolgung gewärtigten diese Leute, schienen sie fast zu wünschen. Die Regierung zögerte indeß, wohl erkennend, daß Verfolgung und Märtyrerthum das Uebel noch größer machen würde.

Erst als die Schwärmerei von Zollikon sich weiter verbreitete und ganze Schaaren der Bethörten von dort aus in die Umgegend sich verbreiteten, als sie mit Stricken umgürtet in Sack und Asche nach Zürich gekommen waren und auf öffentlichen Plätzen „Wehe über Zürich!“ gerufen hatten, verordnete die Regierung ein Gespräch mit denselben auf dem Rathhause. Ein entsprungener Mönch, gewöhnlich Georg Blaurock genannt, ein eifriger Wiedertäufer, hatte ein s. g. Bekenntniß aufgestellt und verbreitet, worin er sich und seine Genossen die einzige Thür zum Leben nannte, die anderen aber, den Papst, wie Luther und Zwingli, Diebe und Mörder. Er erklärte sich bereit, wie ein guter Hirte sein Leben zu lassen für die Schaafe, — möge man ihn in den Thurm sperren, das Leben ihm rauben durch Feuer oder Schwert, oder möge man durch die Folter sein Blut aus seinem Leibe pressen, wie das Blut Christi am Kreuz. Er begehrte vom

Rathe in Zürich eine Stunde zur Disputation mit Zwingli und Leo Judä. Sie ward ihm gewährt am 17. Januar 1525. Die großen Räthe, die Gelehrten und Geistlichen waren zugegen. Grebel, Manz, Blaurock, Röubli, Ludwig Hätzer, waren die Hauptkämpfer gegen Zwingli. Dieser begann mit dem Geständniß, daß er früher auch der Meinung gewesen, es sei besser, die Taufe erst im vorgerücktern Alter zu vollziehen; allein er habe später nach reiflicher Ueberlegung eine andere Ansicht gewonnen. Seine Hauptgründe für die Kindertaufe waren etwa folgende: Die Taufe sei das äußere Zeichen der Aufnahme in den Christenbund. Es sei hinreichend, sie einmal empfangen zu haben. Erwachsene seien von den Aposteln darum getauft, weil sie in diesem Alter erst der Gemeinde beigetreten. Die heilige Schrift habe allerdings kein Beispiel der Kindertaufe, allein ebensowenig könne aus derselben das Gegentheil bewiesen werden. Dagegen erwähnten schon die ältesten Kirchenväter der Kindertaufe. Diese sei an die Stelle der Beschneidung getreten, welche im alten Testamente geboten, und es liege den Aeltern die Pflicht ob, Gott die Kinder zuzuführen.

Die Wiedertäufer waren nicht im Stande, ihrem Gegner die Wage zu halten; die besonnene Reform siegte über den schwärmenden Eifer. Der Rath beschloß am folgenden Tage, daß alle Kinder innerhalb der ersten acht Tage getauft werden sollten. Widerspenstige Aeltern sollten aus dem Kanton gewiesen werden. Der Gemeinde in Zollikon ward aufgetragen, den Taufstein wieder herzustellen. Grebel und Manz wurden ermahnt, fortan Ruhe und Ordnung zu halten. Röubli, Bröblin und Hätzer empfingen den Befehl, binnen acht Tagen das Züricher Gebiet zu verlassen. Ueber die Taufe sollte nicht mehr disputirt werden; doch könnten andere Artikel ferner besprochen werden.

Die Wiedertäufer aber behaupteten, Zwingli habe sie nicht widerlegen können; sie beriefen sich auf den alten

Spruch: man müsse Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Obgleich Röubli, Brödlin und Hätzer den Kanton verließen, so unterhielt doch namentlich der Erstere einen aufregenden Briefwechsel mit seinen Genossen im Kanton, verhieß ihnen die Freuden des Himmels, im Fall sie treu blieben, und weissagte ihnen die ewige Verdammniß, falls sie abfielen. Durch solche apostolische Briefe, durch Predigen und Ermahnen aller Orten hielten die Schwärmer ihre Sache aufrecht, und riefen allerlei fanatische Auftritte hervor. In ganzen Bezirken erhoben sich oft die Weiber, strömten in ganzen Schaaren zusammen, wenn ein solcher Apostel daher zog, fleheten um die Wiedertaufe oder einen Vortrag. Selbst in den Kirchen des Landes erhoben sich Unordnungen.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen im Lande hielt es die Regierung für nöthig, den Konrad Grebel, Manz und eine Anzahl ihrer Anhänger in Gewahrsam zu nehmen. Sie wurden im Kloster der Augustiner bei übrigens milder Behandlung untergebracht. Zwingli und zwei andere Prediger erhielten den Auftrag, sie dort häufig zu besuchen, da man noch immer hoffte, sie belehren zu können. Bei solchem Besuche hatte nun Zwingli einmal behauptet, daß nach dem neuen Testament Niemand zum zweiten Mal getauft sei. Nun aber wird in der Apostelgeschichte (19, 3—5) erzählt, daß Paulus in Ephesus 12 Jünger gefunden, die auf Johannis Namen getauft worden, und daß er nun dieselben auf den Namen Jesu getauft habe. Auf diese Stelle sich berufend, erhoben nun die Wiedertäufer ein großes Triumph-Geschrei. „Weiß er nicht," hieß es, „daß jene Zwölf noch einmal getauft sind?" Das Gerücht von diesem sogenannten Siege verbreitete sich mit Schnelligkeit über das ganze Land. „Er ist gefallen," rief man, „der falsche Prophet, der große Drache; der Geist des Herrn ist mit uns. Ueberall wird nun das Evangelium an den Tag kommen. Weg mit den Abgaben! Weg mit dem Schwerte! Kein Christ soll mehr ein Oberer sein! Wir Alle sind Brüder. Verkauft eure Güter; legt Alles auf

einen Haufen zusammen. Es gebe keine Armen und Reichen mehr."

Wenig half nun ein zweites Gespräch, welches am 20. März 1525 veranstaltet wurde. Die Sache mußte vor dem ganzen Volk entschieden werden. Vorerst behandelte Zwingli dieselbe in seinen Predigten, er suchte den Unterschied zwischen der Taufe des Johannes und der des Paulus klar zu machen, und entwickelte die Folgen der thörichten Schwärmerei so lebendig und überzeugend, daß am Schlusse einer dieser Predigten ein lautes Klatschen erscholl. Die Stadt war dadurch gewonnen.

In dem Lande aber blieb die Sache der Wiedertäufer ungeschwächt. In den Gesprächen, so behaupteten dieselben, habe Zwingli sie nicht zu Worte kommen lassen, dieser werde von der Obrigkeit parteiisch in Schutz genommen. Viele der Landbewohner glaubten diese Beschuldigungen. Der Rath erhielt eine Bittschrift, worin um ein abermaliges öffentliches Gespräch ersucht wurde. Was dann mit dem Worte Gottes erfunden werde, versprach man, daran wolle man sich halten. Zwingli selbst unterstützte dieses Gesuch, und die Regierung schrieb das dritte öffentliche Gespräch auf den 6. Nov. 1525 aus, und versprach freies Geleit Allen, die im Stande zu sein glaubten, ihre abweichenden Lehren zu vertheidigen. Zwingli, Leo Judä und Kaspar Großmann, Pfarrer an der Predigerkirche, wurden bestimmt, ihnen zu antworten. Wolfgang Joner, Abt zu Cappel, der Comthur Schmied, Sebastian Hofmeister von Schaffhausen und Dr. Vadian von St. Gallen wurden zu Vorsitzern für die Versammlung ernannt. Die Wiedertäufer erschienen zahlreich. An ihrer Spitze Grebel, Manz und Blaurock. Die Herrschaft Grüningen, noch immer der Hauptsitz der Wiedertäufer, hatte auf Befehl der Regierung zwölf Abgeordnete gesendet. Eben hatte auf dem Rathhause bei einer alle Räume füllenden Zuhörermenge das Gespräch begonnen, als mit dem Geschrei: „O Zion, o Zion! Frohlocke, Jerusalem!" eine neue Schaar Schwärmer hereindrang und Alles in Verwirrung brachte. Darum ward

nun die Versammlung, um größern Raum zu gewinnen, in die Kirche des großen Münsters verlegt.

Drei Tage hintereinander, vom Morgen bis zum Abend, wurde hier gestritten. Keinem wurde das Wort versagt, Keinem der Zutritt. Zunehmend günstiger gestaltete sich das öffentliche Urtheil für die Sache Zwingli's. Matter wurden am dritten Tage die Angriffe der Wiedertäufer; ihr Selbstvertrauen schwand; als Einer von ihnen, der sich durch besondere Heftigkeit hervorthat und deswegen schon von seinen Genossen zurückgehalten war, sich erhob. Mit einem Worte, rief er, wolle er den Kampf beendigen, stellte sich darauf mit entflammtem Gesicht und heftigen Geberden vor die Prediger: „Zwingli, ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns die Wahrheit sagest!“ „Die sollst du hören,“ antwortete Zwingli ruhig, „du bist ein tölpischer, aufrührerischer Bauer, so einfältig, als unsere Herren einen im Lande haben.“ Lautes Gelächter erscholl, und die Versammlung ward geschlossen. Die Regierung erließ nun eine offene Erklärung über den Hergang, in welcher es hieß, daß die Wiedertäufer von Zwingli und seinen Anhängern frei überwunden worden, da sie ihre hochmüthigen und frevelhaften Bestrebungen aus dem Worte Gottes nicht hätten darthun können; sie gingen darauf aus, Verachtung und Ungehorsam gegen die weltliche Obrigkeit zu verbreiten, und wider die christliche Liebe zu den Nebenmenschen Rotten, Sekten und Zank zu stiften. — Jede fernere Wiedertaufe ward bei Strafe verboten. Grebel, Manz und Blaurock wurden vor den Rath beschieden und ernstlich ermahnt, von ihren Irrungen abzustehen. Doch umsonst. Man sah sich genöthigt, sie in den Thurm zu sperren. Hier aber fanden sie Mittel, eine Schrift aufzusetzen, die, weiter verbreitet, ihre Anhänger zu neuem Widerstande reizte. Daher erklärten denn auch in der Herrschaft Grüningen Viele, daß sie dem Mandat der Regierung keinen Gehorsam leisten würden. Der Landvogt versuchte dort alles Mögliche, dieselben zu gewinnen. Er beschied die zwölf Ab-

geordneten aus Zürich zu ein Gespräch auf das Schloß, und diese erklärten, daß Zwingli gesiegt habe, baten ihre Mitbürger, von ihrem Irrthum zurückzukommen. Doch nur Wenige fügten sich, als man jeden Einzelnen um seine Meinung fragte.

Verstärkt wurde der Widerstand noch durch Hubmeier, welcher, fliehend von Waldshut, als dasselbe im Dezember 1523 von den Oesterreichern erobert wurde, nach Zürich kam. Die dortigen Gefangenen waren, als sie Hoffnung machten, daß sie sich ruhig verhalten würden, unter scharfer Strafandrohung in Freiheit gesetzt, hatten sich aber in alle Theile des Landes verbreitet und von Neuem die Flamme angeschürt. Hubmeier bestand vor den Räthen gegen Zwingli, Leo Judä und Mykonius ein Gespräch, worin er sich für überwunden und zum Widerruf auf der Kanzel der Frauenkirche bereit erklärte. Schon stand er auf der Kanzel und ihm gegenüber auf einer andern Zwingli; allein statt des Widerrufes begann er zum Erstaunen der Gemeinde die Wiedertaufe auf's Neue zu vertheidigen. Das Volk murrt. Zwingli, von der zweiten Kanzel, fiel ihm in's Wort und brachte ihn zum Schweigen. Vier Wochen lang saß er nun wieder im Gefängniß, als er um Verzeihung bat. Wenn er damals, sprach er, die Wiedertaufe vertheidigt habe, so müsse der Teufel aus ihm geredet haben. So widerrief er denn nun wirklich nicht nur im Frauenmünster zu Zürich, sondern auch in der Kirche zu Goffau, in der Herrschaft Grüningen. Angewiesen, den Kanton zu verlassen, drohete ihm Gefahr von den Oesterreichern, die ihm jenseits des Rheines auflauerten, weßhalb Zwingli edelmüthig für ihn bat, daß man ihn behalten möge, bis er ohne Gefahr sich entfernen könne. Dies geschah. Doch nichtsdestoweniger blieb Hubmeier später nicht nur bei seinen Meinungen, sondern verläumdete Zwingli aller Orten. Er endete zuletzt in Wien auf dem Scheiterhaufen.

Die Vögte der Regierung begehrten nun von derselben strengere Maßregeln. Die Regierung ward allgemein wegen ihrer zu großen Nachsicht getadelt und er-

griff daher von nun an im Anfange des Jahres 1526 schärfere Maßregeln. Die Gefängnisse füllten sich, indem Jeder, welcher überführt wurde, noch einmal getauft zu haben, eingesperrt wurde. Grebel, Blaurock und Manz saßen im später sogenannten Ketzerthurm bei Wasser und Brot, und sollten, wenn sie nicht aufrichtige Zeichen der Besserung gäben, bis an ihr Ende darin bleiben.

Die Schwärmerei der Wiedertäufer artete aber auch in der That zu wahrer Tollheit aus, namentlich im Kanton St. Gallen, wohin Grebel die Sekte verbreitet hatte. Sie verbrannten die Bibeln, weil es heiße: der Buchstabe tödtet. Sie tändelten mit Puppen, zogen Tannenzapfen an einen Faden gebunden auf dem Boden umher, weinten kindisch und ließen sich mit Aepfeln trösten, warfen alle Kleider von sich, weil man wie die Kleinen werden müsse, denen allein das Himmelreich sei.

Ja, die Schwärmerei führte zum Brudermord. In einer Versammlung der Schwärmer in St. Gallen, wo man die Nacht unter wunderbaren Geberden, Verzuckungen und Offenbarungen hingebracht hatte, erklärte einst ein Mitglied, er müsse den Willen des Vaters vollbringen, ergriff ein Schwert und hieb seinem Bruder, der vor ihm kniete, den Kopf ab.

Solcher Wahnsinn mußte denn aber kräftiger, als alle gelehrten Disputationen zur Vernichtung der Sekte beitragen. Dem Volke gingen endlich die Augen auf. Zwar waren die in Zürich Gefangenen, unterstützt von ihren heimlichen Anhängern, in der Nacht entflohen und behaupteten nun: der Engel des Herrn habe sie befreit, wie einst den Paulus und Silas; allein ihre Zeit war vorbei. Die Regierung erließ ein Gesetz: wer hinfort Erwachsene taufe, der solle ohne Gnade ertränkt werden. Und als dennoch Blaurock, Manz und Andere dies wagten, wurden sie ergriffen, Blaurock, als ein Irrender, mit Ruthen gepeitscht und aus dem Kanton getrieben, die Andern am 5. Januar 1527 in der Limath bei Zürich ertränkt. Sie starben zwar auf ihrem Sinn beharrend und mit Standhaftigkeit, Manz selbst von seiner

alten Mutter darin bestärkt, aber auf das Volk machte ihr Ende keinen Eindruck mehr, man war des unlautern Treibens müde. Grebel's Ende ist nicht bekannt.

So war Zwingli mit seinen Reformen innerhalb des Kantons glücklich durchgedrungen und hatte manche Gefahren glücklich überwunden; allein noch hatte er vornehmlich nach Außen heftige Feinde. Man hielt ihn für die Seele aller in Zürich vorgenommenen religiösen und politischen Reformen; ihn zu stürzen, mußte man vor Allem bedacht sein. Je höher er stand, desto weniger konnten ihm die Gefahren seiner Stellung entgehen. Diese Gefahren aber, wie wir schon früher bemerkt, wurden ihm vornehmlich bereitet durch jene schwärmerischen Freunde der Reform, welche ihre ungezügelte Neuerungslust aus dem kirchlich-religiösen auf das staatliche und bürgerliche Gebiet übertrugen. Die Bilderstürmerei, der Brand von Ittingen, die Bauernaufstände, die Zehentverweigerungen und das gesammte Wesen der Wiedertäufer wurden von den lauernden Feinden auf Rechnung des Reformators gesetzt, und was Mißbrauch der Freiheit war, ward als eigentliches Ziel und Zweck der Reform dargestellt.

Die katholischen Stände vereinigten sich auf einer Tagsatzung in Luzern, zu welcher Zürich und Schaffhausen nicht eingeladen waren. Durch Festhalten an dem Alten und zugleich durch Abstellung der schreiendsten Mißbräuche suchte man dem weiteren Vordringen der Reform entgegen zu wirken und die durch „lutherische und zwinglische Predigten" gestörte Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Die sieben Sakramente, das Abendmahl unter einer Gestalt, die Beichte und Absolution durch geweihte Priester, die Fürbitten der Maria und der Heiligen, der Glaube an das Fegefeuer, die Gemälde und Crucifixe, die Rechte und Güter der Klöster und Kirchen wurden in Schutz genommen. Man wolle sich, hieß es in der betreffenden Verordnung, nicht von der römischen oder allgemeinen christlichen Kirche trennen, da aber das Oberhaupt der

Kirche unthätig schlafe, so wolle man doch einige der eingerissenen Mißbräuche abstellen, zu Verhütung weiteren Unfalls, Ungehorsam und Zertrennung der Eidgenossenschaft, bis durch ein gemein christlich Concilium die Einigkeit in der Kirche hergestellt sei. Die Leutpriester und Seelsorger sollten sich nicht auf Geiz legen, wie vorher viel geschehen, sie sollten ihre Einkünfte, wie von Alters her, behalten, aber den gemeinen Mann nicht übermessen und ihm um Gelds willen die Sakramente nicht vorenthalten, sie sollten sich ehrbarlich, frommlich und wohl halten und den Laien ein gut Exempel vortragen. Kein Priester solle hinfort mehr als eine Pfründe und Seelsorge haben, keiner Priester werden, der nicht geschickt und tugendlich dazu. Verehelichte Priester und Ordensleute sollten ihrer Pfründen und Stellen verlustig sein. Vor die geistlichen Gerichte sollten fortan keine Laienangelegenheiten gebracht werden, sondern nur die Streitigkeiten, welche Ehesachen, Sakramente, Kirchen, Gotteshäuser oder Glaubenssachen beträfen. Doch sollten die Ehesachen und Beschwerden gegen Laien nicht eher an die geistliche Obrigkeit gelangen, bevor sie von dem weltlichen Gericht untersucht und dem geistlichen Entscheide zugewiesen worden. Vor dem Gericht des Bischofs sollten alle Sachen deutsch verhandelt werden, damit die Laien sie auch verstehen möchten. Es solle ferner kein römischer Ablaß um Geld, als womit sie bisher beschweret gewesen, zugelassen werden. Dispensationen und Sündenerlasse, die man bisher für Geld ertheilt, sollten sofort auch ohne Geld ertheilt werden. Wenn aber die Kurtisanen (römische Hofleute) kämen, sich der Pfründen widerrechtlich zu bemächtigen, so sollten solche „römisch Buben" gefänglich genommen und dermaßen gestraft werden, daß man vor ihnen sicher sei. Priester aber, welche sich grober Vergehen und Uebelthaten schuldig machten, und bisher vom geistlichen Gericht oft ungestraft geblieben, sollten, unangesehen ihrer Weihe, von den Gerichten wie Laien bestraft werden. Glaubensverwirrende Bücher von Luther, Zwingli und ihren Anhängern sollten in den Städten und Landen der Eidgenossen nicht gedruckt

und verkauft, sondern von Jedermann vernichtet werden. Die Lasten, welche die Leibeigenen der Prälaten und Gotteshäuser bisher gedrückt, sollten gemildert werden; weder Mann noch Frau sollten der eingegangenen Ehe wegen von ihren Halsherren gestraft werden. Wer sich der Eigenschaft loskaufen wolle, dem solle dies für mäßig Geld gestattet sein, und die Gerichte darüber entscheiden. Die Gotteshäuser sollten der Obrigkeit von ihrem Einnehmen und Ausgeben Rechnung ablegen. Die Geistlichen, welche bisher von allen Abgaben wider die heilige Schrift und göttlich Gebot sich frei gemacht, sollten wie der gemeine Mann die Pflicht gegen die Obrigkeit erfüllen. Diese Artikel sollten nach Befinden der Umstände von den Eidgenossen gemehrt und geändert werden können.

Diese Bestimmungen der katholischen Stände zeugen deutlicher als alles andere von dem damaligen Verderben der kirchlichen Zustände, welches auch die bürgerliche Gesellschaft zerrüttete und drückte, sie zeugen aber zugleich, daß die katholisch gebliebenen Kantone vor dreihundert Jahren der römischen Unterjochung weniger unterlagen, als in unserm Jahrhundert, wo der Geist des Ultramontanismus viel neue jesuitische Ränke und Mittel für seine Zwecke erfunden hat. Dem Papste wird in jenen Artikeln wenig Ehrfurcht gezollt und der Priesterwillkür trat man mit Entschiedenheit entgegen; allein der Fehler war, daß diese Bestimmungen nach keiner Seite hin verwirklicht wurden. In den Kantonen, wo der reformatorische Geist schon aufgewacht war, genügten sie nicht; in den übrigen fanden sie Widerstand und Widersetzlichkeit der Priester. In Bern, Solothurn und Basel war es den großen Räthen nicht mehr möglich, Verfügungen gegen verheirathete Geistliche zu treffen, das Fastengebot aufrecht zu erhalten und den Glauben an das Fegefeuer zu retten. Auf der andern Seite stemmte sich die Geistlichkeit allen Verfügungen entgegen, welche ihrer Hab- und Herrschsucht Schranken setzen sollten.

Während nun auf diese Weise die Verbreitung der Reformation ihre Hindernisse und Feinde fand, verletzten

die Träger derselben das reformatorische Grundprinzip selbst. Die Reformation in der Schweiz wie in Deutschland war gegründet auf den Grundsatz der freien Schriftforschung; jetzt setzte die Regierung in Zürich diesem Prinzipe selbst Schranken. Durch eine Verordnung ward eine Commission ernannt, welche alle Bücher, die in der Stadt Zürich gedruckt wurden, besichtigen sollte, ohne deren Wissen und Willen nichts gedruckt werden durfte. Also die Büchercensur, eine Geistesfessel, gegen welche namentlich in unserm Jahrhundert alle gebildeten Völker sich kämpfend erhoben haben; ein Institut, welches dem Systeme der geisttödtenden römischen Hierarchie entlehnt, nun auf den Boden des freien Protestantismus verpflanzt; das theoretische Prinzip der freien Schriftforschung thatsächlich aufhob. Zwingli war mit in dieser Commission und wenn wir ihn diese Maßregel billigen sehen, so läßt sich dieses nur entschuldigen in Rücksicht auf jene Zeit, wo die Masse des Volkes noch ungebildet, so leicht zum Mißbrauch der Freiheit verleitet werden konnte, eine Zeit, welche die Bedeutung jener Maßregel nach ihren Folgen noch nicht würdigen konnte. Den Römischen aber entging diese Inconsequenz der Reformation nicht. Wenn der Glaube überwacht werden solle, fragten sie, warum man sich denn der Aufsicht der Bischöfe und legitimen Aufseher entzogen? wenn der Glaube frei sein solle, weil er jede Prüfung bestehe, warum man denn denen das Wort nehme, welche anders prüften? Der Unterschied sei nur der, daß bei den Römischen das alte Gebot der Kirche, bei den Reformirten aber der neue Zwingli entscheide. Und diesen Einwendungen ließ sich wenig Haltbares entgegenstellen.

Da nun Zwingli der eigentliche Halt und Mittelpunkt der ganzen Reform war, so suchten die Römischen vor allem auf dessen Sturz hinzuwirken. Dr. Eck von Ingolstadt, der schon mit Luther eine Disputation bestanden, bot sich als Mittel dar, indem er sich bereit erklärte, nach der Schweiz zu kommen, um einen Kampf auch mit dem dortigen Reformator zu bestehen. Zwingli hatte dies kaum erfahren, als er selbst an Eck schrieb und

ihn einlud, nach Zürich zu kommen, denn da sei der geeignetste Platz, den Lehrer vor den Augen seiner Zuhörer zu widerlegen. „Es ist Zeit," schließt er, „daß ich aufhöre, wenn ich ein falscher Prophet gewesen. Wohl eher würde es sich aber erfinden, es sei Zeit, daß Du mit Deinem Truge das arme Volk nicht mehr hintergehest. Erbarme sich Gott über Dich, nehme Dir Dein steinernes Herz und gebe Dir ein so warmes, daß man mit Freude an Dich schreiben kann." Auch der Rath erließ an Eck eine Einladung mit beigefügtem sicherem Geleitsbriefe für die Her- und Rückreise. Nach vielfachen Verhandlungen zwischen den einzelnen Regierungen beschloß denn auch die Tagsatzung, das Anerbieten Eck's anzunehmen; das Glaubensgespräch aber ward nicht nach Zürich, sondern nach Baden im Aargau ausgeschrieben auf den Monat Mai 1526. Zürich, schon seit längerer Zeit zu den Berathungen der Tagsatzung nicht mehr eingeladen, hatte sich vergebens darüber beschwert; jetzt aber erhielt es eine Einladung, obwohl in kaltem, fast feindseligem Tone. Die Regierung von Zürich hatte zwar die Reformation innerhalb der Kantonsgrenzen mit Entschiedenheit durchgeführt, aber in keiner Weise die Bundesverträge verletzt und ihre Befugniß überschritten; dennoch benahmen sich die Eidgenossen immer mehr als Richter über diesen ihren souveränen Mitstand. Die Schlußberathungen über das zu haltende Religionsgespräch wurden ohne die gebührende Zuziehung der Züricher Rathsboten beendigt und die Züricher Regierung einfach von dem ohne sie Beschlossenen in Kenntniß gesetzt. Zum Voraus ward Zwingli's Lehre ketzerisch geheißen, er der Anreizung zum Aufruhr beschuldigt, und der Wille der Eidgenossen ausgesprochen, sich nicht von der heiligen Kirche zu trennen. Baden im Aargau, ein Hauptsitz der fanatischen Gegner der Reform, sollte die Stätte des Gespräches sein. Die Grundsätze der Römlinge gegen die Ketzer waren der Art, daß man selbst auf ihre festen Zusagen nicht bauen konnte. Papst Clemens VII. hatte kurz zuvor den Zürichern ihre rechtmäßige Forderung rückständigen Soldes abgeschlagen, mit der Bemerkung, daß er diese Forde-

rungen, so rechtmäßig sie auch sein möchten, ohne Verletzung der Gerechtigkeit und Gottesfurcht nicht befriedigen könne, wenn sie nicht ihren gottlosen Irrthümern entsagten, da man Ketzern mit Recht auch dasjenige nicht lassen könne, was sie von ihren Voraltern ererbt. In Freiburg waren Zwingli's Schriften, in Luzern sein Bild verbrannt, und einige Stände hatten sogar den Befehl gegeben, ihn zu fangen, wo er zu betreten sei. Unter solchen Umständen war die Regierung nicht geneigt, den Mann preiszugeben, an dessen Leben die ganze Umgestaltung ihres staatlichen und kirchlichen Lebens geknüpft war; sie verbot ihm die Reise nach Baden. Zwingli selbst, obwohl ihm nie der Muth fehlte, war dennoch zu klug, um sich zum Opfer der Hinterlist von Gegnern zu machen, die seinen Muth vielleicht nicht geachtet, nur des Betrogenen gespottet haben würden. Hatten doch kurz vorher die Häupter des nach Baden ausgeschriebenen Gesprächs den muthvollen und überzeugungstreuen Pfarrer Hans Hüglins in Mörsburg lebendig verbrannt. War doch ein anderer Namens Peter Spengler durch Vermittlung des Bischofs von Constanz zu Freiburg im Breisgau ertränkt worden. Zwingli ging nicht in die Falle, und erklärte der Regierung zu Bern, die sein persönliches Erscheinen bei dem Gespräche gewünscht hatte, daß er der Disputation nicht ausweiche, im Gegentheil sie gewünscht habe, aber nicht an dem Platze, wo er unter allen Umständen der Gewalt seiner Feinde hingegeben, die längst vorher schon ihre Entschlüsse gefaßt. Je dringender die an ihn ergangene Einladung der Eidgenossen war, desto mehr mußte er auf einen angelegten Plan schließen, zumal da auch die Ausdrücke des ihm übersandten Geleitsbriefes schwankend und verfänglich waren. Hätten die von dem Pfaffenthum geleiteten Eidgenossen es ehrlich gemeint mit der Wahrheit, so würden sie nicht Anstand genommen haben, das Gespräch nach Zürich zu verlegen, wo allerdings der rechte Ort war, die Irrenden zu belehren. So führte denn statt Zwingli's Oekolampadius von Basel, der unerschrocken auf den Wunsch seiner Regierung in Baden

erschienen war, das Wort der Reformpartei und mit ihm verbunden Berchthold Haller, Prediger von Bern. Mit Eck aber war zugleich der Generalvicar Faber erschienen, so wie Dr. Murner von Straßburg, Prediger in Luzern, und der ganze Anhang ihrer Gleichgesinnten.

Sechszehn Tage lang währte der Kampf, an welchem Zwingli durch täglichen Schriftwechsel seiner Freunde Theil nahm, die stets seinen Rath einholten. Fast drei Wochen lang, sagt er selbst, sei er damals nicht in's Bett gekommen. Schlau hatten Eck und Faber, denen die Bestimmung der Streitsätze überlassen war, die Lehre von der Messe in den Vordergrund geschoben, denn hier hatten sie zum Theil selbst Luther's Gründe gegen Zwingli, so wie eine Schrift von Erasmus, die, in Baden vorgelesen, einen nachtheiligen Eindruck für die Reformfreunde hinterließ, weil das Urtheil dieses Gelehrten selbst für freisinnige Theologen von Bedeutung war.

Oekolampad führte seine Sache nicht nur mit Gelehrsamkeit, sondern auch mit Würde und Mäßigung. In einfacher Kleidung auf schmucklosem Katheder stand er gegenüber dem Thronsitze seiner Gegner Eck und Faber und ihrer vornehmen Freunde, die in seidenen Gewändern mit goldenen Ketten und Kreuzen behangen erschienen. Sie nahmen am Ende des Gesprächs den Sieg für sich in Anspruch, und diesem stimmten auch die vier Vorsitzer und der größte Theil der anwesenden Gelehrten und Geistlichen bei. Nur zehn der Letztern erklärten sich durch ihre Unterschrift entschieden für Oekolampad. Am Schlusse trat noch der fanatische Thomas Murner von Luzern vor und las 40 Sätze ab, welche er an die Kirchenthür zu Baden angeschlagen, gegen die Irrthümer und lästerlichen Behauptungen Zwingli's. Er sei bereit, diese Sätze zu vertheidigen; da aber der Herausgeforderte feigerweise ausgeblieben, so rufe er denn mit göttlichem und menschlichem Rechte, ihn, diesen Tyrannen Zürichs, und seine Anhänger als ehrlose, meineidige, kirchenräuberische und gottesvergessene Leute aus, vor deren

Gemeinschaft jeder Biedermann erröthen und sie als Unreine und den Henker Verfallene fliehen müsse.

Zürich mußte diese Unbill für jetzt ertragen, so wie den stolzen Brief von den Boten der zwölf Orte, in welchem der Erfolg des Gesprächs gemeldet, Zwingli der Lügen, der Spöttereien und aufreizenden Reden gegen die Eidgenossen beschuldigt und die Regierung auf die Gefahren aufmerksam gemacht wurde, welche aus der Reform für den Frieden der Eidgenossenschaft hervorgehen müßten. Der erfochtene Sieg ward von den Römlingen jubelnd überallhin ausposaunt; dem Herzog Wilhelm von Baiern eine Danksagung der Tagsatzung zugesendet für die Bereitwilligkeit, mit welcher er ihnen seinen „berühmten" Dr. Eck überlassen habe. Zwingli hatte die Antworten des Dr. Eck verlangt, um sie öffentlich mit Gründen und Gegengründen der Welt zur Prüfung vorlegen zu können; er erhielt sie nicht.

Murner bekam die Originalakten des Gesprächs mit dem Auftrage, dieselben drucken zu lassen, nachdem die Kantone Bern, Basel, Glarus und Appenzell die Einsicht derselben auf ihr dringendes Begehr nicht hatten erlangen können. Es war zu besorgen, daß die Akten in solchen Händen nicht unverfälscht bleiben möchten.

So stand Zürich in diesem Kampfe jetzt allein. Haller, der Berner Gesandte zum Gespräch, hatte sich einschüchtern lassen und war noch vor dem Schlusse desselben abgereist. Nach ernster Berathung beschloß man in Zürich, in einem Schreiben sein Befremden, Bedauern und Beschwerniß über das Verfahren der Eidgenossen auszudrücken. Man habe keine Bünde verletzt, nur dem göttlichen Wort Gehör gegeben, und sei stets erbötig gewesen, sich etwaigen Irrthums weisen zu lassen. Gründe zu klagen seien vielmehr auf Seiten Zürichs, zumal über das „schändlich erlogene, gedruckte Büchlein des Luzerner Mönches Dr. Murner," welcher auch nach gehaltener Disputation in Baden aus „vergifteten neidigen Herzen" die gröbsten Schmähungen über Zürich und seine Freunde ausgegossen. Solcher Menschen sollte man sich lieber auf beiden Seiten erwehren, so wie aller fremden ausländischen und verläumderi-

schen und boshaften Leute, welche nur auf Zwietracht und Verderben der Eidgenossenschaft hinarbeiteten. Freimüthig und fest antwortete auch Zwingli, der am meisten Gekränkte.

Eine offene freie Sprache aber war am wenigsten geeignet, die Gegner in dem stolzen Gefühle ihres Sieges herabzustimmen, obgleich es sich nach dem Badener Gespräche gezeigt hatte, daß in dem Volke der Kantone keineswegs eine gleiche Abneigung gegen die Reform vorhanden war, wie sie sich in den Tagsatzungsgesandten dieser Kantone fast übereinstimmend kund gab. In Bern, Basel, Schaffhausen, Solothurn und Appenzell fand der Bericht über die Folgen des Gespräches unter den Räthen sowohl als unter dem Volk eine verschiedene Stimmung.

In Basel waren die vornehmen Klassen, mit wenigen Ausnahmen, der Reform abhold, dem Bischof und dem Domkapitel zugethan. Auch die Lehrer der Hochschule waren den neuen Lehrmeinungen und Formen größtentheils abgeneigt. Oekolampad war kurze Zeit erst dort Professor, und stand allein, als sein Freund und Glaubensgenosse Pellikan dem Rufe nach Zürich gefolgt war. Erasmus, dessen Welt im Studierzimmer war, konnte sich in dieses neue, großartig bewegte Leben im Volke nicht finden und äußerte immer mehr seine Abneigung gegen die Reform. Er war zwar nicht Freund des finstern Mönchswesens, der römischen Curie und ihrer Verketzerungen, aber eben so wenig den Reformatoren Luther und Zwingli förderlich. Vielmehr, als sich diese in der Abendmahlslehre selbst trennten, scheint er diesen Umstand benutzt zu haben, sich über sie beide zu stellen und sie herabzudrücken. Eben so war Glarean, der frühere wärmste Jugendfreund Zwingli's, von der Sache der Reform gänzlich abgefallen, seit sie Sache des Volkes geworden und auch rohere, ungeschickte Sprecher und stürmische Vertheidiger gefunden hatte. Im großen und im kleinen Rath hatte dagegen die Reform Anhänger, und Oekolampad's Einfluß bei den Bürgern ward immer größer. Seine früher, vom Rathe behindert, zurückbehaltene Schrift über

das Abendmahl ward jetzt herausgegeben, nachdem der Gegenstand derselben durch das Badener Gespräch zur Volksangelegenheit geworden. Da dieselbe von keinem der andern Professoren widerlegt worden war, so erschien sie als ein Ausdruck der Gesinnung der Hochschule. Die Basler Regierung zeigte sich unter diesen Umständen stets schwankend; bald erlaubte sie den Austritt aus dem Kloster, bald hinderte sie denselben. In der einen Kirche erlaubte sie die Messe, in der andern ließ sie ihre Abschaffung zu. Bald bestätigte, bald verwarf sie die bischöflichen Rechte. Und so gelang es Oekolampad, zum Aerger seiner Gegner, den deutschen Kirchengesang einzuführen. Auf Basel konnten daher die Anhänger Roms nicht rechnen, und deßhalb hatten sie auch diesem Stande die Einsicht der Akten des Badener Religionsgesprächs vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung verweigert.

Die Stellung Berns war eine ähnliche; auch diesem Stande hatte man, trotz wiederholten Ersuchens, die Einsicht der Badener Akten verweigert, und wie Zürich, so suchte man auch Bern von dem Verbande der Eidgenossen durch Verweigerung des Bundeseides auszuschließen, — bis Bern erklärte, daß es sich von den fünf alten Orten der Eidgenossenschaft auch in Glaubenssachen nicht sondern wolle, und bis die Räthe in Bern eine besiegelte Erklärung ausgestellt hatten, worin sie die früher gestattete freie Schriftforschung widerriefen. Bern hatte seit alten Zeiten her mit Zürich in freundlichem Vernehmen gestanden; beide Kantone hatten sich wechselseitig in Kriegen wie in innern Angelegenheiten helfend unterstützt. Jetzt suchten die fünf römischen Orte dieses Verhältniß der beiden Mitstände zu trüben; allein die Absicht schlug fehl, gerade durch die Anmaßung, mit welcher man Bern in der Sache des Glaubens zu bevormunden suchte. Man tadelte jede Rathsverordnung, jede Maßregel, welche nicht in römischem Sinne ausfiel; man berief sich fortwährend auf die ausgestellte schriftliche Erklärung, die doch nur unter großem Widerspruche und Mißstimmung des Volkes durchgegangen war; man hielt abgesonderte Conferenzen, zu

denen auch Bern nicht geladen wurde; man drohte oft, sich an die einzelnen Gemeinden des Kantons wenden zu wollen. Je mehr dies Benehmen aber das Berner Volk beleidigte, je mehr ward dasselbe den Zürcherischen Reformen geneigt, für welche es Anfangs, in behaglichem Wohlstande lebend, wenig Sinn gezeigt hatte. Viel trug auch der Luzerner Mönch Thomas Murner dazu bei, das Volk aus seiner bisherigen Ruhe in Glaubenssachen zu wecken, durch jenes fanatische, aufregende Auftreten, durch welches er schon bei dem Gespräch in Baden sich ausgezeichnet hatte. Indem er durch seine leidenschaftlichen Reden die Einen gewann, ärgerte er eben dadurch die Andern und brachte sie in Wuth. Die Akten der Badener Disputation, deren Herausgabe ihm von der Luzerner Regierung übertragen war, hatte er zwar nicht verfälscht, allein sein blinder Eifer erregte doch diesen Argwohn bei denen, welchen die Einsicht der Originalakten nicht gestattet war. Er erließ damals die wüthendsten Schmähschriften, voll pöbelhaftem Witz, Parteihaß und blutiger Rachsucht. Dahin gehört der s. g. Schmachkalender, eine Parodie auf den Züricher Kalender, in welchem die Namen der Heiligen weggelassen worden waren. In dieser Schmähschrift waren die Reformatoren und ihre Freunde, unter denen auch Berner Prediger und geachtete Personen, arg besudelt und die Schrift war in Luzern unter den Augen der Regierung gedruckt und vielfach verbreitet worden. Die Regierung von Bern verlangte deshalb, in Verbindung mit der Züricher, Genugthuung; sie näherte sich überhaupt den Zürichern, und trat in Gegensatz gegen die fünf Orte.

Am Osterdienstage des Jahres 1527 fand in Bern die gesetzliche Erneuerung der Räthe statt, und nun trugen die Freunde der Reform einen entscheidenden Sieg davon; die heftigsten Gegner des Neuen wurden aus den Räthen entfernt. Und als nun an die einzelnen Gemeinden die Frage gestellt wurde, ob man festhalten wolle an dem Beschlusse, daß in Religionssachen nichts geändert werden solle, da sprach sich die überwiegende Mehrheit gegen jenen Beschluß aus, welcher, aus der Bevormundung der

Eidgenossen hervorgegangen, nur Haß und Zwietracht zur Folge gehabt habe. So ward denn von den Räthen die Verordnung erlassen, daß die freie Predigt des Evangeliums nicht gehindert, sondern geschützt und geschirmt werden solle.

Während nun aber Bern der Reform entgegen ging, ward in Zürich von den Feinden derselben noch einmal der Versuch gemacht, sie zu unterdrücken. Anhänger der Jahrgelder und unzufriedene Geistliche bildeten dort noch immer eine geheime gefährliche Partei, die sich in ihren Hoffnungen durch den Erfolg des Gesprächs in Baden wieder gehoben sah. Allein ihre Umtriebe und Verbindungen wurden namentlich durch Zwingli's Wachsamkeit entdeckt. Ein Gericht von elf Männern ward festgesetzt und in Folge der Untersuchung ward Grebel, der Vater Konrad's, des Führers, der Wiedertäufer, (wie wir schon erzählt,) als Greis hingerichtet. Mehrere entflohen, der Eine sogar auf einem Fuhrwerke unter Dünger versteckt. Durch das entschlossene Auftreten der Regierung wurden alle etwaige Versuche, die zu Gunsten der Gestraften unternommen werden konnten, unterdrückt. Das Ansehen Zwingli's ward gehoben und befestigt.

Bern stand, wie wir gezeigt, jetzt in der Mitte zwischen Reform und Stillstand. Die Züricher Gesandten trafen hier mit denen der fünf Orte zusammen. Die Züricher aber traten bescheiden auf, die fünf Orte herrisch und gebietend. Dieser Zustand war nicht haltbar, eine Entscheidung mußte erfolgen. Ein Religionsgespräch sollte dieselbe herbeiführen; beide Theile setzten ihre Hoffnung auf dasselbe, und jede suchte den geeigneten Wortführer. Wie Jakob Haller und Franz Kolb, die Freunde der Reform, ihre Blicke auf Zwingli warfen, so rechneten ihre Gegner auf Konrad Treger von Freiburg, den Provinzial der Augustiner, welcher im Rufe der Gelehrsamkeit stand. Zwingli, von seinen Freunden auf das Dringendste ersucht, bei dem Gespräche nicht zu fehlen, war gern bereit, und schickte zugleich Bücher und Rath=

schläge an die Förderer der Sache. Auch Oekolampad ward eingeladen, so wie Freunde aus Deutschland.

Je mehr aber die Zeit des Gespräches heranrückte, desto geringer ward die Zuversicht der Römischgesinnten. Sie suchten das Gespräch zu hintertreiben, oder doch die Mehrheit auf der Tagsatzung für sich zu retten. Auf einer Conferenz in Luzern ward ein abmahnendes Schreiben an die Berner beschlossen. Wie man gegen Bern verfahren, so verfuhr man auch gegen andere Kantone und zwar mit besserem Erfolge. So hatte auch Glarus das Versprechen gegeben, in der Glaubenssache sich nicht von der Wahrheit sondern zu wollen. Zürich und Bern aber waren der Ansicht, daß die Glaubenssache nicht durch die Mehrheit der Tagsatzung entschieden werden könne, da sie durchaus unabhängig war von den Bundesverträgen, welche keinem die Herrschaft über die Gewissen der Andern einräumten. Uebrigens war damals noch die Ansicht herrschend, daß innerhalb der Gränzen eines Staates nur ein kirchliches System herrschen könne und der Gedanke einer vollkommenen Religionsfreiheit auch des Einzelnen war jener Zeit noch fremd. Das an Bern gerichtete dringende Abmahnungsschreiben war übrigens von Glarus und Solothurn nicht mit unterschrieben, weil auch dort der Stimmen viele sich für die Reform erhoben, und man sich dem benachbarten Bern gegenüber nicht so stark aussprechen wollte.

Die Antwort Berns war entschieden. Man habe nicht die Bünde verletzt, hieß es unter anderm, man wolle sich nicht sondern von der christlichen Kirche, deren Haupt Christus sei; man wolle vielmehr diese Kirche schützen und schirmen und das Wort Gottes unverfälscht predigen und ausbreiten lassen. Hätten die Vorfahren den Betrug des Antichristes kennen gelernt, so würden sie nicht so lange im Irrthum geblieben sein. Man hoffe, vor solchen „trotzigen und schmählichen Schreiben“ in der Folge sicher zu sein.

Diese gereizte Sprache Berns veranlaßte die fünf Orte zu unfreundlichen Maßregeln. Sie verboten den Ihrigen, nach Bern zu gehen und verweigerten den Durchreisenden freies Geleit. Murner in Luzern mehrte die Abneigung der Berner durch seine leidenschaftlichen Schmähschriften. Bern blieb fest, selbst als der deutsche Kaiser in sehr ernstem Tone den Befehl erlassen hatte, das Gespräch abzubestellen.

Am Neujahrstage 1528 waren unterdessen in Zürich viele Gelehrte aus Deutschland und der Schweiz versammelt, um an dem Religionsgespräche in Bern Theil zu nehmen; sie wurden durch bewaffnete Schaaren Züricher und Berner geleitet, da das Gerücht eines beabsichtigten Ueberfalles von Seiten der Katholischen laut geworden war. Den Bürgermeister Roist und drei andere Rathsglieder an der Spitze des Zuges, trafen sie am dritten Tage in Bern ein, wo unterdessen auch Oekolampad, sowie Bucer und Capito, die Straßburger Theologen, angelangt waren. Alle wurden in Bern mit Gastfreundschaft und Anstand empfangen.

Am 16. Januar ward die Handlung in der Franziskanerkirche eröffnet. Hatte man in Baden die eine Partei durch glänzende Veranstaltungen gehoben, die andere verächtlich behandelt, so war hier Gerechtigkeit und Gleichheit für beide sichtbar. Zu weit würde es führen, wollten wir in die Einzelheiten eingehen; der Bericht eines eifrigen Katholiken mag uns die Wirkung und den Erfolg des Gespräches darstellen. Jakob Münster, ein Geistlicher zu Solothurn, welcher Augen- und Ohrenzeuge des Gespräches war, schreibt darüber an einen Rechtsgelehrten in Mainz: „Was ich schon oft ausgesprochen“ — heißt es in dem noch vorhandenen Briefe — „hat sich bei dieser ketzerischen Zusammenkunft klar dargestellt. Es geht abwärts mit uns, nur durch eigne Trägheit und weil unsere Kirchenhäupter nichts für die Wissenschaft thun. Einige unserer Anhänger in Bern, und bisher noch immer Mitglieder der Regierung, hatten sich bei den Bischöfen selbst unter Drohungen für Her-

sendung gelehrter, den Ketzern gewachsener Männer verwendet. Niemand kam, Niemand schickte. Endlich traf ein gewisser Augustinerbruder ein. Sie hießen ihn Provinzial Konrad Treger. Er brachte etwas Schwatzkunst mit; wahre Beredsamkeit, Wissenschaft konnte ich nicht entdecken. Als man Beweise aus der Schrift forderte, reiste er ab. Ich fand nichts in ihm, als einen unverschämten Mönch; obwohl Andere Wunder von ihm erwarteten. Noch polternder warf ein gewisser Dominikaner mit Schriftstellen um sich; am Ende zeigte es sich, daß er kein Griechisch verstand. Der beste war der Schulmeister von Zofingen; sie hießen ihn den Buchstaben (literam). Es ließ sich hören, was er aus den Schriften der Väter für die Vertheidigung der Kirche anführte. Er wußte mehr, als die Andern zusammen; dennoch gebrach auch ihm hinreichende Kraft. So müssen wir unsere Ungeschicktheit und die Verachtung der Wissenschaft büßen. O wäre doch nur ein Erasmus zugegen gewesen! Doch ich soll dir auch Etwas von den Ketzern melden. Es regt mir freilich die Galle auf. Darum nur Weniges. Sie schienen mir selbst ihrer Sache nicht so sicher, daß wir nicht durch kräftige in der Schrift gewandte Sprecher, wo nicht sie besiegen (in Allem ist unstreitig die Schrift nicht für uns), doch ihnen bange genug hätten machen können. Oft sah ich sie selbst nicht einig über die Antwort; oft Einen ängstlich den Andern fragen, oft ihm zuflüstern. Mehrere wurden auch nur durch Zwingli's fortwährende Heftigkeit ermuthigt und angeregt. Diese Bestie ist in der That gelehrter, als ich selbst geglaubt habe. Der naseweise Oekolampad mag die Propheten, das Hebräische besser verstehen, im Griechischen ihm vielleicht gleich kommen, aber er steht in der That hinter diesem an Fruchtbarkeit, Kraft und Klarheit des Geistes zurück. Was von Capito zu halten sei, konnte ich nicht ergründen. Mehr sprach Bucer. Hätte dieser Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß wie Oekolampad und Zwingli, so wäre er noch mehr zu fürchten, so leicht geräth er in Bewegung und so gefällig weiß er zu schwatzen. So standen wir

elend ausgerüstet den geübtesten Ketzern gegenüber. Hier bellte ein Meßpriesterchen einen Augenblick, dort wieder Eines. Ach! sie waren zum Chorsingen abgerichtet und sonst zu weiter nichts. Ehre noch jenem Schulmeister Buchstab, und doch ist es auch bei ihm nicht über den Buchstaben hinausgegangen. Und was war nun der Erfolg? Daß unsere Niederlage entschieden ist. Wie leicht hätte sie abgewendet werden können, wenn unsere Bischöfe sich mehr den Studien, als den schlechten Dirnen zuwenden würden. Du wirst fragen: Ist denn keine Hoffnung mehr, dieser Verbreitung der Ketzerei doch noch Meister zu werden? Wahrlich geringe. Die Luzerner an der Spitze der fünf Orte haben sich hierfür alle mögliche Mühe gegeben, mehr in der That, als sämmtliche Bischöfe; aber bei unserer schlechten Vertheidigung ist der Glaube, es sei nichts zu vertheidigen, in die Masse gedrungen, und die Mehrheit hat die bessere Minderheit überwunden. Jetzt vermögen die Züricher alles bei ihnen. Du weißt, wie schlau diese sind und von welcher unerschütterlichen Beharrlichkeit."

Diese Stimme eines Gegners der Reform mag uns mehr, als alles Andere über den Erfolg und die Wirkung des Berner Religionsgespräches klar machen. Achtzehn Tage dauerte dasselbe, jedesmal vom Morgen bis zum Abend, und dann folgte noch ein kleineres von drei Tagen, in lateinischer Sprache gehalten, für die Priester der Vogteien Aelen und Grandson. Die eifernden und unwissenden Gegner der Reform verloren dabei noch mehr allen Ernst und alle Würde, weßhalb die Darstellung dieses Gespräches nicht in die Akten des Ganzen aufgenommen ward, wie sie bald darauf von der Berner Regierung durch den Druck veröffentlicht wurden. Zwingli hatte zugleich durch zwei Predigten unmittelbar auf das Volk von Bern gewirkt. Bei einer dieser Predigten soll ein Priester das bereits angelegte Meßgewand mit der Aeußerung von sich geworfen haben: „Hat es mit der Messe eine solche Bewandtniß, so will ich weder heute, noch jemals mehr Messe lesen."

Freigebig entließ die Berner Regierung die fremden Gelehrten und ließ sie bis über die Gränze geleiten. Zwei Wochen darauf aber erschien eine Verordnung über die Umgestaltung des Kirchenwesens, in welcher sich die Regierung von allem Verbande mit den fremden Bischöfen lossagte und das Kirchenwesen nach dem Muster Zürichs ordnete. Der Unterschied zwischen beiden Kantonen ruhete jetzt nicht mehr auf kirchlichem Boden, sondern auf staatlichem. In Zürich hatte nämlich mit der Reform zugleich die Demokratie gesiegt, durch Mitwirkung des gesammten Volkes war die neue kirchliche Ordnung der Dinge in's Leben gerufen worden; in Bern dagegen war sie ohne besondere Zuziehung der Volksmeinung von der Regierung eingeführt worden; die aristokratische Verfassungsform blieb in Bern vorwaltend; nur einige Häupter der widerstrebenden einflußreichen Aristokratie waren bei der kirchlichen Umwandlung aus der Regierung entfernt worden. Bei dem engen Zusammenhange der kirchlichen Reform mit dem ganzen staatlichen Leben in Zürich mußte nun aber die Bedeutung des Reformators auch eine doppelte werden; er mußte zugleich ein Staatsmann werden und diese doppelte Eigenschaft nun ferner durchführen.

Die Nothwendigkeit einer engern Verbindung der reformirenden Staaten machte sich fühlbar, als in der benachbarten Reichsstadt Constanz, trotz aller Gegenwehr des geflüchteten Bischofes, und trotz des kaiserlichen Unwillens, die Reform gesiegt hatte, und diese Stadt nun ein Bündniß mit Zürich suchte. Nach langen in der Stille gepflogenen Unterhandlungen ward dieses Schutzbündniß zwischen Zürich und Constanz geschlossen, und die Züricher nahmen die Urkunde mit zu dem Gespräche nach Bern. Mit dem Siege der Reformation in Bern schloß sich auch dieser Staat jenem Bündniß an. Der Bund erhielt den Namen „christliches Bürgerrecht.“ In diesem Bürgerrecht waren zwar die Verpflichtungen, welche Zürich und Bern den eidgenössischen Bünden schuldeten, vorbehalten und gesichert; allein der Keim der Zwietracht zwischen den Eidgenossen lag doch genugsam in der Thatsache selbst. Der Gedanke

an eine neue auf andern Grundlagen ruhende Eidgenossenschaft, an ein verjüngtes und kräftiger erstehendes Vaterland scheint in Zwingli gelebt und ihn auf der neuen politischen Laufbahn begleitet zu haben, auf welche er sich nun hingezogen sah, und auf welcher er nun eben so viel Muth, Kraft und Beharrlichkeit entwickelte, wie früher bei seinem rein kirchlichen Streben. Und wenn wir ihn nun als Lehrer, Prediger, theologischen Schriftsteller und Staatsmann zugleich wirken sehen, so kann unsere Bewunderung nur wachsen vor der Geisteskraft, welche er entfaltet.

Wie die Verbreitung der Reformation die inneren Beziehungen der Schweizerkantone unter einander verändert hatte, so wurden auch die Beziehungen der Schweiz zum Auslande dadurch geändert. Die katholischen Kantone hofften auf den deutschen Kaiser und die deutschen katholischen Fürsten, Zürich und Bern erweiterten ihren Bund durch den Beitritt deutscher Städte; wie St. Gallen und Biel, so traten auch Mühlhausen und Basel dem Bürgerrecht bei. Im Februar 1528 erhielt Zürich eine drohende Zuschrift des Kaisers, worin derselbe erklärte, daß Constanz ohne kaiserliche Einwilligung und widerrechtlich dem Bunde beigetreten sei; die Gefahren des etwaigen Krieges möchten die Eidgenossen sich selbst zuschreiben. Den katholischen Kantonen war diese Drohung des Kaisers höchst willkommen; sie erklärten, daß Zürich und Bern im Fall des Krieges nicht auf ihren Beistand rechnen möchten. Aber weder Zürich und Bern, noch Constanz ließen sich durch diese Drohungen von dem geschlossenen Bündniß abschrecken. Dagegen schlossen sich nun die fünf Orte für Aufrechthaltung des älteren wahren christlichen Glaubens zusammen, und suchten auch Glarus, Freiburg, Solothurn und Wallis in ihren Bund zu ziehen. Die Gesinnungen und Maßregeln beider Parteien gegeneinander wurden immer feindseliger und veranlaßten im Kanton Bern selbst bürgerliche Unruhen.

Die Bewohner des obern Kantons Bern, ein einfaches Hirtenvolk, seit Jahrhunderten an ihren alten Bräuchen unveränderlich festhaltend, wußten die religiösen Reformen

nicht von bürgerlichen Rechten und Pflichten zu sondern. Als in dem dortigen reichen Augustinerkloster Interlacken die Verehrung der Reliquien aufgehoben, die Gebeine des heiligen Beatus, zu welchem man aus der ganzen Gegend wallfahrtete, auf Befehl der Regierung beerdigt wurden, da glaubte sich dies Volk wie von den religiösen Bräuchen, so auch von den bürgerlichen Gesetzen frei. Mache die christliche Freiheit von Wallfahrten und vom Mönchswesen frei, so müsse sie auch befreien von der Pflicht, Zinsen und Zehnten an das Kloster zu bezahlen. Der Propst, gedrängt durch die Angehörigen des Klostergebietes, reiste nach Bern und trug auf Uebergabe des Klosters nebst seinen Herrschaften und Rechten an, wofür er ein anständiges Leibgedinge in Anspruch nahm. Der Vertrag ward abgeschlossen, das Klostergebiet in eine Landvogtei Berns umgewandelt. Allein die Bewohner legten sogleich dagegen Beschwerde ein; es brach ein heftiger Aufstand aus und die Unzufriedenen wurden durch ihre Nachbarn im Haslithal und durch Obwalden unterstützt. Die Regierung sandte Männer von gemäßigter Gesinnung an Ort und Stelle, und diesen gelang es durch bewilligte Milderung der Zinsen, Zehnten und Abgaben, durch Schuldenerlasse, durch weitere Unterstützung der Armen und Kranken die bürgerliche Unterwerfung der Empörten zu erwirken. Die religiöse Parteiung bestand indeß fort. Die von Bern in jene Gegend gesendeten Prediger der Reform erregten vielfaches Aergerniß bei den Altgläubigen, und diese wurden wiederum unterstützt durch ihre Nachbarn in Obwalden; ermuntert sogar durch Regierungsmitglieder der fünf Orte. Ein Hauptmann von Zug behauptete, einen Theil der Gebeine des heiligen Beatus gerettet zu haben. „Kommt zu uns," sprach man nun, „wie wir früher zu euch gewallfahrtet sind; bei uns liegt St. Beatus." Durch herübergekommene Obwaldner ermuthigt, versammelte man im Haslithal eine Volksgemeine, und hier ward mit einiger Mehrheit der Stimmen beschlossen, daß man die Messe herstellen wolle. Meßpriester aus den benachbarten katholischen Kantonen wurden unter

Jubel herbeigeführt, und die Messe wiederum gefeiert. Die Berner Regierung erinnerte das Volk des Haslithales an die alten Verträge, denen zufolge es sich unter die Herrschaft der Berner Regierung gestellt, und auch in kirchlichen Dingen zu Gehorsam verpflichtet sei. Umsonst. Die Anhänger des alten Glaubens, durch die eingewanderten Priester angereizt, wollten sich unter keinen Umständen fügen, wendeten sich vielmehr um Hilfe an die fünf Orte. Diese ward zwar als bundeswidrige Einmischung in innere Kantonsangelegenheiten abgelehnt; allein unter dem Vorwande, Frieden im Thale zu stiften, ging eine Botschaft von Obwalden dorthin, und diese zeigte ihre Parteinahme für den alten Glauben so offen, daß sie vielmehr die Zwietracht erhöhete. Die Freunde der Reform, mit dem Namen der Ketzer bezeichnet, erhoben sich nun auch ihrerseits, und Abgeordnete von beiden Seiten kamen nach Bern. Die Einen baten um Beistand, die Andern um Freiheit für ihren alten Glauben, der weder die Bünde noch die Regierung berühre, da man in weltlichen Dingen Gehorsam versprach. So drängten die Verhältnisse selbst zu einer Trennung der Begriffe von Staat und Kirche, allein diese Trennung thatsächlich durchzuführen, war man in jener Zeit noch nicht im Stande. Die Abgeordneten der Regierung richteten unter der Bevölkerung nichts aus. Nach einigen Wochen voll Gährung und Gewaltthätigkeiten schwur man auf einer Landesgemeine zu Interlaken, sich unter keiner Bedingung von dem alten ächten Glauben der Kirche trennen zu wollen; nur den Eidgenossen des alten Glaubens wolle man ergeben sein.

Unter solchen Umständen war die Regierung in Bern völlig rathlos. Endlich wurde zu Zwangsmaßregeln geschritten, aber immer noch mit großem Schwanken und Lauheit, bis endlich ein offener Landfriedensbruch die Berner zu kräftigerm Handeln nöthigte. Ein Theil der empörten Oberländer wollte nämlich der Regierung in Bern in weltlichen Dingen gehorsam sein, ein anderer dachte auf Abfall und Gründung eines eigenen eidgenössischen Kantons, und rechnete dabei auf die Hilfe der katholischen Nachbarn. Diese ward ihnen. Achthundert

Mann Obwaldener brachen unter ihrem Landesbanner auf nach dem Berner Oberlande, und fast ebensoviel Urner zeigten sich geneigt, ihnen zu folgen. Das war demnach gegen Geist und Buchstaben der eidgenössischen Bünde, ein offener Landfriedensbruch, und Bern nunmehr zu kräftiger Abwehr genöthigt. Fünftausend Mann, wohlbewaffnet, und mit schwerem Geschütz, zogen aus; der Muth der Empörer sank, und da viele von ihnen die Einmischung der Obwaldener selbst ungern gesehen und als verderblich betrachtet hatten, so begannen diese die Reihen der Aufrührer zu verlassen. Die Obwaldener, von Luzern selbst an das Bundeswidrige ihres Einfalles im Berner Gebiet erinnert, zogen sich immer mehr zurück und zerstreueten sich. Die empörten Oberländer aber traf eine harte Strafe. Ersatz alles entwendeten oder zerstörten Gutes, Bezahlung der Kriegskosten, Annahme der Reform, Auslieferung der Fahnen und Landessiegel, Aufhebung aller Vorrechte und Freiheiten, waren die Hauptpunkte des Friedensschlusses. Auf den Knien mußte der Eid unbedingten Gehorsams geleistet werden. Die ergriffenen Führer des Aufstandes wurden zum Theil hingerichtet, zum Theil in Bern in Kerker gesetzt. Erst nach und nach, auf Bitten der Treugebliebenen, wurde den Bewohnern jener Lande ein Theil ihrer vorigen Freiheiten zurückgegeben.

Dieser Sieg der Regierung in Bern hatte zugleich einen kräftigen Aufschwung der Reform in andern Kantonen zur Folge. St. Gallen trat dem christlichen Bürgerrecht bei. In Basel siegte die Reform über die Partei der Vornehmen und Altgläubigen, die Regierung ward im Sinne der Reform geändert, und von der Stadt ging die letztere über den ganzen Kanton aus. Auch in Glarus, Schaffhausen, Appenzell und Graubünden verstärkte sich die Partei der Reform, selbst Solothurn ward wankend am alten Glauben.

Zwingli wirkte indeß unermüdlich für die Sache der Glaubensverbesserung durch Wort und Schrift, durch Gutachten, durch entworfene Formulare für den Gottes-

dienst durch Rathschläge und Briefe nach allen Seiten hin; er beachtete zugleich mit steter Aufmerksamkeit die Vorgänge in Deutschland. Ein geheimes Einverständniß der fünf Orte mit Oesterreich entging ihm nicht. Er entwarf im Fall eines Krieges mit dieser Macht einen genauen Vertheidigungsplan. Ein Zusammentreffen der Parteien und eine Entscheidung durch die Waffen ward in der That immer wahrscheinlicher, nachdem im April 1529 wirklich ein Bündniß der Katholischen mit dem österreichischen Hause zum Schutze des alten Glaubens und zur Unterdrückung aller verworfenen Sekten geschlossen worden war. Oesterreich sollte im Fall eines Krieges unter den Eidgenossen sechstausend Mann zu Fuß, vierhundert Reiter und hinreichendes Feldgeschütz liefern. Zugleich ward als Zwangsmittel Sperre der ketzerischen Kantone durch abgeschnittene Zufuhr der Nahrungsmittel, in diesem Bündniß vorgesehen. Zürich und Bern sammelten nun alle nicht in jenem Bündniß begriffenen Orte, mit Ausnahme Freiburgs zu gemeinsamer Berathung. Man beschloß eine Gesandtschaft an die katholischen Orte mit Warnung und Bitte um Aufhebung eines Bündnisses, welches, geschlossen mit einer von jeher feindlichen Fürstenmacht, der ganzen Eidgenossenschaft Gefahr und Unterdrückung drohete.

Freundlich wurde in der That die Gesandtschaft an einigen Orten aufgenommen, und der Wunsch des Friedens in der Eidgenossenschaft regte sich von mehreren Seiten; allein die Verhältnisse der Kantone waren zu verwickelt. Die Stimme der Leidenschaft erlangte auf beiden Seiten immer mehr das Uebergewicht über die der Vernunft und des Friedens. — Es ward von beiden Seiten gerüstet. Bern setzte dem Ungestüm Zürichs den Rath der Mäßigung, Vorsicht entgegen, da man den Glauben nicht mit Spießen und Hellebarten eingeben könne, und den Kaiser, sowie die Walliser zu fürchten habe. Doch das Wort der Mäßigung mußte in Zürich verhallen, da zu gleicher Zeit die Kunde einer empörenden That der Katholischen einlief. Die Vögte in den gemeinsamen Landestheilen hatten von den fünf Orten den Befehl er=

erhalten, auf alle neuernden Prediger genau zu achten, sie zu verhaften und den Gerichten zu überliefern; demgemäß ergriff jetzt der Vogt zu Utznach, welches unter der Oberherrschaft von Schwyz und Glarus stand, einen Züricher reformirten Pfarrer, welcher auf einer Reise durch das Gebiet kam, und lieferte ihn aus nach Schwyz. Trotz aller Fürbitten und Verwendungen der Züricher ward er zum Tode verurtheilt und verbrannt. Die Züricher erhielten eine höhnende Antwort. — Die Flamme dieses Scheiterhaufens ward das Signal zum Kriege.

Die That, wie die Antwort, erregten in Zürich großen Unwillen. Die Kriegserklärung ward zunächst an Schwyz und nachher auch an die fünf Orte abgesandt, und zugleich Bern um Hilfe gebeten. Allein die Berner waren noch immer dem Kriege abgeneigt und beschwerten sich über den Ungestüm Zürichs, das bei solcher Theuerung Krieg beginne und alle Warnung außer Acht lasse. Bereit sei man, Zürich zu vertheidigen, wenn es angegriffen werde, wenn es aber selbst angreife, so möge es auch allein zu Ende bringen, was es allein angefangen. Zürich fuhr indeß in seinen Plänen fort, und sendete verschiedene Heerhaufen aus zur Besetzung der Gränze. Die Hauptmacht, viertausend Mann auserlesener und wohlgerüsteter Truppen, brach, mit dem nöthigen Geschütz versehen, nach der Gränze von Zug auf, geführt von Georg Berger, welcher schon in Italien mit Ehren befehligt hatte. Zum Feldprediger ward der Comthur Schmied bestellt, auch Zwingli, unaufgefordert von der Regierung, zog mit. Die Truppen der katholischen Kantone waren unterdeß auch aufgebrochen und den Zugern zu Hilfe geeilt. Noch hatten die Züricher die Gränze ihres Kantons nicht verlassen, als der Landammann Aebli von Glarus, ein untadelhafter und allgemein geachteter Mann, ihnen entgegen kam, sie hoch und theuer beschwor, einen Bruderkampf nicht zu beginnen, bis daß er über wenig Stunden wieder zu ihnen gekommen. Das Evangelium fordere Liebe, Frieden und Einigkeit, zumal von den Eidgenossen, deren Vorfahren

so oft mit Gut und Blut sich beigestanden. Auch bei den fünf Orten habe er freundliches Entgegenkommen gefunden.

Durch solche treuherzige, biedere Sprache ward nun wirklich die Mehrheit der Züricher gewonnen. Nach kurzer Berathung beschlossen die Führer, Halt zu machen und durch einen Eilboten von Zürich Verhaltungsbefehle zu holen. Zwingli war indeß mit dieser Zögerung unzufrieden, er erkannte die Gefahr, welche im Verzuge lag, und den Vortheil der Gegner, welche sich unterdeß sammeln und ordnen konnten. Und so geschah es. Das kleine Heer der Katholischen wuchs auf achttausend Mann; indeß auch den Zürichern kamen Verstärkungen durch die Thurgauer und St. Gallener zu. Das Heer der Berner mit Truppen von Basel, Biel und Mühlhausen unter dem Schultheiß Dießbach war bei Bremgarten eingetroffen, mit der erklärten Absicht, den Krieg zu hindern und dem Angreifenden, wer es auch sei, sich entgegen stellen zu wollen, bis alle Mittel des Rechtes erschöpft seien. Vermittler und Schiedsboten waren auch von allen Seiten, selbst von Straßburg, in Zürich zusammengekommen.

So kehrte in den beiderseitigen Lagern ein Geist des Friedens ein, der die Nothwendigkeit der Entscheidung durch die Waffen nicht einsah. Von beiden Seiten kamen die Krieger zusammen auf der zu bewachenden Gränze und brachten nach altschweizerischer Sitte von der einen Seite Milch, von der andern Brod zu gemeinschaftlicher Mahlzeit.

Die Berner hatten eine gemeineidgenössische Tagsatzung nach Aarau zusammenberufen, und dort ward nun unterhandelt. Zwingli versuchte alles Mögliche, um den rechten Augenblick nicht entschwinden zu lassen, zu sehr war er überzeugt, daß nur eine entscheidende That der evangelischen Freiheit zum Durchbruch verhelfen könne. In Aarau ward indeß beschlossen, den bestehenden Waffenstillstand zu verlängern und die Verhandlungen in die Nähe der Kriegslager, nach Steinhausen im Kanton Zug zu verlegen.

Hier brachten nun die Kriegsgemeinden ihre gegenseitigen Klagen vor. Die fünf Orte sandten eine Deputation von etwa dreißig Personen in's Lager der Züricher. Da ward ihnen nun unter andern auch durch Zwingli die Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens, das Gefährliche und Schmähliche fremden Lohndienstes und der Jahrgelder vorgestellt. Die Ausdrücke Zwingli's erweckten indeß den Unwillen der Gesandten, und diese beruhigten sich nur durch die Versicherung, daß Abgesandte der Züricher auch in ihrem Lager erscheinen würden. Dies geschah. Fünfzig der angesehensten Züricher begaben sich am dritten Tage darauf in's Lager der fünf Orte. Hans Escher aus Zürich nahm zuerst das Wort, ließ eine Beschwerdeschrift des Züricher Rathes vorlesen und beklagte sich besonders über das der ganzen Eidgenossenschaft gefährliche Bündniß der fünf Orte mit Oesterreich, dem Erbfeinde der Eidgenossen. Seine Rede ward sichtbar gut aufgenommen; indeß das Wort eines jungen Zürichers, welcher an den Pfarrer erinnerte, welchen man statt an das Recht an den Henker verwiesen, erregte große Bewegung. Die Züricher fanden gerathen, ungesäumt das gegnerische Lager zu verlassen.

Die entscheidende Wendung lag nun vornehmlich in den Händen der Berner. Der Muth der fünf Orte wuchs; der günstige Augenblick zu kräftigem Handeln war für die Züricher vorüber. Die Berner Führer waren laue Freunde der Reform und zum Theil wie andere Berner fortwährende Anhänger der Jahrgelder. In Zwingli gingen trübe Ahnungen und Befürchtungen auf. Da indeß die Berner gegen die fünf Orte eine eben so entschiedene Sprache führten, wie gegen Zürich, so kam ein gegenseitiger Vertrag zu Stande. Den gemeinsamen Herrschaften ward darin Freiheit zugesichert, sich selbst über das zu wählende Glaubenssystem zu entscheiden; das Bündniß der Orte mit Oesterreich sollte aufgehoben, die Urkunde desselben vernichtet werden, Dr. Murner solle angehalten werden, sich wegen seiner Schmähungen gegen Zürich und Bern zu rechtfertigen; die Hinterlassenen des hingerich-

teten Pfarrers Jakob Kaiser sollten eine Entschädigung erhalten; die Abschaffung der Jahrgelder auch bei den fünf Orten ward als Wunsch ausgedrückt.

In Bern ward der entworfene Vertrag mit Freude aufgenommen und gebilligt. Doch erfolgte die versprochene Auslieferung und Vernichtung des österreichischen Bundesbriefes erst nach ernstlicher Drohung der Berner. Das Dokument ward von dem vornehmsten Schiedsmann Amman von Glarus zerschnitten und verbrannt.

Freudig zog der Züricher Heerhaufen nach Hause, Zwingli aber mit Besorgniß für die Zukunft im Herzen.

Während nun auf diese Weise der Landfriede in der Eidgenossenschaft einstweilen hergestellt war, ward Zwingli von auswärtigen Verhältnissen in Anspruch genommen. In der Lehre vom Abendmahle zeigte sich ein Widerspruch zwischen dem schweizerischen und den deutschen Reformatoren, indem bekanntlich Luther eine leibliche und wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl lehrte, Zwingli nur eine geistige oder symbolische. Der zwinglischen Auffassung nahe verwandt war die Oekolampad's. Luther hatte schon mit Karlstadt einen erbitterten Streit über die Abendmahlslehre geführt. Da nun auch Karlstadt's Lehre der zwinglischen näher kam als der lutherischen, so trug Luther seinen Widerwillen gegen Karlstadt auch auf Zwingli und seine Gleichgesinnten über, und schrieb „wider die Schwärmer vom Sakrament des Leibs und Bluts Christi." Je mehr aber Zwingli die gesunde Vernunft auf seiner Seite hatte, je mehr seine Ansicht auch in Deutschland Eingang fand, und je mehr das Widersinnige einer leiblichen Gegenwart einleuchtend war, desto bitterer und heftiger ward Luther, der den Zwingli einen Unchristen und ärger als einen Papisten nannte. Er suchte das Lesen der zwinglischen Schriften zu hindern, während Zwingli Luther's Schriften empfahl. Daß auf Seite der Vernunft auch die größere Mäßigung war, bezeugen die beiderseits

gewechselten Streitschriften, das zeugt auch der Verlauf des marburger Religionsgesprächs, zu dessen Darstellung wir nun übergehen.

Je mehr sich die Anhänger des Papstthumes über diesen innern Streit der Reformatoren freueten, desto mehr mußte allen besonnenen Protestanten daran liegen, den Streit beseitigt oder ausgeglichen zu sehen. Einer der aufgeklärtesten und thätigsten protestantischen Fürsten aber war Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Damals erst im 25. Lebensjahre, aber voll Geist und Muth, war Philipp die Seele der protestantischen Partei. „Eher," schrieb er an den Kurfürsten von Sachsen, „werde ich Leib und Leben, Land und Leute lassen als von Gott und seinem Worte weichen." Entschlossen also nach dem Reichstage zu Speier, die Reform selbst gegen den Kaiser mit den Waffen aufrecht zu erhalten, suchte er vor allen durch Beseitigung der ärgerlichen Streitigkeiten die Gesammtmacht der Reformer in der Schweiz und in Deutschland zusammen zu halten. Die Schweiz wurde damals noch als dem deutschen Reichsverband angehörig betrachtet, die beschränkenden Beschlüsse des Reichstages zu Speier waren vom Kaiser auch den Schweizern zur Nachachtung mitgetheilt; gleiche Gefahren droheten der Reformation in beiden Ländern, gleiches Interesse mußte sie zusammenhalten. Philipp der Großmüthige richtete besonders sein Augenmerk auf Zürich und auf Zwingli. Durch persönliche und mündliche Vermittelung hoffte er die Abendmahlsstreitigkeiten beilegen zu können, — allerdings ein schwieriges Unternehmen in einer Zeit, wo man noch so wenig begriffen hatte, daß man sich brüderlich einigen und doch einander verschiedene Auffassung der Lehre gestatten könne. Von beiden Seiten ward die katholische Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines in Christi Leib und Blut sowie die Seelenmessen und aller daraus entspringende Aberglaube verworfen, und es hätte füglich genügen können, in der Negation einig zu sein, bis die fortschreitende wissenschaftliche Forschung eine neue Position festgestellt; aber wie

alle religiöse Wahrheit, so suchte man auch Vereinigung nur in Buchstaben und Sätzen. Der edle Fürst hatte indeß beschlossen, keine Mühe zu sparen, um zum Ziele zu gelangen. Auf seine Einladung zu einer Zusammenkunft gingen Zwingli und Oekolampad willig ein, nur wünschten sie dieselbe in Straßburg, da Zwingli fürchtete, zu einer Reise bis Marburg, der Residenz des Landgrafen, die Erlaubniß des Rathes nicht zu erhalten. Die sächsischen Reformatoren Luther und Melanchton suchten indeß dem Zusammentreffen auszuweichen und wünschten, daß ihr Kurfürst ihnen die Erlaubniß der Reise verweigern möge. Sie hielten die Schweizer für radikale Stürmer und gewissenlose Neuerer, die in ihrem republikanischen Treiben alle Achtung vor Gesetz und Ordnung verlernt hätten, und fürchteten zugleich deren leicht faßliche Vernunftgründe. „Denn die Vernunft“ hatte Melanchton an den Kurfürsten geschrieben, „verfällt leichtlich auf das, das sie begreift, sonderlich, wenn gelehrte Leute dazu stimmen, die der Sache aus der Schrift eine Gestalt machen, als denn viele gelehrte Leute jetzt dem Zwingli anhangen;“ und Luther hatte schon früher behauptet, daß „der Glaube also geschickt sei, der Vernunft den Hals umzudrehen.“

Erklärlich wird diese Vernunftscheu der sächsischen Reformatoren nur aus der ganzen Anschauung jener Zeit, welche alle Gotteswahrheit nur in den von Gott eingegebenen Worten der Schrift suchte und über den Wortlaut sich zu erheben für Frevel hielt. Zwingli selbst hatte seine Ansicht vom Abendmahle lange in sich getragen und nicht öffentlich auszusprechen gewagt; allein sein durch klassische Studien entwickelter Geist behielt die Oberhand über das Vorurtheil der Zeit.

Der Landgraf Philipp fürchtete weder die Vernunft noch bangte er im Bewußtsein seiner Kraft und der Liebe seines Volkes vor republikanischem Treiben. Unbefangener und geistesklarer als die Theologen, ermahnte er dieselben oft zur Eintracht und lenkte ihren Blick von den kleinlichen dogmatischen Parteifragen auf das große Gesammtziel der Reformation. „Man muß nicht also in

die Sach plumpen," schrieb er einige Jahre später an einen dogmatischen Eiferer, „weislich fuhren die Apostel, haben um kleiner Irrung willen die Leut nit also hinweggeworfen. Dies zeig ich euch an als der, der gern wollte, daß ihr handeltet, das zu den Sachen zur Einigkeit und Liebe dienete. Ihr habt noch nit lang gepredigt. Es thut Noth euch zu ermahnen. Seid Gott befohlen."

In solchem Geiste wirkend verfolgte der Fürst unermüdet sein Ziel. Er erlangte die Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen, welcher seine Gelehrten nun selbst zur Reise aufforderte. Luther und Melanchton versprachen, zur bestimmten Zeit zu erscheinen. Zwingli, Hindernisse befürchtend, zeigte seine Absicht erst einen Tag nach erfolgter Abreise dem Rathe an, mit der Bitte um Entschuldigung der unterlassenen vorherigen Anfrage, da er gefürchtet habe, man werde aus Besorgniß für seine Person die Einwilligung versagen, sein Ausbleiben in Marburg aber der Sache nachtheilig sein und den Zürichern zur Schmach angerechnet werden. Mit ihm reiste Collin, Professor der griechischen Sprache. Oekolampad ward begleitet durch ein Mitglied des Rathes in Basel; und auch Zwingli erhielt ein Rathsmitglied zum Schutze, den Zunftmeister Funk, der alsbald den Reisenden nacheilte.

Kaum war Zwingli fort, als seine Feinde in Zürich sich erhoben. Es verbreiteten sich allerlei unsinnige Gerüchte von Flucht oder Entführung durch den Teufel. Auch seiner Frau hatte Zwingli das eigentliche Ziel seiner Reise nicht offenbart und ließ sie nun nachträglich davon in Kenntniß setzen. In Basel schlossen Oekolampad und sein Begleiter sich an. In Straßburg, wo man beinahe zwei Wochen verweilte, predigte Zwingli unter großem Zulauf. Die Zeit ward zugleich benutzt zu politischer Unterhandlung, da auch Straßburg dem „christlichen Bürgerrecht" beizutreten wünschte. Berichte über des Kaisers Aussöhnung mit dem Papste waren eingegangen und es stand nunmehr zu befürchten, daß sich die vereinigte kaiserliche und päpstliche Macht gegen die Protestanten wenden würde.

Zwingli sandte deßhalb nach Zürich mit dem Wunsche, daß man nunmehr die Venediger zum Widerstand gegen den Kaiser aufmuntern möge, damit dieser noch länger in Italien zurückgehalten werde.

Auf absichtlich gewählten Umwegen langte man erst 11 Tage nach der Abreise von Straßburg, am 29. Sept. in Marburg an, wo am folgenden Tage auch Luther, Melanchton, Justus Jonas und Andere eintrafen. Aus Nürnberg erschien Andreas Osiander, aus Schwäbisch-Hall Johann Brenz, aus Augsburg Stephan Agricola, alle vom Landgrafen ebenfalls geladen. In einem demüthigen Schreiben unterzeichnet „E. F. Gn. unterthänigster Diener und armes Würmlein" hatte auch Karlstadt um Zutritt gebeten, aber eine schonende abschlägige Antwort erhalten. Die Geladenen wurden auf dem Schlosse beherbergt.

Fremde aus verschiedenen Gegenden waren eingetroffen, allein außer den Geladenen erhielten nur noch Zutritt der Herzog von Würtemberg, der Graf von Fürstenberg, einige Hofleute, Professoren der Universität und hessische Prediger.

Zwingli verlangte, daß die Verhandlungen durch beeidigte Schreiber aufgezeichnet werden möchten und daß man sich der lateinischen Sprache bediene, was der Landgraf abschlug, eben so wie das Verlangen Luther's und Melanchton's, daß man auch achtbare Papisten zuziehen möge. Luther erhielt nach seiner Ankunft einen Höflichkeitsbesuch von Oekolampad, Bucer und Hedio; Zwingli blieb ohne Begrüßung von Seite der Gegner.

Am 30. Sept. versammelte der Landgraf seine Gäste bei der Abendmahlzeit, wobei er den Wunsch aussprach, daß am folgenden Morgen erst Luther mit Oekolampad, Zwingli mit Melanchton ein besonderes Gespräch halten möchten. Er hoffte, wenn er jedem heftigen den sanften Charakter und jedem sanften den heftigen gegenüberstelle, eine spätere Annäherung der Hauptkämpfer vorzubereiten. Die Schweizer, welche von den Sachsen in verschiedenen Punkten der Irrlehre bezüchtigt wurden, zeigten sich sehr nachgiebig; sie gaben nach bis auf den Punkt des Abend-

mahles, in welchem weder Luther bei Oekolampad, noch Melanchton bei Zwingli etwas ausrichten konnte. Denn obgleich Luther in jenem Kampfe das Prinzip jener Tage, den Buchstaben der Schrift für sich hatte, so war dennoch die Annahme einer leiblichen Gegenwart Christi dem gesunden Menschenverstande zu widersprechend, als daß die Schweizer hätten nachgeben können.

Im Rittersaale des Schlosses begann nun am 2 Okt. Morgens um 6 Uhr die Haupthandlung vor etwa 50—60 eingeladenen oder zugelassenen Personen. An einem besondern Tische einander gegenüber saßen Zwingli und Oekolampad, Luther und Melanchton. In der Nähe der Landgraf, umgeben von seinen Hofleuten. Der Staatskanzler Feige eröffnete das Gespräch im Namen des Fürsten mit einer Anrede. Er begann von dem glücklichen und großartigen Erfolge der begonnenen Reform, beklagte den verderblichen Zwiespalt der Häupter und mahnte zur Eintracht schon um der Feinde willen, die sich ob der Zwietracht freueten. Seine fürstl. Gnaden erwarten, sprach er, daß man in christlicher Liebe die Wahrheit suchen, nicht aber mit geschwinden und spitzigen Worten nur seine Opinion vertheidigen werde. Ruhm und Dank würden denen nicht fehlen, welche Eintracht suchten, die hartnäckig auf ihrer Meinung Beharrenden aber würden damit eine unbezweifelte Urkunde von sich geben, daß der heil. Geist sie nicht regiere. Die Angeredeten erwiederten mit Dank für des Landgrafen Bemühungen und versprachen, sich ohne Bitterkeit, mit Ehrerbietung und Freundlichkeit zu unterreden; doch dürfe man die Einigkeit nicht suchen mit Unterdrückung göttlicher Wahrheit und Schrift, und seien Christi Worte allen andern vorzuziehen.

Luther begann nun die Handlung damit, daß er auf den Tisch mit Kreide in lateinischer Sprache die Worte schrieb: „Das ist mein Leib." Oekolampad entwickelte nun mit Sanftmuth und Gelehrsamkeit seine Ansicht, welche zu widerlegen, Luther trotz aller Aufforderung sich weigerte, indem er immerfort auf den Wort-

Ausdruck: das ist mein Leib, zurückkam. „Allerliebste Herren," sprach er, „dieweil die Worte dastehen, so kann ich wahrhaftig nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß auch der Leib Christi da sei." — Aufspringend fragte Zwingli: „Also da ist er, Herr Doktor, körperlich da? Da, auch im Sakramente? Wird täglich von neuem gebrochen? Worin weicht Ihr denn ab von den Päpstlern?" Bewegter wurde die Scene, bitterer Luther's Gegenrede. Er klagte, daß Zwingli ihn fangen wolle, seine Worte anders deute, als sie gesprochen. Zwingli hielt sich nun mehr zurück und führte Bibelstellen zur Erläuterung an. Er berief sich auf Joh. 6, 53 f., wo Christus offenbar symbolisch vom Essen seines Leibes redet. — Luther: „Ihr wollet es überpoltern, diese Stelle gehört nicht hieher." — Zwingli: „Diese Stelle bricht Euch den Hals, Herr Doktor." — Luther: „Rühmet Euch nicht zu sehr! Ihr seid in Hessen, und nicht in der Schweiz, die Hälse brechen nicht also!" Da Luther diesen Ausdruck so übel genommen, so entschuldigte sich Zwingli, man rede in der Schweiz also, wenn man sagen wolle, der Andere habe eine verlorne Sache. Der Landgraf bemerkte Luther'n, er möge diese Art zu reden nicht so hoch aufnehmen. Zwingli führte Stellen aus dem neuen Testament griechisch an, Luther wollte sie lateinisch oder deutsch haben. Da Luther stets auf den Wortlaut zurückkam: „das ist mein Leib," so bemerkte Zwingli: „Ein Zänker könne auf gleiche Weise beweisen: Johannes sei der Maria Sohn, denn Christus habe zu ihr am Kreuze gesagt: Siehe dein Sohn!" — Offenbar hatte Luther keine anderen Gründe, als den Buchstaben, ließ sich daher auch nicht fassen, als Zwingli das Gespräch in das Gebiet der Philosophie und Physik überführte. Er dürfe nicht vom Buchstaben weichen, meinte Luther, weil der Herr sich so ausgedrückt. Ueber allen Zweifel müsse der unbedingte Glaube gehen. „Und wenn der Herr mir Holzäpfel vorlegte," sprach er, „und hieße mich nehmen und essen, so dürfte ich nicht fragen, warum?" „Gott heißt uns weder Mist noch Holzäpfel essen," erwi-

derte Zwingli. Bei solchen Redensarten mischte sich der Landgraf mitunter ein oder ein anderer der Anwesenden. Zwingli ward von Oekolampad und Luther von Melanchton zuweilen abgelöst.

Zwei volle Tage dauerte das Gespräch mit immer weniger Aussicht auf Erfolg und Einigung. Die Sachsen ärgerten sich über das zwanglose, freie Wesen der Schweizer, diese dagegen fürchteten in Luther eine Art neuen Papstes. „Ich will es nicht haben; ich will es nicht,“ hatte dieser einmal gesagt. „Muß man denn gerade alles haben, was Ihr wollt?“ fragte Zwingli. Daß Luther mit dem Vorsatze gekommen, nicht nachzugeben, war unverkennbar. Diesem Vorsatz blieb er treu, und mahnte die Seinigen, einig zu bleiben. Dem Landgrafen mußte es demnach klar werden, daß ein gegenseitiges Verständniß unmöglich sei. Lag doch die Verschiedenheit nicht nur in der Auffassung des einen Punktes, sondern in der ganzen Bildung und Anschauung der Beiden. Luther war aus dem mönchischen Gelehrtenthum seiner Zeit nicht herausgekommen, Zwingli dagegen war angeweht von dem Geiste der alten klassischen Literatur der Griechen und Römer. Klagend erhob sich auch der Stadtmeister der Stadt Straßburg über Luther, welcher die Prediger seiner Stadt der Irrlehre bezüchtigt habe; diese Botschaft dürfe er nicht heimbringen. Bucer und Hedio, die beiden Straßburger Theologen, verlangten von Luther, er solle bestimmt heraussagen, worin sie geirrt und seine Behauptung beweisen, oder ihnen ein Zeugniß ausstellen, daß sie treue Hirten seien. „Ich bin,“ sprach Luther, „weder euer Herr, noch euer Richter; ihr wollet weder mich, noch meine Lehre; unser Geist und euer Geist reimt sich nicht zusammen. Darum gebe ich euch kein Zeugniß. Ihr bedürfet dieses auch nicht; denn überall rühmet ihr ja, ihr hättet von uns nichts gelernt. Dieses siehet man übrigens von selbst; wir möchten auch nicht solche Jünger haben.“

Da ergriff der Landgraf, welcher wie der Geist des Friedens über den streitenden Theologen waltete, wieder

das Wort. „Nein," sprach er, „auf diese Weise, ihr Herren, entlasse ich euch nicht. Ihr müßt bestimmte Sätze aufstellen, worüber ihr eins seid, und gemeinsam sie unterzeichnen, damit wenigstens ein äußeres Zeichen eurer Verständniß vorhanden ist, wenn die innere nicht erreicht werden kann. Unterhandelt mit einander, wie und so lange ihr wollt; aber vorher kann ich euch nicht entlassen." So kamen denn am 4. Oktober fünfzehn Artikel über die Hauptlehren zu Stande, die von Luther, Melanchton, Jonas, Osiander, Brenz und Agricola von der einen, von Oekolampad, Zwingli, Bucer und Hedio von der andern Seite unterschrieben wurden. Am Schlusse heißt es: „Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi im Abendmahl leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer nur erleiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott, den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen."

Als der Landgraf am Schlusse die Streitenden ermahnte, als Brüder auseinander zu gehen, sagte Zwingli: „es wären keine Leute auf Erden, mit denen er lieber wolle eins sein, denn mit den Wittenbergern; er wolle auch gern Luther und die Seinigen als Brüder anerkennen." Das meinten auch Oekolampad, Bucer und Hedio; aber Luther wollte sie seinerseits keineswegs als Brüder anerkennen. „Es nähme ihn Wunder," sprach er, „daß sie ihn, dessen Lehre vom Sakrament sie für falsch hielten, als einen Bruder anerkennen wollten; sie müßten selbst nicht viel von ihrer Lehre halten." In gleichem Sinne schrieb Luther an Jakob Probst von Bremen über die Marburger Vorgänge: „Mit vielen Worten versprachen sie, sie wollten selbst soweit gehen, mit uns einzugestehen, Christi Person sei geistig im heiligen Abendmahl wirklich gegenwärtig, wenn wir sie nur des Brudernamens werth halten und auf diese Weise eine Uebereinstimmung vorgeben wollten." Mit Thränen in den Augen bat Zwingli vor dem Landgrafen und allen Anwesenden

darum, indem er beifügte: „Es giebt keine Menschen, mit denen ich lieber einig sein wollte, als mit den Wittenbergern. Mit dem größten Eifer und so angelegen als möglich, trachteten sie, mit uns einig zu scheinen, und nie konnten sie mein Wort ertragen: Ihr habt einen andern Geist als wir. So oft sie es hörten, entbrannten sie. Endlich bewilligten wir, daß am Schlusse des Artikels stehen dürfe, nicht zwar, daß sie Brüder seien, wohl aber, daß wir unsere Liebe, welche man auch dem Feinde schuldig sei, ihnen nicht entziehen wollten. So ruht nun auf ihnen die Schmach, daß sie den Brudernamen nicht erhalten und wie Ketzer abscheiden mußten; wobei wir indessen uns durch gegenseitige Schriften einander nicht mehr befehden wollten, in der Hoffnung, der Herr werde ihre Herzen öffnen. Dies kannst du sicher erzählen. So bin ich Christi Verkündiger geblieben.“

Beschleunigt wurde die Trennung der marburger Gesellschaft durch eine damals in jener Stadt ausbrechende ansteckende Krankheit, die den dortigen Aufenthalt gefährlich erscheinen ließ. Mißmuthig verließ der Landgraf Marburg noch vor Luther und Melanchton. Der mißlungene Versuch einer Einigung der Gelehrten ließ nun eine engere Verbindung der protestirenden Fürsten desto nothwendiger erscheinen. Darüber pflog denn auch der Landgraf mit Zwingli, Sturm und einigen ihrer Begleiter vielfachen Rath.

Den nächsten Gewinn von diesem mißlungenen Einigungsversuche der beiden reformirenden Hauptparteien zogen nun die Gegner aller Reform, und unverhohlen war ihre Freude, als sie sahen, wie die Protestanten jetzt gegen einander protestirten und die Waffen gegen sich selbst kehrten. Diese wie die übrigen unseligen Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Partei brachen die Kraft der so großartig begonnenen Reformation, der bald darauf eintretende Symbolzwang vernichtete das Grundprinzip derselben, die freie vernünftige Schriftforschung. Eine an Symbole gefesselte protestantische Kirche ist keine protestantische, sondern nur eine Abart der römischen Kirche.

Die alten römischen Ketzerverfolgungen lebten denn auch in der neuen Kirche mit allen ihren Schrecken wieder auf. Servet's Scheiterhaufen ist ein trauriges Wahrzeichen derselben. Die Reformation, ihrem Prinzipe untreu, der Macht des freien Geistes beraubt, blieb nun wie in ihrem Innern, so auch in ihrer äußern Verbreitung auf halbem Wege stehen. Die römische Kirche erholte sich von ihrem Todesschrecken und heilte die durch den Abfall einiger Millionen Söhne geschlagene Wunde auf dem Concil zu Trient; ja sie hatte neues Leben und ein neues großartiges Feld ihrer Thätigkeit und ihres Bekehrungseifers gewonnen. Ignaz Loyola ersetzte ihr den erlittenen Schaden durch ein neues kostbares Werkzeug, eine neue giftige Waffe gegen die Ketzer, den Jesuitenorden.

Doch kehren wir zurück zu Zwingli und zu seinem Vaterlande!

Nicht nur durch seine vernunftgemäße Auffassung der streitigen Lehre, sondern auch durch seine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit gegenüber der starren Unbeugsamkeit Luther's, hatte Zwingli nun auch in Deutschland sich Anerkennung und Freunde erworben, unter letztern auch den edlen Landgrafen Philipp von Hessen. Nach einer Abwesenheit von sieben Wochen kehrte er am 19. Oktober 1529 in seine Vaterstadt zurück. Der geschlossene Landfriede hatte die Ruhe unter den Kantonen nur im Aeussern hergestellt, im Innern brannte das Feuer fort. Die aufgestellten Punkte des Friedens waren zum Theil der Art, daß sie den Keim künftigen Streites schon in sich trugen. Namentlich waren die nicht genügend erledigten Verhältnisse des Klosters St. Gallen der Faden, an welchem sich der Streit weiterspann, weßhalb wir dieselben nachträglich im Zusammenhange kürzlich darstellen. Das Kloster St. Gallen, von Alters her berühmt durch seine Wissenschaften und Gelehrsamkeit, und geschätzt als einflußreiche Bildungsanstalt, besaß zugleich ein ausgedehntes Gebiet am Bodensee, und großes Besitzthum, die Aebte desselben hatten reichsfürstliche Würde und die Oberhoheit über die Grafschaft Toggenburg. Diese Grafschaft stand

zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten in einem Landrecht mit den Ständen Schwyz und Glarus, und für seine gesammte Herrschaft hatte der Abbt ein besonderes Bündniß geschlossen mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Diese Stände erhielten für ihren Schutz die Hälfte der in der St.-Gallischen Herrschaft fallenden Strafgelder und hatten das Recht die Angehörigen des Abbtes zum Zuzug in ihren Kriegen zu mahnen. Zur Ausübung dieser Rechte wie ihrer Pflichten, setzten diese Stände mit je zweijährigem Wechsel einen Landeshauptmann nach Wyl, welcher zugleich Mitglied im geheimen Rathe des Abbtes war und am Range unmittelbar nach demselben folgte. — Seit Anfang des Jahres 1529 bekleidete diese Stelle Jakob Frey, Mitglied des Zürcherischen Rathes. Als nun die Reform auch im St. Galler Gebiet Eingang fand und die Lehre von der Schriftwidrigkeit der geistlichen Herrschaft Wurzel faßte, sah sich der Abbt Franz Geißberg, schon seit längerer Zeit krank, außer Stande, den Angriffen seiner eignen Leute, zumal der Bürgerschaft in der Stadt St. Gallen, zu widerstehen. Die Mehrheit der Conventbrüder war zwar ihrem Gelübde treu geblieben, allein ein großer Theil hatte die Mönchskutte abgelegt. Nach Rorschach auf das feste Schloß entflohen, starb der Abbt daselbst am 21. März 1529. Sechs Tage lang aber ward der Tod des Abbtes von den Conventualen verheimlicht; und als nun bei der Todeskunde Zürich so wie die Stadt St. Gallen den Augenblick gekommen meinten, um der geistlichen Herrschaft ein Ende zu machen, da hatte die geistliche Schlauheit schon vorgebeugt, die Conventualen hatten aus ihrer Mitte einen neuen Abbt, Kilian German, gewählt. Und dieser, ein kräftiger Mann aus einem angesehenen Toggenburger Geschlecht, trat nun eifrig für die Rechte des Klosters und das alte Glaubenssystem in die Schranken. German wußte seine Anerkennung von zweien der Schirmorte, Luzern und Schwyz, und endlich auch von Glarus zu erlangen. Er erhielt seine Bestätigung vom Papst und Anerbietungen des Beistandes von Oesterreich. So standen sich die Parteien hier gegeneinander über, auf

beiden Seiten entschlossen nicht nachzugeben. Zwingli war für durchgreifende Maßregeln und entwarf Plane, für welche er nicht einmal in Zürich auf allgemeinen Beifall rechnen durfte, da der Grundsatz der Schriftwidrigkeit geistlicher Herrschaft leichter in der Theologie als in der Politik durchzuführen war, wo es auf Rechte und Verträge ankam. Bern theilte die Ansichten Zürichs keineswegs und unterstützte dasselbe deßwegen vornehmlich an dem Feldzuge des Jahres 1529 nicht. — Während dieses Feldzuges hatte der erwählte Abbt mit seinen Kostbarkeiten sich nach Bregenz und Ueberlingen geflüchtet, von wo er steten Briefwechsel mit seinen Conventualen unterhielt, welche in Einsiedeln unter schwyzerischem Schutze sich aufhielten. In Toggenburg durch seine Familienverbindungen, in allen Theilen der Schweiz durch Geld wußte er sich einen unternehmenden seine Sache fördernden Anhang zu erhalten. Der diesen Feldzug beendende Landfriede hatte, wie erwähnt, diese Angelegenheiten nicht genügend festgestellt. Zwar waren die Ansprüche und Wünsche Zürichs auf das Kloster nicht anerkannt und seine Schritte nicht gebilligt worden, den Bürgern der Stadt St. Gallen aber, welche das Kloster besetzt, die Bilder aus der Kirche geschafft hatten, war Straflosigkeit zugesichert, den Toggenburger Gemeinden, welche die Reform bereits bei sich eingeführt hatten, war verstattet worden, dabei zu bleiben; die übrigen Rechtsverhältnisse aber waren nicht festgestellt. Während Zwinglis Abwesenheit in Marburg war der Abbt zurückgekehrt und hatte sogar einen Theil des Züricher Gebietes in Verkleidung durchzogen. Der Landgemeine in Glarus hatte er seine Rechtsbriefe im Original vorgelegt, doch die reformirte Partei behielt die Oberhand. — So ward nun nach Wyl eine Conferenz der Schirmorte ausgeschrieben. Dort wollte der Abbt seine Sache in Person führen; allein Zürich, dem Alles daran lag, dies zu verhindern, hatte dem Landeshauptmann Befehl ertheilt, das dortige Schloß in der Stille durch vertraute Männer zu besetzen. Der Abbt, davon unterrichtet und Gefahr fürchtend, blieb aus; seine Klosterunterthanen aber erschienen vor den Abgeord-

neten mit einem Gesuch um Befreiung von der geistlichen Herrschaft zugleich von Zinsen und Zehnten; sie begehrten einen unabhängigen Landamman und weltliches Gericht, also selbst mehr als Zürich ihnen gewähren wollte. Die Abgeordneten von Luzern und Schwyz verwahrten die Rechte des Abbtes, beklagten sich über das willkürliche Verfahren Zürichs und verlangten Entfernung der Besatzung des Schlosses. Zürich und Glarus suchten die Klosterleute einstweilen zu beschwichtigen mit dem Versprechen späteren Entscheides. Sie trugen darauf an, dem Landeshauptmann einstweilen die Regierung zu übertragen und ihm taugliche Männer beizuordnen, zu bleibender Feststellung der Verhältnisse aber eine abermalige Conferenz auszuschreiben. Als nun aber Luzern und Schwyz an einer solchen Theil zu nehmen beharrlich sich weigerten, da erließen Zürich und Glarus aus eigener Macht eine Verordnung, in welcher sie dem Landeshauptmann, der wie bisher von den vier Schirmorten nach der Reihe auf zwei Jahre ernannt werden sollte, die Regierung übertrugen, mit der Bestimmung, daß derselbe sich eidlich verpflichten solle, die Reform zu schirmen. „Was von unchristlichen Beschwerden der Aberglaube oder das Mönchsregiment dem armen Volke aufgeladen,“ das solle abgeschafft, und den Leuten verstattet werden „unnütze Kirchenzierden zu christlicherem Zweck zu verwenden.“ — Umsonst protestirte der Abbt gegen diese Verfügungen, umsonst drohete er und suchte Hilfe bei den beiden ihm zugethanen Schirmorten; diese vertrösteten ihn auf eine günstigere Wendung des Geschickes und riethen ihm, um nicht persönlich Gefahr zu laufen, sich einstweilen zurückzuziehen. Er begab sich nach Ueberlingen, wo er im Anfange des Jahres 1530 unter vielen Feierlichkeiten die Weihe empfing. — Unläugbar war dieses Verfahren Zürichs gegen den Abbt, so wie gegen die beiden katholischen Schutzorte, in mancher Beziehung rechtswidrig und willkürlich und gab den Grund zu gerechten Klagen von Seiten der letzteren.

Zwingli, welcher überall die leitende Hand im Spiele hatte, zeigte sich hier als Politiker eben so leidenschaftlich,

wie er sich als Theolog in Marburg versöhnlich und nachgiebig gezeigt hatte. Auf die politische Bahn aber ward er seit dem Marburger Gespräch und den dort gepflogenen Berathungen immer mehr hingezogen; sein Blick schweifte sogar über die Gränze der Eidgenossenschaft hinaus. Es scheint ihm Ueberzeugung geworden zu sein, daß der in Deutschland und der Schweiz entstandene Knoten nur auf politischem Felde und nöthigenfalls durch die Waffen entschieden werden könne. Luther'n bangte vor einem solchen Ausgange; er hielt den Kaiser, so feindlich sich dieser auch der Reform gezeigt hatte, für das von Gott geweihete, unantastbare Reichsoberhaupt, dem höchstens die Reichsfürsten widersprechen durften, während den Völkern nur ein leidender Gehorsam zieme. Zwingli, der Republikaner, in die Schriften und die Geschichte der alten Freistaaten eingeweiht, sah diese Dinge in anderem Lichte. Er verwarf zwar jede Empörung der Einzelnen gegen die Obrigkeit, aber dem ganzen Volke schrieb er eine giltige Stimme zu in den höchsten Angelegenheiten. Wie Luther nun aber dem ursprünglichen Prinzipe der Reformation der freien vernünftigen Schriftforschung immer mehr untreu wurde, indem er die freie Forschung dem Buchstaben und die Vernunft dem Auctoritätsglauben unterwarf, so wich auch Zwingli von dem Volksprinzip und suchte das Heil, welches nur durch fortschreitende Volksbildung zu erreichen war, auf dem Wege der Politik. Die Politik aber war nicht einmal im Stande die Angelegenheiten des Klosters St. Gallen zu regeln. Bei einer abermaligen Conferenz der Schirmorte zu Wyl entstand ein Auflauf, von den Anhängern des alten Glaubens erregt. Die Glarner, in Schrecken gesetzt, wollten sich zurückziehen, als die Züricher Abgeordneten Sturm läuten ließen. Von allen Seiten kam das Volk herbei. Die der Reform geneigte Mehrheit siegte zwar, und in einem Vertrage der Parteien ward die Regierung des Züricherischen Landhauptmanns einstweilen anerkannt, allein die beiden katholischen Schirmorte Luzern und Schwyz brachten nun ihre Klagen vor die gesammten katholischen Kant[illegible]ten hier um so mehr An-

Rang finden, als das Verfahren der Züricher wirklich vom Wege des positiven Rechtes abgewichen war.

Nicht minder erfolglos war unterdeß ein anderer Versuch der von Zwingli geleiteten Züricherischen Politik.

Der deutsche Kaiser Karl V., bisher durch seine Kriege in Italien beschäftigt, hatte den Religionsangelegenheiten in Deutschland wenig Aufmerksamkeit schenken können. Nachdem er aber den mächtigen französischen König bei Pavia überwunden, hatte er sich nun auch mit dem Papste ausgesöhnt. Die Protestation der protestantischen Fürsten und Städte gegen die Beschlüsse des Reichstages zu Speier hatte er sehr ungnädig aufgenommen; er weilte jetzt nur noch in Italien, um sich vom Papst zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Nachdem dies am 24. Februar 1530 geschehen, war nunmehr zu besorgen, daß sich die vereinigte päpstliche und kaiserliche Macht gegen die Protestanten wenden werde. Den Kaiser in Italien länger aufzuhalten, hatte man schon in Marburg mündlich berathen und die Verständigung nachher schriftlich fortgesetzt. Zwingli stand mit dem Landgrafen Philipp von Hessen in vertrautem Briefwechsel, welcher zum Theil durch verabredete Zeichen geführt wurde. Zwingli ging in der That mit dem kühnen Gedanken um, der reformfeindliche Kaiser könne gestürzt werden. „So groß," schrieb er an Jakob Sturm in Straßburg, „ist die Bosheit und Verkehrtheit des Kaisers, daß ich glaube, die Welt solle sich vereinigen, um einer solchen Last auf jede Weise los zu werden." Welche Hoffnungen er nährte, zeigt sich in einem Schreiben an Philipp: „Gnädiger, lieber Herr, daß ich so kindlich und frei an Ew. Gnaden schreib, macht, daß ich mich zu Gott versich, er habe Ew. Gnaden zu großen Dingen erwählt, die ich wohl gedenken, aber nicht reden darf."

Wie nun der Landgraf bei den Fürsten, so arbeitete Zwingli bei den freien Städten durch einflußreiche Geistliche oder Rathsmänner darauf hin, ein Schutzbündniß gegen den Kaiser zu Stande zu bringen. Jetzt kam es zunächst darauf an, den Kaiser von Entwickelung seiner Kräfte in Deutschland abzuhalten. Die mächtige Republik

Venedig sollte dazu helfen. Im vertrauten Kreise zu Zürich ward beschlossen, dorthin einen Gesandten zu schicken. Man wählte dazu nicht einen Staatsmann, sondern Zwingli's Vertrauten und Reisegefährten nach Marburg, den Professor Collin, welcher auch der italienischen Sprache kundig war. Er stellte sich als Gesandten des Züricherischen Rathes dar und im Einverständniß mit den Städten des freien Bürgerrechtes, seine Sache als gemeinsames Interesse aller Freistaaten, welche durch die alles unterdrückende Weltmonarchie des Kaisers gefährdet seien. Gerade damals aber hatte auch Venedig einen Friedensvertrag mit dem Kaiser geschlossen; zudem hegte man Mißtrauen von Seiten des Dogen und des Senats gegen eine so räthselhafte Sendung. Dieselbe blieb ohne allen Erfolg; ja die Sache ward ohngeachtet aller Heimlichhaltung bekannt und erregte den Unwillen Aller, die nichts davon gewußt und nun dieser Winkelverhandlungen spotteten. — Zwingli verlor indeß das Ziel nicht aus dem Auge. Je größer die Macht der Gegner war, desto nothwendiger erschien es, die Kräfte des Widerstandes zu sammeln. Am Ende des Jahres wurde Straßburg in das „christliche Bürgerrecht" aufgenommen; als man aber damit umging, auch den Landgrafen von Hessen aufzunehmen, versagte Bern, zu Zwingli's großem Verdruß, seine Einwilligung, indem man die Aufnahme eines so entlegenen Fürsten vor den eigenen Leuten nicht rechtfertigen könne.

Durch diese politischen Bestrebungen Zwingli's kam indeß seine ganze Reform in dem monarchischen Deutschland immer mehr in den Verdacht, als bezwecke sie, nicht nur die päpstliche, sondern auch die fürstliche Macht zu stürzen, zumal da auch Erasmus behauptet hatte, unter dem Mantel des Evangeliums beabsichtige man die Demokratie einzuführen, so daß selbst der Landgraf mißtrauisch wurde und sich wiederum Luther'n mehr zuneigte.

Als nun Kaiser Karl in Deutschland angekommen war und in Person den Reichstag in Augsburg im Sommer 1530 eröffnet hatte, waren hier besonders die Anhänger Zwingli's übel angesehen, als mit Planen umgehend, gefährlich

für Kaiser und Reich. Die von Melanchton verfaßte augsburgische Confession ward wenigstens in einer Sitzung des Reichstages vorgelesen; ein von den Städten Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau eingereichtes besonderes Glaubensbekenntniß aber ward sehr ungnädig vom Kaiser aufgenommen, dem besonders das mit den Schweizern geschlossene christliche Bürgerrecht verhaßt war. Zwingli, welcher sich in der Lehre vom Abendmahl mit jenen Städten nicht vollkommen verständigen konnte, reichte ein besonderes Glaubensbekenntniß ein, welches, wie zu erwarten, am meisten Mißfallen fand, zumal da wirklich einige Stellen politischer Art darin vorkamen, die den Fürsten des Reichstages bedenklich sein mußten. Je mehr also der Kaiser und sein Bruder, König Ferdinand von Ungarn, der reformirten Partei abgeneigt wurden, desto mehr schlossen sie sich der katholischen an.

Zwingli's Augen konnte die wachsende Abneigung gegen ihn in Deutschland nicht entgehen; er richtete daher seine Blicke auf Frankreich. Denn so sehr Franz I., der eine Schwester Karl's V. zur Gemahlin hatte, der Reform abgeneigt war und sie im eigenen Lande grausam unterdrückte, so förderte er doch dieselbe außerhalb, um durch sie die beneidete und gehaßte Macht Oesterreichs zu schwächen. Zwingli, der früher so sehr gegen die Verbindung der Eidgenossen mit Frankreich geeifert hatte, änderte jetzt in diesem Punkte seine Gesinnung; wo er früher Gefahr für die Eidgenossenschaft gesehen, da sah er jetzt Hilfe für die Reform, das Werk seines Lebens. Die Gesandten des Königs, namentlich Maigrat, der später selbst Protestant wurde, näherten sich Zwingli immer mehr. Auf Anrathen des letzteren verfaßte er noch in seinem letzten Lebensjahre ein Schreiben an den französischen König, um dessen Vorurtheile zu zerstreuen und ihn geneigter für die Reform zu stimmen.

Wenden wir nun den Blick von dem größeren Schauplatze der Geschichte wiederum zurück auf den kleineren, die Schweiz. Die fünf Orte sowohl, wie die Reformirten, hielten ihre abgesonderten Conferenzen fort; und ob-

gleich dort oftmals die Stimme der Mäßigung und Versöhnlichkeit gehört wurde, so dauerten doch auch die Ausbrüche der Leidenschaft unter beiden Parteien fort. Vor allen gehässig benahmen sich überall die Zuger, welche auch den Gedanken einer abermaligen Verbindung mit Oesterreich wieder zur Sprache brachten. Zu derselben Zeit, als Collin nach Venedig gesandt ward, reiste auch der Amman Thoß von Zug nach Genua, wo er dem Kaiser vorgestellt, und nachher vom Papste huldreich empfangen ward. Eine neue Gesandtschaft der fünf Orte erschien darnach auf dem Reichstage zu Augsburg, den Landvogt Am=Ort von Luzern an der Spitze. Angeschlossen hatte sich auch ein vornehmer Züricher, der voll Verdruß über die Gesetze gegen das Reislaufen seine Vaterstadt verlassen hatte und im Interesse der Katholischen wirkte. Ihnen folgte der Abbt von St. Gallen. Ueberall hin verbreiteten nun diese Herrn Nachrichten von dem gnädigen Empfange, den sie gefunden; sie mögen allerdings auch alles Mögliche gethan haben, den Kaiser oder einzelne Mitglieder des Reichstages für ihre Sache zu gewinnen; allein trotz ihrer Fürsprache scheint es ihnen doch nicht gelungen zu sein, eine förmliche Schlußnahme für ihre Sache zu gewinnen; das zerrissene Bündniß mit Oesterreich ward nicht wieder angeknüpft, der Muth der Katholischen nicht erhöht. Unter Zürichs Schutze, durch Zwingli's rastlose Thätigkeit verbreiteten sich dagegen die Grundsätze der Reformation immer mehr in den gemeinsamen Herrschaften, Klöster wurden aufgehoben und Gemeinden gewonnen.

Zwingli selbst, gereizt durch die immer häufigeren Verdächtigungen und Angriffe gegen ihn, scheint immer mehr von der Liebe zur Leidenschaft, vom Glauben zur Berechnung übergegangen zu sein. Er rieth zum Gebrauche der Gewalt gegen die fünf Orte, in der Ueberzeugung, daß früher oder später die Entscheidung durch die Waffen eintreten müsse. Und allerdings schien bei der Unduldsamkeit des römischen Systemes in seinem alleinseligmachenden Glauben kein dauernder Friede in der Eid-

genossenschaft möglich. Die römische Kirche, weit mehr eine politische als religiöse Macht, muß entweder herrschen oder dienen. Deßhalb war es Zwingli's Meinung, daß der günstige Augenblick benutzt werden müsse, um eine Entscheidung herbeizuführen. Er hielt ohnedies dafür, daß die alten Verträge nach ihren Rechten und Pflichten jetzt, nachdem die Städte Zürich und Bern weit bedeutender geworden, als vordem, unbillig seien, da sie der Minderheit der alten Orte mehr Rechte beilegten, als der Mehrheit jener Städte und ihres Gebietes. Kann man daher auch die Maaßregeln Zürichs und sein oft ganz willkürliches Verfahren nach dem Buchstaben des Rechtes nicht billigen, so muß man doch die Anschauung der Verhältnisse im Großen, wie sie Zwingli eigen war, richtig nennen. Hatte er auch in seinen Rathschlägen das geschriebene, urkundliche Recht gegen sich, so war doch das höhere Recht oder vielmehr die Nothwendigkeit für ihn. Nothwendig geworden war eine vernunftmäßige Entwickelung der schweizerischen Staatsverhältnisse; das Mönchsregiment aber ist ein ewiges Hinderniß aller menschlichen Entwickelung, alles Fortschrittes, eine Verneinung aller Vernunft und Freiheit. Um so gefährlicher ist dieses Regiment den Staaten, da es nirgends für sich besteht, sondern immer nur als Zweig einer außerhalb bestehenden größeren Macht, die ihr Netz über alle christlichen Staaten Europa's ausgespannt hat. Nach dem Wortlaut der bestehenden Verträge waren aber die immer mehr sich häufenden Klagen der fünf Orte bei der Tagsatzung über das eigenmächtige Verfahren Zürich's gegründet, und diese Rechtsverletzungen rächten sich auch an Zürich und seinem Rathgeber Zwingli.

Der Charakter des nun beginnenden Krieges in der Eidgenossenschaft ist ganz dem des vorigen ähnlich. Zürich eifrig und drängend, Bern zögernd und unentschlossen, dazu wiederum von allen Seiten Rathschläge und Sühneversuche. Wie Zürich gezögert hatte, Bern und Genf im Kampfe gegen Savoyen und den Waadtländischen Adel zu unterstützen, so zögerte nun Bern in der Sache der Reform.

Als die Regierungszeit des Zürcherischen Landhauptmanns in den St. Gallischen Gebieten mit dem Jahre 1530 zu Ende und nun Luzern an der Reihe war, einen neuen zu ernennen, verlangte Zürich, ehe es seine Einwilligung zum Wechsel gebe, von dem neu zu ernennenden Landhauptmann eine Erklärung, daß er selbst der Reform zugethan sei und sich eidlich verpflichten wolle sie im Klostergebiet zu erhalten. Die Luzerner beriefen sich einfach auf den Landfrieden, welcher es ohnehin schon mit sich bringe, daß die Reform in den Gemeinden, wo sie durch Mehrheit der Stimmen eingeführt, geschützt werden müsse. Zürich beharrte auf seiner Forderung, und sein Landhauptmann Frey weigerte sich seinen Posten aufzugeben, ja er unterstützte durch bewaffnete Mannschaft die reformirte Partei in zwei außerhalb seines Amtsbezirkes liegenden Gemeinden, wo über die Reform Streit waltete. Vergeblich bat selbst Bern Zürich, man möge den Luzernischen Landhauptmann einziehen lassen und ihn einfach auf den Landfrieden verpflichten. Die fünf Orte brachten ihre Klagen auf die Tagsatzung am 8. Januar 1531, und forderten entweder Recht oder die bestimmte Erklärung, daß man den Landfrieden nicht halten wolle. Die Reformirten beschwerten sich dagegen ebenfalls über Verletzung der Bünde, indem die fünf Orte den schuldigen Zuzug verweigert in dem Zuge gegen Jakob Medicis, der von dem befestigten Bergschloß Mußo die Eidgenossenschaft beunruhigt, ihre Handelszüge nach Italien beraubt und zwei Graubündner Gesandte an den Herzog von Savoyen ermordet hatte. Die fünf Orte entschuldigten sich mit der Nothwendigkeit in so bedrängter Zeit die eigene Gränze zu schützen.

Zu den Vermittlern hatten sich jetzt auch die französischen Gesandten gesellt, welche an Zwingli selbst im Namen ihres Königs ein dringendes Schreiben richteten, ihn ermahnend, daß er zum Wohle der gesammten Eidgenossenschaft Alles aufbieten möge, um den Frieden in der Eidgenossenschaft zu erhalten. Zwingli blieb unerschüttert, und ungeachtet aller Bemühungen der Vermittler, ungeachtet der Warnungen Bern's, fuhr Zürich fort, durch

alle Mittel die Reform in den gemeinsamen Herrschaften zu fördern. Der Landhauptmann Frey legte sein Amt nicht nieder. Die Stadt St. Gallen kaufte das Kloster, die Toggenburger kauften sich los von der Herrschaft des Abbtes, und die Kaufbriefe wurden troß der Protestationen von Luzern und Schwyz durch Zürich und Glarus ratifizirt. Die Klagen der fünf Orte mehrten sich, ihre Sprache ward drohender, das Volk von beiden Seiten höhnte und beleidigte sich. Weniger aber als die Züricher wußten die Katholischen in Grobheit und Rohheit Maaß zu halten, und gaben dadurch den Zürichern wiederum gerechten Grund zu Klagen. Zürich vertraute auf seine Kraft, die fünf Orte aber auf die Kriegsrüstungen, welche damals gerade von den katholischen Mächten in Deutschland und in Italien eifrig betrieben wurden. Bern suchte zu vermitteln. Eine neue Tagsatzung nach Bern ward ausgeschrieben. Die Gesandten der fünf Orte traten bescheiden auf und versprachen Abhilfe und Bestrafung der Beleidiger, wenn solches auf der anderen Seite auch geschähe. Auf eine Verhandlung über die Angelegenheiten in den gemeinsamen Herrschaften erklärten indeß die Züricher Gesandten nicht eingehen zu können; die Versammlung trennte sich ohne gegenseitige Verständigung.

Alle anderweitigen Versuche, das auflodernde Feuer zu dämpfen, blieben ebenfalls ohne Erfolg. Zürich wünschte Entscheidung durch die Waffen. Bern erklärte dagegen, ihm bei Gewaltmitteln nicht helfen zu wollen und vertröstete auf die nächste schon von ihm ausgeschriebene Tagsatzung in Aarau. Diese kam; Zürich indeß war nicht zum Nachgeben zu bewegen; es fürchtete, die gelegene Zeit möge entschwinden und Oesterreich später den Katholischen zu Hilfe kommen. Weiter indeß als bis zu einer Sperre der Lebensmittel gegen die fünf Orte wollte keiner der reformfreundlichen Gesandten gehen. Zürich mußte sich damit begnügen, zum Verdruße Zwingli's, der eine rasche und entscheidende That als nothwendig und unvermeidlich betrachtete. Die Lebensmittelsperre schien ihm die unglücklichste Maaßregel, weil sie nicht die Schuldigen, son-

dern die Nothleidenden und Armen traf. Er ahnete nichts Gutes davon und sprach dies offen in einer Predigt aus.

So erklärten nun Bern und Zürich den fünf Orten die Lebensmittelsperre und verboten aus ihren Gebieten jede Zufuhr von Nahrungsmitteln dahin. Die Maaßregel aber wirkte nicht anders, als Zwingli gedacht. Auf der einen Seite stieg mit dem ruhigen Nachdenken das Mitleid gegen die Hungernden, auf der anderen Seite wuchs Haß und Erbitterung gegen die Bedränger; die Maaßregel ward auf beiden Seiten verhaßt. Die eigenen Untergebenen der Berner Behörden hintergingen ihre Vorgesetzten und schafften theils aus Mitleid, theils aus Hinneigung zum alten Systeme den Bedrängten heimlich Nahrungsmittel. Zürich setzte dagegen seine Maaßregeln mit Nachdruck in's Werk, zog sich aber auch die ganze Gehässigkeit der Maaßregel zu, die dennoch nur eine halbe bleiben und mit der Noth die Entschlossenheit der Betroffenen steigern mußte.

Zugleich begann nun auch die Thätigkeit der vermittelnden Kantone wieder, Freiburg, Solothurn, Appenzell, denen sich auch die französischen Gesandten anschlossen. Zürich willigte in den Besuch eines abermaligen eidgenössischen Tages, welcher zu Bremgarten am 14. Juni gehalten wurde. Von allen Seiten mahnte man hier und predigte Eintracht. Indessen die fünf Orte verlangten vor aller Berathung Aufhebung der Lebensmittelsperre, und zu einem so offenen thatsächlichen Geständniß, daß ihre Maaßregel eine voreilige und unüberlegte gewesen, konnten sich selbst die Berner nicht entschließen. Sie verlangten mit Zürich, daß, ehe noch von der Aufhebung der Sperre gesprochen werde, die fünf Orte versprechen sollten, dem Landfrieden gemäß die freie Predigt des Evangeliums gestatten zu wollen, nicht nur in den gemeinsamen Herrschaften, sondern auch im eigenen Gebiet. So standen die Forderungen einander entschiedener gegenüber als je, und die Gesandten schieden feindlicher als zuvor. Von beiden Seiten begann man sich zu rüsten, während namentlich die französischen Gesandten noch fortfuhren, der

Aussöhnung das Wort zu reden und dem Züricher Rathe vorstellten, wie durch eine freiwillige Hebung der Sperre die Gegner gewonnen werden könnten und zu den größesten Gegenbewilligungen bereit seien. Immer mehr erhoben sich selbst in Zürich die Gegner der Sperre, alle der Reform heimlich Abgeneigten, und Alle, welche sich durch die getroffenen Maaßregeln in ihrer Stellung oder ihrem Gewerbe beeinträchtigt sahen. Die reformfeindlichen Mitglieder des Adels, die früher auf Zwingli's Betreiben aus den Räthen entfernt worden waren; die Müller und Bäcker, welche sich einer strengen Aufsicht unterworfen sahen; die Landleute, welche in solchen Zeitverhältnissen ihr Eigenthum gefährdet sahen, — Alle warfen ihren Unwillen auf Zwingli, als den Urheber der Zwietracht. Mißtrauen, Hinterlist und Uneinigkeit wuchsen selbst im Rathe. Viele zogen sich zurück, und Viele klagten über die unlösbare Verwirrung.

Im Gefühle seiner Verlassenheit und voll Unwillen über die von allen Seiten ihn treffenden Kränkungen faßte Zwingli den Entschluß, den Rath um seine Entlassung aus der bisherigen Stellung anzugehen. Allgemein war die Bestürzung; doch auf dringendes Ansuchen beider Bürgermeister und der angesehensten Rathsmitglieder ließ Zwingli sich bewegen, seinen Entschluß zurückzunehmen. Neuer Muth kehrte den Räthen wieder, als Zwingli erklärte, bis in den Tod in den ihm übertragenen Amte ausharren zu wollen. Der Rath verbot darauf auch allen Uebrigen das Zurückziehen von ihren Aemtern.

Auf einer nochmaligen durch die Vermittler zu Stande gebrachten Zusammenkunft in Bremgarten erschien Zwingli persönlich und suchte besonders auf die zögernden und schwankenden Berner einzuwirken. Aufhebung der Sperre in diesem Augenblicke erklärte man für zweckwidrig, bevor die fünf Orte nachgegeben; man beschloß einen Ausfall der Bedrängten abzuwarten. Zwingli ahnete indeß, wie aus manchen Aeußerungen hervorgeht, einen übeln Ausgang und trug sich mit Gedanken an seinen Märtyrertod, den er vielleicht selbst, als der großen Sache seines Lebens

förderlich, wünschte. Wie man sein politisches Streben und Thun auch beurtheilen mag, nicht persönliche Rücksichten waren es, die ihn leiteten, sondern die Freiheit des Evangeliums und das damit vereinigte Wohl des Vaterlandes. Mit Muth und Gottvertrauen, getreu der Aufgabe seines Lebens, ging er der Zukunft entgegen, und bangte nicht, als ein um diese Zeit (im Jahr 1531) erscheinender Komet die Gemüther des Volkes in Schrecken setzte und allerlei schauerliche Sagen von Wunderzeichen und unheimlichen Naturerscheinungen umhergetragen wurden.

Von allen Seiten trafen unterdeß Berichte ein von den Rüstungen der fünf Orte, welche den Entschluß gefaßt hatten, die vorenthaltenen Lebensmittel selbst zu holen; Hilfstruppen derselben in Italien, mit päpstlichem Gelde geworben, wurden erwartet. Da raffte auch Zürich seine Kräfte zusammen. Rudolph Lavater, Landvogt von Kyburg, wurde zum obersten Feldhauptmann für Stadt und Land berufen, und ihm und seinen Unterhauptleuten, Pannerherrn Schweizer und dem Schützenhauptmann Tönig, Vollmacht gegeben, Mannschaft aufzubieten, aufzubrechen, sobald es nöthig, und Alles zu thun, was erforderlich sei, „den Nutzen und die Ehre des Landes zu schirmen und zu retten.“ Damit aber schien es, als ob der Rath glaubte genug gethan zu haben; man zeigte weder Thätigkeit, noch Entschlossenheit, noch Uebereinstimmung. Widersprechende Befehle folgten oft einander; schon aufgebotene Mannschaft erhielt auf dem Wege Befehl umzukehren. Unwillig sich überall gehemmt zu sehen, war selbst Lavater für einige Zeit nach Kyburg zurückgekehrt. Die Bewohner der bedroheten Gränzen wurden durch eine Menge eingesendeter Berichte theils erschreckt, theils erzürnt. Bern mahnte fortwährend zu Mäßigung, mit der Bitte nichts zu übereilen und nicht selbst anzugreifen, und hatte die Mehrheit der Räthe für sich; und so ward jede entscheidende Maaßregel vereitelt oder aufgeschoben. Die Rathlosigkeit der Züricher hob den Muth der Katholischen, welche auf einer Versammlung zu Brunnen in den ersten Tagen des Ok-

tobers 1531 den Krieg beschlossen. Alsbald brach auch die Hauptmacht der fünf alten Orte auf nach Zug, wo man einen Andrang der Züricher erwartete, und nahm die Kriegserklärung gegen Zürich mit sich. In Zürich war indeß die Verwirrung auf's Höchste gestiegen, der Heerführer im Kriegsrath nicht einmal anwesend, die Räthe wankend und unentschlossen, das Volk ohne Zuversicht und Theilnahme. Man wollte sich nicht wieder den Vorwurf zu raschen und übereilten Handelns zuziehen. Man hoffte noch immer, das heranziehende Gewitter werde durch Unterhandlungen sich zertheilen; man rechnete auf die Vermittler, allein diese hatten sich zurückgezogen und kamen erst nach der Schlacht bei Cappel wieder zum Vorschein. Man erwartete Nachrichten von Getreuen in den fünf Kantonen; allein diese konnten nicht Wort halten, weil die Gegner alle Päffe und Zugänge wohl besetzt hatten. Zwingli, voll Glaubens an seine gerechte Sache, ermahnte zu Muth und Ausdauer, obwohl er für sich selbst ohne Hoffnung war.

Am 9. Oktober war Lavater wieder in Zürich, und obwohl die Kunde über das feste Handeln der fünf Orte fortwährend eintraf nebst Bitten um Hilfe von den Gränzbewohnern, so ward doch der schon ertheilte Befehl zum Aufbruch wieder zurückgenommen; nichts geschah, als die Absendung einiger Rathsglieder, welche an Ort und Stelle sich erkundigen sollten. Am 10. Morgens erschienen bereits Augenzeugen von der Flucht vor den hereinbrechenden Katholiken, mit dringenden Bitten, den Aufbruch zu beschleunigen. Der Rath, unvollständig versammelt, weil Rathlosigkeit, Verzagtheit, heimliche Freude über die Verwirrung viele Mitglieder zurückhielt, war dennoch nicht zu entscheidenden Schritten geneigt. Der Entschluß Lavater's, das Sturmgeläute zum Aufgebot der Wehrfähigen in der Landschaft ergehen zu lassen, fand Widerspruch. Erst gegen Nachmittag wurden einige Hundert Mann, unter Georg Göldlin, entsendet, jedoch mit dem Befehl, nichts Entscheidendes zu wagen, sich vielmehr in gesicherter Stellung zu halten. Das denselben nöthige Geschütz folgte erst am Abend nach. Mit Anbruch der Nacht endlich

war die Erlaubniß zum Sturm ertheilt, der nun unregelmäßig und lässig, vielleicht hin und wieder durch heimliche Gegenbefehle gehindert, durch das Land erging. Am frühen Morgen des 11. Oct. wurde das Kriegspanner am Rathhause ausgehangen. Doch lange mußte der Feldhauptmann warten, bis einige Mannschaft sich sammelte, unregelmäßig, ohne gehörige Ordnung und Abtheilung. Wer Muth hatte, wer freiwillig kam, stellte sich in die Reihen. Etwa 700 Männer, darunter Rathsglieder, Geistliche, Greise, oft neben kräftigen Jünglingen, waren versammelt, als man zum Aufbruch drängte.

Ohne die Aufforderung des Rathes schon entschlossen, gesellte sich den Abziehenden auch Zwingli bei, da es Sitte war, daß einer der ersten Prediger der Stadt als Feldprediger das Panner zu begleiten pflegte. Zudem hoffte man, daß er schon durch sein Ansehen ermuthigend auf das Heer wirken werde, die Feinde aber hofften ihn bei dieser Gelegenheit los zu werden. Er hatte Abschied genommen von Weib und Kind. Als üble Vorbedeutung sah man es an, daß sein Pferd nicht fort wollte, sondern mehrmals zurückwich. Ernst und schweigend ritt er hinterdrein, zu umsichtig, als daß er bei so verkehrten Maaßregeln, bei solcher Lauheit Gutes hoffen konnte; aber zu mannhaft, um sich in der Stunde der Gefahr zurückzuziehen. Man hörte ihn mit Inbrunst beten für sich und für die Kirche Christi.

Beschwerlich war der Weg über den Albisberg. Manche der Schwerbewaffneten oder Betagten waren zurückgeblieben; noch weiter zurück war das Geschütz. Daher sah man, auf der Höhe angelangt, sich genöthigt, einen Augenblick zu rasten. Wilhelm Tönig gab den Rath, die Nachziehenden hier erst zu erwarten, da man in einigen Stunden bedeutenden Zuwachs der Mannschaft erwarten konnte, und in der That: tollkühn schien es, mit solchen Bruchstücken eines Heeres sich in die Ebene zu wagen. Aber schon im Hinansteigen hatte man den Donner des Geschützes aus der Gegend von Cappel her vernommen; ein Bote nach dem anderen kam und verlangte eilige Hilfe. Da sprach Zwingli, an

nichts gedenkend als an die Noth der Angegriffenen: „Ich in Gottes Namen will zu den biederen Leuten hin, mit ihnen sterben oder sie retten helfen.“ Auch Lavater rieth zur Eile. Man brach auf ohne das Geschütz zu erwarten.

Drei Uhr Nachmittags war es, als das Panner bei Cappel anlangte, mit wenig Mannschaft, welche noch dazu ermüdet war. In aufgelöster Ordnung folgten die Nachziehenden. Mit denen, welche auf den Landsturm herbei geeilt, bestand das ganze Heer der Züricher etwa aus 2000 Mann. Einige Stunden schon hatte Göldlin mit seiner Schaar, verstärkt durch die Bewohner der Umgegend, das Feuer des groben Geschützes der Gegner ausgehalten und durch das seinige erwiedert. Gerade als Lavater und Zwingli und die übrigen Führer auf dem Kampfplatze anlangten, war einige Stille eingetreten. Die Katholischen beriethen sich über Veränderung ihrer bisherigen Stellung. Auch die Züricher traten nun in Berathung zusammen. Die Kriegserklärung der fünf Orte wurde von Göldlin übergeben und Zwingli vorgelegt. Der Abend nahete, und man erwartete keinen entscheidenden Angriff der Katholischen mehr. Peter Füßli trug darauf an, das vorhandene Geschütz auf einen etwas rückwärts liegenden Hügel aufzuführen und hinter demselben eine gesicherte Stellung einzunehmen. Die Führer verfügten sich zum Theil dorthin, um die Stellung zu besichtigen. Allein in diesem Augenblicke sah sich die unten stehende, von ihren bedeutendsten Führern verlassene Schaar der Züricher vom Feinde in der Nähe bedroht. Während nämlich auch die Hauptleute der Katholischen ebenfalls noch berathschlagten, hatte ein Heerhaufen derselben sich in ein benachbartes Wäldchen geschlichen, aus welchem man die Züricher in der Seite angreifen konnte. Die Züricher, dies nicht ahnend, rückten muthig und ohne Kommando gegen die zugleich von vorn Angreifenden an. Lavater, Zwingli und die übrigen der Begleiter eilten, sich in die Reihe zu stellen. Es begann ein regelloser, Kampf und nun eröffneten auch die im Walde Verborgenen ihr Feuer, während die übrigen Katholischen nachrückten. Gefahrvoll war die Lage der

Züricher. „Wie ist es, Meister Ulrich," sprach Leonhard Burkhard, ein Bäcker aus Zürich, der keineswegs zu Zwingli's Freunden gehörte, „wie gefällt Euch die Sache? sind die Rüben gesalzen? wer soll sie essen?" — „Ich", antwortete dieser, „und mancher Biedermann, die wir hier stehen in Gottes Hand, dessen wir lebend und todt sind." — „Und ich will auch helfen", sprach Burkhard, „mein Leben sei daran gesetzt." Und er hielt Wort.

Eine Lanze ergreifend, trat Lavater unter die vordersten der Kämpfenden. „Seid eingedenk, rief er, der Ehre Gottes und Zürichs, und haltet euch redlich." Ebenso auch andere tapfere Züricher. Zwingli, mit einer Hellebarte bewaffnet, aufgefordert, auch seinerseits das Volk zu ermuthigen, rief mit lauter Stimme: „Fürchtet euch nicht, leiden wir auch, so geschieht es um Gottes Sache. Rufet zu Gott, er wird uns und die Unsern stärken. Gott walte über uns."

Von beiden Seiten ward mit Ungestüm gekämpft. „Ketzer und Kelchdieb," hörte man von der einen; „Verräther und Fleischverkäufer!" auf der andern Seite rufen. Um den Geschossen aus dem Walde zu entgehen, warfen sich die Züricher oft auf die Erde. Man schoß, man stach, man warf mit Steinen. Zweimal schon mußten die Katholischen weichen; allein in großer Ueberzahl und besser geordnet drangen sie stets wieder vor. Die Hälfte der Züricher lag auf dem Wahlplatze, als ein Theil, noch dazu von einem Verräther, der sich für einen Züricher ausgab, dazu ermuntert, die Flucht ergriff. Der Feldherr folgte. Das Panner, von seinen Führern mit äußerster Tapferkeit im blutigen Gefecht vertheidigt, war gerettet. Aber Zwingli — suchen wir ihn im Kampfgewühl. Im Begriff, einem an seiner Seite Sinkenden zuzusprechen, ward er von einem geworfenen Steine so stark getroffen, daß der als Siegeszeichen nach Luzern gebrachte Helm die Spur zeigte. Er sank nieder, raffte sich mehrmals wieder auf, bis er, noch durch mehrere Stiche im Schenkel verwundet, sich nicht mehr erheben konnte. „Den Leib können sie tödten, die Seele nicht," das sollen seine letzten Worte gewesen sein.

In seiner Nähe lagen noch achtzehn Andere, geistlichen Standes. So Diebold von Geroldseck, der den Reformator einst nach Einsiedeln berufen, Wolfgang Joner, Abbt zu Cappel, der Comthur Konrad Schmid, mitten unter neun und dreißig Männern aus Küßnacht. Aus dem kleinen Rathe waren sieben, aus dem großen neunzehn. Ohne diese waren noch fünf und sechzig Bürger der Hauptstadt und über vierhundert aus der Landschaft gefallen.

Rückkehrend von der Verfolgung der Fliehenden sammelten sich die Katholischen zum Dankgebet. Man durchsuchte nun mit Fackeln das Schlachtfeld, — Viele, getrieben von Beutelust oder Rachedurst und Fanatismus, Manche auch wohl in der edlern Absicht, den Verwundeten zu helfen. Wo die Fanatiker noch Lebende fanden, da richteten sie die Frage an dieselben, ob sie beichten oder die Heiligen anrufen wollten. Die sich weigerten, wurden sogleich ermordet. Ein solcher Haufen war's, der auch auf Zwingli traf. Er lag mit dem Gesicht zur Erde gewendet. Umgewendet fragte man ihn, wie die Andern, ob er beichten wolle? Verneinend schüttelte er das Haupt, schaute gen Himmel und betete. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!" rief Hauptmann Vokinger von Unterwalden, und stach ihm mit dem Schwert in den Hals. Zwingli war nicht mehr. Mit dem Tode hatte er das edle Streben seines Lebens besiegelt.

Am Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß er gefunden sei unter den Katholischen; man drängte sich herbei, um ihn zu sehen. Noch im Tode trug er, zum Staunen der Feinde, die Farbe des Lebens. „Welches dein Glaube auch gewesen sei" — sprach Hans Schönbrunner, ehemals Chorherr zu Cappel, mit Thränen in den Augen — „ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warest. Gott sei deiner Seele gnädig." Doch nicht so der fanatische Haufen. An dem Todten wollte man sich rächen. Einige verlangten, daß sein Körper in 5 Theile gehauen und jedem der fünf Orte eines zugesendet werden solle. Andere wollten, daß er verbrannt werde. Die Stimmen der Mäßigung und Vernunft, daß man die

Todten ruhen und Gott richten lassen solle, verhallten unter dem Geschrei der rohen Menge. Unter Trommelschlag ward ein Ketzergericht angekündigt und sodann auf den Ausspruch desselben der Leichnam durch den Nachrichter von Luzern geviertheilt, verbrannt und die Asche mit der von getödteten Schweinen vermischt. Da muß man wohl an den Ausspruch des Dichters denken: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, verderblich ist des Tigers Zahn, jedoch das Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Siegestrunken kehrten die Katholischen heim; doch mehr fast erfreut über den Tod ihres Feindes Zwingli, als über den errungenen Sieg selbst. Es fehlte der Reformation fortan ihre Seele, man durfte hoffen, daß das Alte wieder Platz greifen werde, zumal als nach einigen Tagen auch Zwingli's vertrauter Freund und Helfer, Oekolampad zu Basel, über des Freundes Tod tief betrübt gestorben war. Erschütternd war dagegen die Schreckensbotschaft in Zürich. Doch in stiller Ergebung duldeten manche, wie Anna Reinhard, der ein Trauerbote nach dem andern kam mit Meldung von dem Tode des Gatten, des Sohnes, des Schwiegersohnes, des Bruders und des Schwagers. Andere erkannten in dem Unglück eine Strafe Gottes für die Nichtbeachtung der Rechte der Eidgenossen und für gewaltsame Durchführung von Reformen, welche nur in der gewonnenen Ueberzeugung festen Halt haben können. Andere ermahnten dagegen jetzt zu verdoppelter Kraftanstrengung und traten in die Lücken. Auch die Regierung raffte sich jetzt auf. Bern ward um schleunige Hülfe angegangen und die Städte des christlichen Bürgerrechtes um Zuzug. Da man von Lavater lange Zeit ohne Kunde war, so wurden andere Führer auf die Höhe des Albis entsendet, die Fliehenden zu sammeln. Noch hätte man sich erheben können, als die am Tage der Schlacht schon ausgerückten Bernerischen Hilfstruppen ankamen und Lavater die Flüchtigen wieder gesammelt hatte. Allein die Uneinigkeit, die eigentliche Ursache der Niederlage, blieb. Der Bernische Führer, der Schultheiß

Dießbach, der Reform persönlich abgeneigt, hinderte mehr als er nützte. Seines verrätherischen Zögerns müde, wagten die Züricher unter dem Landeshauptmann Frey allein einen zweiten Angriff; sie wurden abermals geschlagen und der muthige Führer fand selbst seinen Tod.

Doch unerachtet ihrer Siege erfüllten sich die Hoffnungen der Katholischen nicht. „Den Leib mögen sie tödten," hatte Zwingli gesagt, „aber die Seele nicht." So war es; Zwingli war todt, aber die von ihm in's Leben gerufenen Ideen lebten fort, unvertilgbar durch das Schwert. Alle Versuche und alle Drohungen der Katholischen führten nicht zu dem Ziele, die Reform zu unterdrücken, wo sie einmal Wurzel gefaßt. Der Rath in Zürich erhielt von den Bedroheten die Versicherung, daß man bei dem Evangelium bis in den Tod verbleiben wolle, und dieser zeigte seinerseits ungebeugten Muth und entwickelte unerwartete Kraft, so daß man nicht einmal die von den auswärtigen Fürsten Ulrich von Würtemberg und Philipp von Hessen angebotene Hilfe annahm. Lavater selbst war dagegen durch die erlittene Niederlage eingeschüchtert; er fühlte, daß er nicht mehr das frühere Vertrauen bei dem Heere besitze, und wagte keine entscheidende Maaßregel. Die Berner zogen sich zurück und auch einzelne Muthlose oder Treulose verließen das Züricherische Heer. Dennoch aber schlug die Regierung auch jetzt noch die von den Katholischen gemachten Friedensbedingungen aus, als mit Ehre und Pflicht unvereinbar. Jetzt aber brach ein Heerhaufen von 4000 Mann aus den fünf Orten in's Züricher Gebiet, Schrecken und Jammer verbreitend; das flüchtige Landvolk mit Weibern und Kindern kam zur Stadt. Die Berner aber, so unwillig auch Einzelne in ihrem Heere über das treulose Verlassen der Bundesgenossen waren, blieben auch jetzt thatlos. Indessen wichen die Katholischen, als das Züricher Heer, verstärkt durch 1000 Mann Graubündner, ihnen entgegenrückte, zurück. Hans Escher führte jetzt an Lavater's Stelle die Züricher. Doch vereinzelt dastehend, verlassen von ihren mächtigern Bundesgenossen, konnten die Züricher den Ruf

des Landes nach Frieden nicht mehr überhören. Frieden ersehnten indeß auch die Katholischen. Die Theuerung, der Mangel in den von Kriegern überfüllten Gränzorten, der frühe Winter und das beschwerliche Leben im Felde machten auch für diese den Frieden erwünscht. Deßhalb suchten die fünf Orte einen besonderen Frieden mit den Landgemeinen des Kantons Zürich abzuschließen, falls die Hauptstadt länger des Friedens sich weigere. Allein auch im Rathe siegte endlich die Friedenspartei, und nun wurden Unterhandlungen eingeleitet. In Kriegszeiten aber stand nach alter Züricher Sitte der Kriegsgemeinde das Recht der Entscheidung zu; in's Lager wurden also einige der einflußreichsten Rathsglieder entsendet. Auch die Katholischen berathschlagten. Einige verlangten Herstellung des alten Glaubens auch in Zürich; den Frieden nur unter der Bedingung der in Zürich wieder hergestellten Messe. Daß Zürich sich dazu nicht verstehen werde, war einleuchtend; man mußte die Forderungen mäßigen.

Endlich kam der Frieden unter folgenden Hauptbedingungen zu Stande. Zürich und allen seinen unmittelbaren Angehörigen bleibt die Reform gesichert, ebenso denjenigen Theilen der gemeinsamen Herrschaften, wo sie bereits angenommen worden; doch steht es diesen bei etwaiger Stimmenmehrheit auch zu, zur Messe zurück zu kehren, die Kirchengüter sind nach Verhältniß zu theilen. Zürich verpflichtet sich, jede Einmischung da zu unterlassen, wo es nicht zu regieren hat. Das christliche Bürgerrecht und der erste Landfriede sind aufgehoben. Sodann folgten noch Bestimmungen über die Erstattungen und Entschädigungen. Bei diesen Verhandlungen wurde endlich der Name „Eidgenossen" wieder gebraucht. Nach deren Beendigung stiegen die Abgeordneten vom Pferde, boten einander die Hand und gaben sich zu trinken aus ihren Feldflaschen. Allen traten die Thränen in die Augen. Nach freundlichem Abschied kehrten sie zurück in's Lager.

Hart betroffen aber wurden die noch von den Bernern besetzten, nicht in dem Frieden begriffenen Ortschaften. Die Berner zogen sich treulos zurück und überließen die-

selben der Rache der Katholiken. Zürich, nicht im Stande, ihnen nachdrücklich zu helfen, öffnete wenigstens den Vertriebenen seine Thore. So kam auch Heinrich Bullinger nach Zürich, ein eben so gelehrter und geschäftskundiger, als milder und zugleich freimüthiger Mann, der würdigste Nachfolger des unsterblichen Reformators, zugleich der getreueste und kundigste Berichterstatter der Schweizer-Geschichte jener Tage.

Der errungene Sieg hatte indeß der römischen Kirche neue Macht verliehen. Außerhalb des Kantons Zürich erhob sich die katholische Reaktion mit Erfolg, und wie in St. Gallen und Einsiedeln, so zog das Mönchthum in viele Klöster und Gemeinden wieder ein.

Nicht zerstört durch die Macht der Waffen war nun zwar, was Zwingli mit der Macht des Geistes aufgebaut, allein vollendet war nun auch das traurige Geschick Deutschlands in der Schweiz; ihre Bürger waren in zwei durch den Glauben getrennte feindliche Parteien geschieden. Und alle Wunden, welche in den folgenden Jahrhunderten die Schweizer Bürger einander geschlagen, haben zumeist in dieser Fügung des Schicksales ihren Grund. Hätte damals das reformirende Prinzip bei Cappel den Sieg davon getragen, unleugbar würde das Schicksal der Schweiz bis auf den heutigen Tag ein anderes geworden sein. Kräftiger würde die Schweiz die Aufgabe in dem europäischen Staatensystem, zu welcher sie berufen ist, erfüllt haben, sie würde ein stärkeres Bollwerk der Freiheit geworden sein. Der giftige Wurm im Lebensmarke der Völker seit dreihundert Jahren, der Jesuitenorden, würde nicht herangekrochen sein zum Herzen Europa's, würde es nicht gebrochen haben durch den Sonderbund. Allerdings würde vielleicht dem alten Glauben von Seite der Reformirten, wenn diese gesiegt, manche Unbill geschehen sein in dem Rechte seines Daseins, er würde vielleicht aus der Schweiz vertrieben sein; allein gewonnen haben würde die Schweiz eine naturgemäße freie Entwickelung. Welches Glaubens in unsern Tagen man auch sein mag, den Glauben wird jeder Gebildete theilen, daß

die Menschheit zu steter Entwickelung ihres äußern und innern Lebens berufen ist. Diesem Gottesgesetze geistiger Entwickelung und Mündigwerdung der Völker tritt aber die römische Kirche beharrlich entgegen, sie ist namentlich seit jenen Tagen der ersten Versuche der Völker, sich geistig zu befreien, die stete Verneinung aller Entwickelung und alles Fortschrittes. Wo sie herrscht, da muß das geistige Leben und Streben der Völker aufhören oder sich selbst helfen auf dem Wege der Reformation. In dem Gottesgesetze geistiger Entwickelung liegt auch das letzte unveräußerliche Recht der Reformation; die ältere wie die jetzige kirchliche Reformation ist nichts Anderes, als die Selbsthilfe des Geistes auf die Angriffe gegen sein innerstes Leben und Streben. Will man das Recht der Reformation in den Buchstaben und Rechtssatzungen suchen, so suche man es in dem Kapitel von der Nothwehr. Der Erfolg solchen Kampfes entscheidet sich zwar nicht immer nach den Forderungen der Vernunft. Aber hat auch die Vernunft beim Entscheide durch die Waffen ihren Prozeß verloren, sie nimmt ihre Sache wieder auf bei der höhern Instanz des folgenden Jahrhunderts. Der freie Glaube der Schweiz, bei Cappel zwar nicht siegreich, hat in unsern Tagen vom Neuen den ihm von Ultramontanismus hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen. Mit Freude haben die Völker vernommen, daß der Entscheid diesmal ein anderer geworden. Der jesuitische Sonderbund, der ebenfalls in jenen alten fünf katholischen Orten seinen Hauptsitz hatte, ist zersprengt. Ein neuer Zeitraum der Entwickelung für die Schweiz hat begonnen.

Vielleicht hat die ewige Vorsicht die Entscheidung des Reformationskampfes bis zu unserer Zeit aufgespart, wo der freie Geist auch seine Aufgabe besser kennt, wo er auch die Rechte der Besiegten zu achten weiß, wo man erkannt hat, daß fortan im Reiche des Geistes nicht mehr die Waffen der Hand, sondern die Waffen des Wortes entscheiden müssen. Ein deutsames Zeichen mag es erscheinen, daß man jetzt die Waffen Zwingli's von Luzern, wo sie seit drei Jahrhundeten geruht, zurückgebracht

hat nach Zürich. Mögen sie in ewigen Frieden ruhen; mögen fortan nur die Waffen seines Geistes im Kampfe für das freie Evangelium gelten! Der Sieg durch diese Waffen, wenn auch langsam, ist doch sicher und gewiß. Schon hat der Geist der Versöhnung, welcher den Reformator nach Marburg begleitete, in Deutschland sein Siegesfest gefeiert in der Union der Reformirten und Lutherischen; schon ist der Geist evangelischer Freiheit, welcher ihn zum Tode geleitete, in Deutschland wieder erwacht. Dieser Geist, fortschreitend in der Gasse, welche die Glaubenshelden der Vorzeit ihm eröffneten, fortsetzend ihre Arbeit, wird das Ziel erreichen, welches jene ahnungsvoll in sturmbewegter Ferne sahen. Mag auch kein Magistrat, kein deutscher Reichsfürst der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts helfend beistehen, sie bedarf solcher äußeren Hilfe nicht mehr; der Weg ist ihr gebahnt durch Luther's und Zwingli's Heldenarbeit, allmächtiger Beistand ist ihr gesichert in der fortschreitenden Geistesbildung der Völker. — Das Vaterland hat seinem Reformator auf dem Schlachtfelde bei Cappel im Jahre 1838 ein Denkmal errichtet, *) Dankbarkeit hat seinen Namen eingeschrieben in unser Herz, und die Geschichte sein Leben in's Buch der Unsterblichkeit.

---

*) Ein aufgerichteter Granitblock trägt in zwei eingesenkten Metallplatten folgende Inschrift in deutscher und lateinischer Sprache:

Den Leib können sie tödten,
Nicht aber die Seele.
So sprach an dieser Stätte
Ulrich Zwingli
für Wahrheit
und
der christlichen Kirche
Freiheit
den Heldentod sterbend
den 11. Oktober 1531.







